E. L. Bulwer's

ſämmtliche Romane.

Aus dem Engliſchen.

Zwanzigſter Band.

Die Pilger am Rhein.

Stuttgart:

Scheible, Rieger & Sattler.

1845.

Die

Pilger am Rhein.

Ein Roman

von

Eduard Lytton Bulwer.

Ueberſetzt

von

Wilhelm Schöttlen.

Stuttgart:
Scheible, Rieger & Sattler.
1845.

Wirſt du vergeſſen die ſeligen Stunden,
Die uns im Haine der Liebe entſchwunden,
Die wir ſtatt Erde mit Laubwerk bedeckten,
Als ſie die Leichen entgegen uns ſtreckten?

Shelley.

Du führſt die Reihen der Lebendigen
Vor mir vorbei, und lehrſt mich meine Brüder
Im ſtillen Buſch, in Luft und Waſſer kennen.

Göthe im Fauſt.

Staatliche
Bibliothek
Bamberg

An

Henry Lytton Bulwer, Esq.

Erlaube mir, theurer Bruder, daß ich Dir dieſes Werk widme. Der größere Theil deſſelben, nämlich die Erzählungen, welche in die Reiſen Gertrudens und Trevylyans eingewoben ſind, wurde auf dem heiteren Ausfluge niedergeſchrieben, den wir vor einigen Jahren mit einander machten. Unter allen, theils traurigen, theils angenehmen, Erinnerungen, welche ſich daran knüpfen, ſind mir diejenigen am willkommenſten, welche mir die Freundſchaft ins Gedächtniß zurückrufen, die zwiſchen uns beſteht und, wie es ſo ſelten unter nahen Verwandten vorkommt, immer ſtärker und inniger geworden iſt, je weiter unſere Fußſtapfen von den Gefilden, wo wir als Kinder mit einander ſpielten, ſich entfernt haben. Ich widme Dir dieſes Werk um ſo lieber, als es ſich von jeher Deiner Gunſt zu erfreuen hatte und als es ferner eine von denjenigen meiner Schriften iſt, welche im Auslande am meiſten geſucht werden. Ich glaube dadurch nun für die aufrichtige Hochachtung, welche dieſer Dedikation zum Grunde liegt, ein Dokument von einiger Dauer gefunden zu haben.

Dein ꝛc.

E. L. B.

Vorerinnerung zur erſten Ausgabe.

Könnte ich der Kritik und dem Publikum Vorſchriften geben, ſo würde ich den Wunſch ausſprechen, man möchte gegenwärtiges Werk mehr nach den Regeln der Dichtkunſt als der Proſa beurtheilen; denn nach jenen Regeln wurde es entworfen und ausgeführt. Ich fühle, daß ein gemüthliches Eingehen in den Plan des Verfaſſers nothwendig iſt, um die Mährchen, die er ſeiner Erzählung einverleibte, den blumenreichen Styl und die Ueberfülle ſeiner Schilderungen zu entſchuldigen. Es möchte wirklich eine Unmöglichkeit ſein, die Rheingegenden zu beſchreiben und einige ihrer Sagen einzuſtreuen, ohne zugleich der Phantaſie (vielleicht hier zu ſehr) die Zügel ſchießen zu laſſen, oder ohne dem anſteckenden Einfluſſe des wilden germaniſchen Geiſtes ſich hinzugeben, den ich in eine kältere Sprache zu übertragen ſuchte.

Ich habe den Verſuch gemacht, dem Grundzuge meines Werkes die einfachſten Materialien unterzulegen und dann erſt denſelben mit den Blumen zu durchweben, welche Gegenſtänden von einer mehr phantaſtiſchen Natur angehören. Ich weiß nicht, wie weit ich meinen Zweck erreicht habe, aber verſchiedene Umſtände vereinigten ſich, daß ich mit weit größerer Luſt als bei den übrigen Werken, die ich ſchrieb, an die Ausarbeitung des vorliegenden ging und mich gänzlich in daſſelbe verſenkte, obwohl meine Freude einer Beimiſchung von Schwermuth ſich nicht völlig erwehren konnte. Aber die Begeiſterung des Dichters ſteht oft durchaus nicht im Verhältniſſe mit dem Werthe ſeines Werkes, und das Publikum rächt ſich bisweilen nicht mit Unrecht für jene Vergeſſenheit ſeines Daſeins, welche einen Hauptreiz für das einſame Leben des Schriftſtellers hat und die beglückendſte, wenn auch nicht die weiſeſte, Begeiſterung ſeiner Träume iſt.

Einleitungsgedicht.

An das Ideal.

Anrede an das Ideal. — Die Flucht aus der wirklichen Welt, angeboten von der Phantaſie. — Die Täuſchungen der Liebe. — Der Gegenſtand unſerer Träume iſt unerreichbar, gewährt aber eben dadurch auch Troſt. — Das Genie wird oft beredt, gerade durch die Täuſchung; und Rouſſeau, das Opfer, iſt auch der Prieſter des Ideals. — Byrons Charakter. — Das Ideal beglückt nicht allein die Dichter, ſondern erfüllt auch die Herzen der Patrioten. — Portrait Algernon Sydney's; die Nacht vor ſeinem Tode. — Das Ideal tröſtet nicht nur, ſondern erhebt auch; unſere edelſte Begeiſterung fließt aus demſelben. — Die Träume ſind ſeine Unterthanen. — Ihre Macht über die Vergangenheit. — Der junge Napoleon und wie ſeiner Phantaſie die Zukunft erſchienen ſein mag. — Das Ideal bietet Königen Trotz und gleicht die Rangſtufen aus. — Sein Dienſt beſteht in der Verehrung des Schönen. — Anrufung des Dichters. — Zueignung an Deutſchland. — Umriß der Erzählung, in welche dieſes Gedicht einleitet und Darſtellung der Züge, die ſie vom Ideale borgte.

I.

Gleich Griechenlands bezaubernder Najade,
Wohnt tief in unſers Lebens dunkler Flut
Ein Geiſt des Sangs, unſichtbar, doch allſehend —
Der Seele Nymphe, unſers Daſeins Sonne —

Sie läßt das Waſſer klingen, wie Muſik;
Sie leiht dem rauhen Sturme Melodien,
Und läßt um ihre mondbeglänzte Grotte
Das Veilchen Tempe's Hybla's Tymian blüh'n;
Sie iſt's — das Ideal im Born der Wahrheit,
Die Alles ſchmückt mit Götterjugendklarheit.

II.

Jenſeits der Sichtbarkeit iſt eine Welt,
Wo die Erinn'rung Hoffnungsfarben trägt;
Ein ſolches Leben mag dem erſten Blick
Der Jugend formlos ſcheinen, doch iſt's tief
Als Traum und Leidenſchaft. Drum, wenn's hier
Dunkelt, flieh'n wir hin, wo leis nur weht
Die Luft und golden glänzt der Tag und wo
Die Blumen blüh'n, des Waldes Vogel ruft,
Der Mittag lacht den Waſſerfall hinunter.
Kein Menſch iſt dort, doch immer wirſt du ſeh'n
Die Nixe ihre Ambralocken flechten;
Oft auch, wenn Nacht herannaht durch das Dunkel,
In dem der Himmel ſchwimmt, die Sterne blicken,
Kannſt Du im fernen Dämmerlichte ſchauen
Die lichten Feen auf dem Silbergrün.
Oft, wenn des Morgens Roſenurne ſpendet
Den friſchen Thau, die erſte Lerche ſingend
Zum Himmel ſchwebt und munter durch das Laub
Der bart'ge Faun mit ſeiner Flöte rauſcht,
So ſinken nebelhafte Dunſtgeſtalten
Hinab in den kryſtall'nen Quell und durch
Des Berges Schlucht zerfließt die Oreade.

Dies iſt dein Werk und deine Welt, du Holde,
Du Engel eines ſchöneren Daſeins! — Jeder Glaube,
Der überirdiſche Geſtalten ſchafft,
Iſt dein! Von dem Saturn in ſeiner Höhle,
Vom erſten Pan, der auf dem Rohre blies,
Bis zu dem letzten Geiſt, der, wenn des Himmels
Erloſch'ne Lichter niederſinken, ſanft
Am wonnevollen Rheinesufer klagt!

III.

Wir lieben, liebend täuſchen wir uns ſtets,
Gewohnheit tödtet, was das Schickſal ſchont;
Und immer, wie die Leidenſchaft erkaltet,
Verläßt der Engel auch des Menſchen Stirn.
Wir ſehnen uns umſonſt auf dieſer Erde
Nach unſeres Herzens ſüßem Kindertraum.

Du, die Egeria der innern Welt,
Geſchöpf des Lenzhauchs und des Sonnenſtrahls,
Du ſchönes Bild der lieblichſten Gefühle,
Du biſt nur ſcheinbar in der Menſchen Liebe.
Die Sterne ſpiegeln ſich im Ocean,
Doch welche Schwingen können ſie erreichen?
Die ungeſtillten Wünſche ziehen ſtets
Hinauf und fordern Löſung von dem Himmel!
Iſt dein die Qual, ſo iſt auch dein der Lohn,
Und Phantaſie beſiegt den düſtren Gram,
Denn ſtets, wie Perſiens zarter Sänger ſpricht,
Durchhaucht die Roſe den gemeinen Lehm. *

* Eines Tages ward ich entzückt durch den Wohlgeruch ei-

Sproßt auch für uns die ew'ge Blume nicht,
Hängt doch ihr Ätherduft an unſ'rem Staub.
Am ſüßen Duft kennt man die beſſ're Erde
Und fremder Wohlgeruch veredelt ſie.
Du führteſt Manchen zur Unſterblichkeit,
Den ſeine Schwäche nur berühmt gemacht;
Es ſprangen heil'ge Thränen aus dem Schmerz
Und Rouſſeau ward von Sehergeiſt durchdrungen.

IV.

Und Er, der irre, große, düſt're Weiſe,
Um den das Urtheil, das ihn richtet, ſeufzt;
„Der Junge, Schöne," welcher überall
Ein Echo nachließ, wenn ſein Schatten ſchwand,
Der halb mit Spotten, doch mit tiefer Kunſt
Das Herz der Welt an ſeine Irrfahrt band;
War er nicht dein — ganz dein mit ſeiner Kraft,
Mit ſeinen Schwächen, ſeinem Ruhm, mit Allem,
Wodurch Erinn'rung ihn uns theuer macht?
Nicht dieſer Welt gehört ſein Leben an:
Er athmete in einer andern Luft,
Wo Licht die Hoffnung und der Dunſt Verzweiflung.
Wenn ſchlangengleich 'ne ird'ſche Leidenſchaft
Sein Herz erfaßte, oder wenn darin
Der Argwohn eine Sünde auferzog,
Umhüllte ſeine Seel' ein kranker Traum,

ner Erdſcholle. Biſt du Moſchus? fragte ich. Biſt du Ambra? Sie erwiderte: Ich bin nur gemeine Erde; aber die Roſe wuchs aus mir hervor: ihre wohlthätige Kraft durchdrang mein Weſen. Wäre die Roſe nicht, ſo würde ich ganz gewöhnliche Erde ſein. Saadi.

Bis er ſich Ideal und Stoff ſelbſt ward;
Klagt doch ſein düſtres Bild, wenn wir ihn ſchelten,
Daß eines Freund's Gedächtniß wir gekränkt.
So wie das Mondlicht über's Waſſer herrſcht,
Beherrſchteſt, wilder Sänger, du die Seele
Und ſchloſſeſt dich vertraulich an uns an.
Und als dein Pilgerherz zur Ruhe kam,
Schien die Natur in ihrem Lauf zu ſtocken;
Wir ſtaunten, bebten, denn dein Leben war
Ein Weſen von uns ſelbſt geworden!

Oh, wer kann ſagen, welchen Troſt dir bot
In ſtiller Nacht dein unbelauſchter Geiſt,
Da du als Jüngling an dem Rheine ſtandſt,
Durch Nero's Thurm die Winde heulen hörteſt,
Da du begeiſtert nach dem Meere ſchauteſt,
Wo einſt der Perſer Macht zertrümmert ward;
Und nach der Stell', wo in des Ölbaums Schatten
Der alte Strom melodiſch hin ſich ſchlängelt,
Des Ideales Opfer und auch Prieſter,
Niemand kennt deine Freuden, deinen Schmerz!
Zerbrochen iſt die Harfe, fort der Geiſt,
Und aus der Luft verſchwand der halbe Himmel!

Stets wird das Brauſen Adria's vermiſchen
Dein wildes Lied mit Taſſo's Kriegesſang;
Es wird dein Schatten düſter durch die Flur
Ravenna's ſchweben, bis das Laub der Bäume
Bewegt erſcheint von frommer Andacht. Wenn
Die Zukunft, neidiſch auf die Vorzeit, bricht

Den ehr'nen Schlummer des Argivers einſt,
Wird deinen Namen der Albanerjüngling
Ehrfurchtsvoll nennen, ja, du wirſt im Traume
Die Mädchen Joniens begeiſtern, und
Dein Lied wird auf Apollo's Hügel ſchallen,
Auf Papho's und an der Pharſal'ſchen Quelle;
Ein grauer Schimmer, nie geſehn zuvor,
Wird Miſſolonghi's Oede dann umzieh'n!

V.

Doch nicht allein des Leyergottes Söhnen
Erglänzt das Himmelslicht des Ideals;
Du herrſcheſt gleichfalls über ſtreng're Seelen,
Und jede Wahrheit trinkt aus deinem Born;
In düſt'rer Zelle, wo der hohe Sidney
Die Stunden bis zum Morgen zählt, an dem
Sein Geiſt mit feſtem Tritte wandelte
Die alte, unerſchütterliche Brücke, die
Hinüberläuft ins ſchauerliche Jenſeits,
Und unter welcher der Vergangenheit
Geheimniß furchtbar als ein Abgrund gähnt:
Welch herrliche Gedanken, welche Träume
Umſtanden gleich Veſtalinnen den Herd
Der hehren Sehnſucht des Gefangenen!
Du ungefunden Ideal, deß Glanz
Durch ird'ſche Schranken auf ſein Antlitz ſtrahlte,
Du, ſeine heißgeliebte Braut und Göttin,
Du, ſein Geſchöpf und Schöpferin, o Freiheit!
Du, die um des Atheners Schwert einſt wand
Den Zweig, geweiht durch des Hipparchos Tod,

Warſt Du nicht bei ihm in der Ehrenzelle?
Erfüllteſt ſie mit lichten Bildern nicht
Und mächt'ger Prophezeihung künft'ger Zeit?
Er liebte dich, und darum dieſe Feſſeln;
Doch ſeine Adlersfittige vermochte
Kein Kettenring zu beugen; aus dem Kerker
Ging er durch dich auch in den Himmel ein;
Du gabſt den Tod, dagegen ew'gen Ruhm.
Der Donner rollte, doch durch's Sturmgewölk
Das jäh zerriſſene, kam der Zukunft Engel;
Und in dem Kerker des Verurtheilten
Verkündet er der Menſchheit lichte Bahn.
Ja, wenn des Lebens letzte Hoffnung ſchwindet,
Die Seele zagend von dem Ufer ſchifft,
Hinaus in eine dunkle Ewigkeit;
Da glänzeſt Du, ein einſam ſchöner Stern,
Und leiteſt ihren ſteuerloſen Kahn.
Wenn das Schaffot mit ſeinem Fallbeil droht,
Erhebt der Freund des Vaterlands zu dir
Sein furchtlos Auge; ſchaut nicht auf die Menge,
Die ringsherum ſteht, nicht auf ſeinen Henker —
Es kümmert ihn kein Gaffen und kein Schweigen,
Kein Mitleid heiſcht er, kennend keine Furcht.
Die Feuerſäule glänzet durch die Wüſte,
Und weiſt nach ſeiner Träume Kanaan.
Der Freiheit Blut macht frei der Zukunft Pfad,
Aus jedem Tropfen ſproßt die Drachenſaat!

VI.

Wirſt du nicht Tröſterin genannt? Wenn wir

Dich bitten, ſchweigſt du uns mit gold'nem Schein!
Dein müdes Kind, das Leben, einzuwiegen
In ſüßen Traum, iſt deine Mutterſorge! —
Erheberin und Tröſterin! Bau'ſt du nicht
In uns Altäre dem Erhabenen?
Was wären unſere Gedanken, wenn
Du ſie nicht weihteſt? was dies dunkle Eiland
Im Meer der Zeit, umringt von niedern Sorgen,
Wenn deine Worte nicht am Himmel ſtrahlten,
Du große Zauberin der Sterne? — Flößt
Dein Glaube denn nicht alles Edle ein?
Religion und Dichtung, Ruhm, der Seele
Erzengel — unbeſiegte Freiheit, und
Der Wunſch nach beſſ'rem, glänzenderem Sein,
Die Sehnſucht, alle Menſchen zu beglücken
Und himmliſchen Geſtalten gleich zu werden,
Der Drang, aus unſ'rem Stand der Sterblichkeit
Hinaufzuſteigen zum Olymp — iſt nicht
Von dir dies Alles? iſt's nicht dein Befehl,
Zu folgen dem Orakel, das uns ruft,
Das Unſichtbare zu verwirklichen
Und zu erheben, aber ach vergebens,
Den Geiſt aus dem Gewirr des Erdenlebens?

Die Träume im Palaſt von Elfenbein,
Des Schlafs, der großen Mutter dieſer Erde,
Zahlloſes Heer, iſt dein, die ſanften Herrſcher,
Die gegen dieſes Lebens Sorgen kämpfen
Und zauberkräftig mit weit gröߴrer Macht
Als menſchliches Geſetz, ſelbſt Thränen hemmen;

Mit heit'rem Lächeln decken ſie ein Herz,
Das weint; ſie fordern von dem Grabe,
Daß es zurückgibt die geliebte Braut;
Und mit des Herzens hingeſchwund'nen Blüten
Und Farbentönen ſchmücken ſie die Stunde.
Wie eine Wärterin ihr Kind beſchwichtigt,
So leiten ſie zur Ruhe unſere Seele,
So ſind, die uns beherrſchen deine Sklaven;
Was Wunder nun, daß ihre wilden Stimmen
Die Vorzeit mit prophet'ſchen Sprüchen täuſchten?

VII.

Sieh bleich und kronlos dort auf ſeinem Lager
Den Jüngling Öſtreichs, der gefall'nen Troja
Scamandrius, welch hoher Glanz umgab
Die Wiege dieſes künft'gen Weltbeherrſchers!
Ihm lachten Frankreichs Veilchen, Frankreichs Weine!
Froh klang die Harfe, jubelnd ſcholl das Lied,
Und Frauen, Krieger mit wohl tauſend Narben,
Der alte Stamm von Auſterlitz, die Banden,
Die durch der Alpen Paß den Rachekrieg
Ins Heimathland des ſchwarzbeſchwingten Adlers,
Des Siegers, trugen, Alle riefen: Heil,
O Mutter Frankreich, du haſt einen Sohn!

Als dieſer Ruf von Nord nach Süd erſcholl,
Da bebten morſche, angeerbte Throne,
Und Wittwen prophezeihten ihren Kindern
Die Stunde ihres künftigen Verderbens.
„Soll unſer Stamm dem Blut geweiht nur ſein,

Hat Ate denn ein Erbrecht auf die Menſchen?“
Die Zeit verfließt, komm, banger Frager, ſieh!
Auf jenem Felſen ſtirbt der Kaiſeradler!
Des Sohnes Leben iſt des Vaters Strafe! —
Von deinem Werth, was weiß man, armer Knabe!
Ob tapfer du, ob feig, ob deine Seele
Hoch flog, ob ſie gemeine Freude ſuchte?
Ob dieſe junge Stirne Weisheit barg,
Ob dumpfer Sinn in höf'ſchen Zwang ſich fügte,
Ob raſch dein Blut durch ſeine Adern ſprang,
Ob es durch's träge Herz nur langſam floß?
Ob, wie dein Antlitz, doch in mild'rer Form,
Bezeugte, du etwas von dem Vater hatteſt
In dir, das ſtolz vielleicht verkündete:
Hätt' dich das Schickſal nur geſchont, ſo würde
Dem Holzſtoß auf dem fernen Helena
Ein Phönix ſiegesfroh entſteigen einſt;
Ob nicht vielleicht ein ſklaviſch Späherauge,
Entmannte Weichheit, welche hohe Schranken
Aufführte zwiſchen einem Hofe und
Gedanken, wie in kräft'ger Lebensluft
Dein Vater ſie geſchöpft — ob dadurch wohl
Erloſch der Funke, der getrieben hätte
Napoleons einz'gen ſcepterloſen Sohn
Zum Kampfe, und des Adlers dunkle Schwingen
Nochmals geleitet gegen Königsſtädte?
Wer kann's jetzt ſagen oder ahnen, den
Des Schickſals dunkle Nacht ſchließt ſelbſt die Träume
Von deinem unbekränzten Grabe aus;
Das kleinliche Geweb der Schmeichelei,

Des Vorſaals Klatſchen und Lakeientrug,
Der höf'ſchen Zungen feile Prahlerei
Gleich freundlich gegen dich und gegen Bordeaux,
Sind dein Archiv! — So iſt dahingeſchwunden
Der weltbegrüßte Sohn des großen Korſen!

Doch darf man mind'ſtens dieſes von dir denken,
Daß du in des Gedankens weiten Reichen
Nicht thronlos warſt, daß oft bei Nacht, wenn Alles
Im Schlafe lag, ein Traum des Ideals
Herantrat an dein unbewachtes Kiſſen,
Ein Licht ſich ausgoß über eine Zukunft,
Die nie dir ward. Denn gütig iſt die Jugend;
Und du ein Sohn des Schwertes, das zuerſt
Die Könige zu Gottgeſalbten weihte,
Du nährteſt ſicherlich den Traum und Wunſch,
Die Phantaſie, die nach der Wahrheit ſtrebt,
Und die der Jugend ew'ges Erbe iſt.
Dann ſtrahlteſt du vor der erblaßten Welt —
Der Ruhm erfüllte der Geburt Verheißung —
Des Adlers Fahne ward auf's Neu entrollt.
„Zur Schlacht!“ erſcholl die Stimme eines Herrſchers,
Ein neu Philippi bot den Siegerlohn
Dem nun gerächten, größern Cäſarsſohn!

VIII.

Ja, du der Seele zaub'riſche Armida
Verhöhnſt der Kön'ge Witz und Wehr, ſie theilen
Die ſichtbar'n Reiche unter ſich, bewachen
Der ird'ſchen Fluten Spiegel, doch der Quell

Der tief're und der Aether oben, ja
Die Sterne ſelbſt, der Hoffnung unermeſſnes
Gebiet, des Himmels Himmel nennſt du dein.
Kein Riegel, keine Schranke, kein Geſetz,
Kein Hof, kann dieſes grenzenloſe Reich
Beſchränken, ſelbſt das Schickſal kann kein Blatt
In deinen winterloſen Gärten welken,
Die Parze klopft vergeblich an dein Thor.
Gram, der das Herz verzehrt, und falſche Liebe,
Das Glück mit ſeinem Rad, die bittre Scham,
Die Dürft'ge ſtolz verfolgt, und Eiferſucht
(Der Schatten heißer Leidenſchaft), ſie können
In deine Lauben nie ſich ſtehlen, wo
Die Seelen, eine Zeitlang freigelaſſen,
An ſüßer, ungetrübter Luſt ſich laben,
So wie man glaubt, daß Götter nur ſie haben!

IX.

Du Seraph in mir, Tröſter und Apoſtel,
Der du mir heilige Gedanken und
Den Himmel predigſt, Alles Niedrige
Verachtend — irren zwar iſt Menſchenloos,
Doch wird's vergeben, wenn wir edel irren;
Ein niederer Wunſch hingegen treibt den Engel,
Fern von der Stätte, die er treu bewacht.
Drum muß, um zu bewahren deine Glut,
Ein prieſterlich Gewand die Seele tragen,
Dann wird vor dieſer reinen Flamme Schein
Der Dünſte Qualm nach Allen Seiten fliehen;
Mit tiefer Andacht ehr' ich Alles Schöne,

Ob auf der Erde, ob im Menſchenherzen,
Und ſuch' in dieſem ſchatt'gen Thal die Blumen,
Die mich belehren in der holden Kunſt,
Den Weihrauch der Gedanken auszuſtreun;
So hab' ich Tugend als ein göttlich Bild
Mir vorgeſtellt mit Liebe, wie ich glaube,
Daß uns Gott thun wird — jeden Quell erfüllt,
In welchem Leben von dem Weltall ſtrömt!

Sieh, wie ich ſchreibe, wogt vor meinem Fenſter
Der wilde Wald, drin mitternächt'ge Winde
Sich jagen und die ſtillen Sterne ſchauen
Einſam herunter auf den Strom, der ſein
Geſtade, wie mit Geiſtertönen jammernd,
Beſpült; dies weiht mir deine Gegenwart;
Nicht mehr gemeine Wogen, Feld und Himmel —
In jedem Graſe ſeh ich deinen Geiſt,
In jedem Lüftchen ſäuſelt deine Stimme.
Mein Herz wird düſter, meiner Jugend Kraft
Iſt längſt aus meinem Körper hingeſchwunden,
Was einſt ſchon durch den Namen mich entzückte,
Kann mir, zu ſpät gewonnen, nicht genügen;
Doch du biſt unzerſtörbarer Natur,
Und ſchmückeſt ſtets mit Grün die Winterflur!

X.

Genug! Es ſchließt mein Lied und dir, du Land
Des Nordens, weih ich ſeinen Klang, wie ich
Die einfache Geſchichte dir geweiht,
Das Drama dieſes Vorſpiels!

Ferne rollt
Der raſche Rhein im ſanften Mondesſtrahl;
Doch hört mein Ohr, mein träumend Auge ſieht
Die Tannen rauſchen und die Wogen plätſchern;
Durch Rheingaus Rebenthäler ſeh ich gleiten
Geſtalten, ſchattenhafte, mit dem Wind;
Ich hör' der Lurley düſtern Klaggeſang —
Um Rolands alten Felſen geht mein Gang!

XI.

Einfach iſt meine Mähr' und würde kaum
Das Ohr nur einen Augenblick verlocken,
Wenn Phantaſie nicht über der Geſchichte
Aufſpannte ihre Regenbogenbilder,
Sie ſchmückte mit des Ideales Glanz
Das gerne, wenn man's ruft, herniederſteigt!
Von einer ſprech' ich, die ſchon früh gewelkt,
Ein einſam Herz zurückließ auf der Erde,
Die nun ein großes Grab ihm dünkte! Dies
Iſt alles Wahrheit; aber du ſollſt freundlich
Auf unſrer Pilger Fahrt die Luft durchwürzen,
Mit manchen Sagen ihren Weg verkürzen,
Und ſelbſt den Tod mit Liebeslächeln ſchmücken;
Dein Zauber ruft, ſo wie die Duldrin welkt,
Die lichte Schaar aus Oberon's grünen Hallen;
Es wachen Feen über ihrem Leben,
Und ihren Abend ſchmücken ſie mit Träumen;
Hell wird der Pfad, das Herz wird hold gepflegt,
Vom Todespfeil das Gift noch abgeſtreift,
Und ſtockt der Puls, ſo blühen um das Grab

Auf den Befehl der Feen wilde Blumen;
Des Mondes Strahl blickt auf dem duft'gen Graſe
Und in den Wogen rauſcht es wie Muſik.
Wer einen Kranz aus dieſen Blumen windet,
In dieſem weht dein Odem nicht vergebens.
Blickſt du auf ihn nicht wie mit Engelsaugen?
Hat ſeine Seele nicht Magie getrunken?
Um wie durch Zauber von dem rauhen Sein,
Die Welt zu locken zu dem holden Schein,
Und um ein dumpfes, ſorgenvolles Leben
Des Mondes lieblich Strahlennetz zu weben?

Erſtes Kapitel.

In welchem der Leſer bei der Königin Nymphalin eingeführt wird.

In einem jener grünen Wälder, die eine ſo eigenthümliche Zierde unſeres Inſellandes ſind (der Continent hat Forſten, England aber Wälder) lebte vor noch nicht langer Zeit eine wunderliebliche, kleine Fee, mit Namen Nymphalin. Ich glaube, ſie gehörte zu der jüngeren Linie des Hauſes Mab; doch iſt dies vielleicht nur eine genealogiſche Fabel, denn die Feen beſitzen einen ungemeinen Ahnenſtolz, und es läßt ſich durchaus nicht läugnen, daß ſie den freiſinnigen Anſichten, welche heutzutage allenthalben auftauchen, immer mit einigem Widerſtreben beipflichten.

Wie es ſich nun auch verhalten mag, ſo viel iſt wenigſtens gewiß, daß alle Höflinge in Nymphalins Landen (ſie war eine Feenkönigin) mit vielem Nachdrucke auf dieſe erlauchte Abſtammung hinwieſen und demgemäß das Mab'ſche Wappen, drei grüne Eicheln neben einer ſpringenden Heuſchrecke, dem ihrigen einverleiben. Es ging ſo luſtig an dem kleinen Hofe zu, als man ſich nur denken kann, und wer in einer ſchönen Sommernacht den Bällen der Königin angewohnt hätte, würde ſich

köſtlich amüſirt haben, wozu übrigens eine Eintrittskarte nöthig geweſen wäre, eine Gunſt, die ſich nicht ſo leichten Kaufs erlangen ließ.

So lang jedoch Menſchen und Feen nicht auf den Vorſchlag Mr. Owens eingehen und in Parallelogrammen leben, werden ſie ſtets die Opfer der Langeweile ſein. Nymphalin, die in der Liebe bereits unglückliche Erfahrungen gemacht hatte, jedoch noch unverheirathet war, hatte in den letzten fünf oder ſechs Monaten die Bälle äußerſt ſatt bekommen. Sie gähnte deßhalb häufig, und dadurch wurde natürlich das Gähnen Mode.

„Wenn wir doch nur auch wieder einige neue Tänze hätten, meine Pipali,“ ſagte Nymphalin zu ihrer Favorit-Ehrendame, „dieſer Walzer ſind gar zu ſehr aus der Mode gekommen.“

„Sie ſind ſehr aus der Mode gekommen,“ ſagte Pipalin.

Die Königin gähnte und Pipali ebenfalls.

Es war eine Gallanacht. Der Hof wurde in einer einſamen aber prachtvollen Höhle gehalten, welche auf allen Seiten wilde Geſträuche ſo dicht umgaben, daß nicht leicht ein menſchlicher Fuß dieſelbe erreichen konnte. Wo immer die Schatten auf das Gebüſch fielen, da verbreitete ein Glühwurm ſeinen zauberhaften Schein, und der glänzende Auguſtmond zog langſam an dem Himmel dahin, mit inniger Freude auf die luſtigen Scenen herunterblickend. Wer behaupten will, der Mond ſei kein Freund von der Fröhlichkeit, der thut ihm ſehr Unrecht; mit der Luſtbarkeit der Feen wenigſtens ſympathiſirt er auf alle mögliche Weiſe. Da und dort ſenkte ein ſeltenes

Geisblatt (der Auguſt iſt nicht mehr die Jahreszeit für das Geisblatt) ſeine reichen Gewinde hernieder, die in dieſem Augenblick den älteren Feen, welche das Tanzen aufgegeben und das Läſtern angefangen hatten, zu einem Sammelplatze dienten. Neben dem Geisblatte durchzog das Habichtskraut und die weiße Winde das ſanfte Grün des Dickichts; auch waren Pilze in Menge ringsherum aufgeſchoſſen, ſie flimmerten im Mondlichte und waren den Tänzern über die Maßen willkommen: denn Jedermann weiß, wie angenehm alles Zeltartige bei einer fête champêtre iſt! Ich ſagte oben, der Kreis ſei ringsum von Geſträuchen eingeſchloſſen geweſen; jedoch befand ſich darin eine für ſterbliche Augen kaum bemerkbare Lücke, durch welche eine Fee leicht nach dem nahen Bache blicken konnte, der im Sternenlichte dahin murmelte, und auf deſſen Oberfläche hier ein zartes Grün trieb, dort das liebliche Pfeilkraut oder die ſilberne Waſſerlilie wogte. Dann die Bäume ſelbſt, in den mannigfaltigſten Schattirungen, blaue purpurne und gelbe Tinten, das zarte Silbergrün und die tiefen Schattenmaſſen, in ihrem ſchwarzen Trauerkleide; die Weide, Ulme, Eſche, Föhre, Linde, und das Herrlichſte von Allem, Altenglands düſtre Eiche: dieſe Farben brachen ſich wieder in tauſend feineren Nüancen, je nachdem die funkelnden Sterne durch das Laubwerk ſchimmerten oder der Mond mit reicherem Lichte auf einer Lieblingsſtelle ſich lagerte.

Es war eine Gallanacht. Die älteren Feen, wie ſchon bemerkt, plauderten unter den Ranken des Geisblatts; die jungen ſchwärmten, tanzten und trieben

verliebte Neckereien; die von mittleren Jahren ſchwatzten unter den Pilzen über politiſche Gegenſtände; die Königin endlich und ein halbes Dutzend ihrer Günſtlinge fanden ihr Vergnügen darin, daß ſie auf einem kleinen, mit dem dichteſten Mooſe bedeckten Hügel gähnten.

„Es iſt ſo öde, Madame, ſeit Prinz Fayzenheim uns verlaſſen hat,“ ſagte der Elfe Nip.

Die Königin ſeufzte.

„Wie hübſch der Prinz war,“ bemerkte Pipali.

Die Königin erröthete.

„Er trug die geſchmackvollſten Kleider, die man nur ſehen kann, und welch einen Schurrbart!“ rief Pipali, ſich mit ihrem linken Flügel fächelnd.

„Er war ein Zierbengel,“ ſagte der Lord Schatzmeiſter mürriſch. Der Lord Schatzmeiſter war der ehrenhafteſte, aber auch unbeliebteſte Elfe an dem Hofe; er war ein trefflicher Gatte, Bruder, Sohn, Neffe, Oheim und Pathe, lauter Eigenſchaften, welche ihm zu ſeiner hohen Stellung verholfen hatten. Dabei war er unglücklicherweiſe gerade kein gar zu ſcharfſinniger Elfe. In einer Hinſicht glich er Karl II., denn er that nie etwas Weiſes; in einer andern aber glich er ihm nicht, weil er nämlich ſehr oft etwas Thörichtes ſagte.

Die Königin runzelte über des Schatzmeiſters Bemerkung ihre Stirne.

„Ein junger Prinz iſt deßhalb nicht ſchlimmer,“ entgegnete Pipali. „Glaubt wohl Eure Majeſtät, Seine Hoheit werde uns wieder beſuchen?“

„Verſchone mich mit ſolchen Fragen,“ ſagte Nymphalin verdrießlich.

Um der Unterhaltung eine angenehme Wendung zu geben, erinnerte der Lord Schatzmeiſter Ihre Majeſtät, daß die Geſchäfte ſich ungeheuer angehäuft hätten, hauptſächlich wegen der ſchwierigen Angelegenheit mit dem Ameiſenanlehen. Ihre Majeſtät erhob ſich und ging auf Pipäli's Arm geſtützt in das Speiſezelt herunter.

„Bitte," ſagte die Fee Trip zu dem Elfen Nip, „was ſchwatzten ſie denn da von einem Prinz Fayzenheim? Entſchuldigen Sie meine Unwiſſenheit; aber Sie wiſſen ja, ich bin hier noch ein Neuling."

„Nun," antwortete Nip, ein junger, ſehr verführeriſch ausſehender Höfling, der übrigens nicht ans Heirathen dachte; „die Geſchichte iſt folgende. Letzten Sommer beſuchte uns ein Fremder, der ſich Prinz Fayzenheim nannte: Einer von den deutſchen Elfen glaube ich; eben nichts Beſonderes, aber er walzte vortrefflich. Er trug lange Sporen, aus den Stacheln der Bremſen im Schwarzwalde verfertigt; die Mütze hatte er auf der Seite ſitzen und ſein Schnurrbart kräuſelte ſich gleich der Lippe einer Drachenblume. Er befand ſich auf Reiſen und knüpfte zur Unterhaltung mit der Königin ein Liebesverhältniß an. Sie können ſich kaum denken, liebe Trip, mit welchem Entzücken ſie ſeinen Erzählungen von den ſeltſamen Geſchöpfen Deutſchlands zuhörte — von wilden Jägern, Waſſergeiſtern, und noch einer Menge ſolchen Geſindels," fügte Nip ſpöttiſch hinzu, denn dieſer Elfe war ein Freidenker.

„Und nun?" ſagte Trip.

„Nun, ſie verliebte ſich!" rief Nip mit theatraliſcher Miene.

„Und der Prinz?“

„Packte ſeine Kleider zuſammen und ſchickte ſeine Equipage voraus, um mit deſto größerer Bequemlichkeit auf dem Rücken einer Poſttaube reiſen zu können; kurz und gut, wie Sie es haben wollen, er deſertirte der Königin, und ſeitdem hat ſie das Gähnen zur Mode gemacht.“

„Das war ſehr garſtig von ihm,“ ſagte die ſanfte Trip.

„Ach, meine liebe Mademoiſelle,“ rief Nip, „wie, wenn er Ihnen ſeine Huldigung dargebracht hätte?“

Trip lächelte, und die alten Feen bemerkten von ihren Sitzen im Geisblatte aus, ſie verſtehe ſich ſehr ſchlecht auf den gebildeten Ton; aber die Trips haben allerdings noch nie zu der noblen Geſellſchaft gehört.

Unterdeſſen ſagte die Königin, ſich immer noch auf Pipali ſtützend, nach kurzem Stillſchweigen: „Wiſſe, ich habe mir einen Plan erſonnen!“

„Herrlich!“ rief Pipali, „wieder eine Galla!“

„Pah! ſicherlich mußt auch Du ſolcher Poſſen überdrüſſig ſein; der Zeitgeiſt liebt keine Frivolitäten mehr, und ich darf wohl ſagen, wir werden die Galla's bald los werden, je größere Fortſchritte der Ernſt des Lebens macht.“ Die Königin ſagte dies mit einer unendlich weiſen Miene, denn es hatte ſich unlängſt eine Geſellſchaft für Verbreitung allgemeinen Stumpfſinnes unter den Feen gebildet und ihre Traktätchen alle leichtere Lektüre aus dem Felde geſchlagen. Sehr vieles trug auch das „Pfenniggeklatſch“ zur Vermehrung des Wiſſens und Gähnens bei, welch beide Dinge am Hofe ſo ſichtbare Fortſchritte machten.

„Nein,“ fuhr Nymphalin fort, „ich habe etwas Beſſeres im Sinne, als Gallanächte. Wir wollen reiſen!“

Pipalt klatſchte vor Entzücken in die Hände.

„Wohin werden wir reiſen?“

„Wir wollen den Rhein hinauf fahren,“ ſagte die Königin, indem ſie ihr Geſicht hinwegwandte. „Wir werden eine höchſt gute Aufnahme finden; es gibt dort Elfen ohne Zahl an dem ganzen Ufer des Stromes hin; auch treffen wir verſchiedene weitläufige Verwandte von uns, deren Natur und Eigenheiten einem philoſophiſchen Geiſte die intereſſanteſte Belehrung darbieten.“

„Zum Beiſpiel der kleine Däumling,“ rief die luſtige Pipalt.

„Der rothe Mann,“ ſagte die ernſtere Nymphalin.

„O meine Königin, was für ein trefflicher Plan!“ und Pipalt zeigte die übrige Nacht hindurch ein ſo lebhaftes Benehmen, daß die alten Feen im Geisblatte einander zuflüſterten, die Ehrendame habe eine Schale Maienthau zu viel getrunken.

Zweites Kapitel.

Die Liebenden.

Ich wünſche nur ſolche Leſer, die ſich mit Herz und Seele mir hingeben; fangen ſie aber an, mich zu bekritteln, ſo will ich nichts mit ihnen zu ſchaffen haben; ihre Einbildungskraft muß ſich gänzlich meiner Führung anvertrauen, und ſollten ſie denn nicht mit Freude dieſe

melancholiſche Alltagswelt einmal dahinten laſſen und einem Schriftſteller folgen, der ihnen etwas Neues verſpricht?

Von der Anhöhe bei Brügge ſchauten ein Sterblicher und ſeine Verlobte auf die unten ſtattfindenden Scenen. Sie ſahen, wie die Sonne langſam in purpurne Wolkenmaſſen hinabtauchte und der Liebende wandte ſich zu ſeiner Braut und ſeufzte tief, denn auf ihren Wangen ſchimmerte ein zartes Roth, weit ſchöner als dasjenige, welches der blühenden Geſundheit angehört. Und als er nun die Sonne von der Welt Abſchied nehmen ſah, da kam der Gedanke über ihn, daß auch an ſeiner Seite eine Sonne glänze, die mit der Glorie, welche ſie über ſein Leben verbreite, bald in den Schooß der ewigen Nacht hinabſinken würde; aber gegen die Wolken erhob ſich einer der vielen Thürme, welche die Stadt Brügge charakteriſiren und auf der Spitze dieſes Thurmes, die weit hinauf in den Äther tauchte, ruhte das Auge von Gertrude Vane. Die verſchiedenen Gegenſtände, welche die Blicke eines jeden der beiden Liebenden feſſelten, bezeichneten trefflich ihren verſchiedenen Gedankengang und die verſchiedenen Elemente ihres Weſens: er dachte an Beſorgniſſe, ſie an Troſt; ſein Herz prophezeihte den Weggang von der Erde, das ihrige den Hingang zu einem beſſern Leben. Der tiefere Theil der Landſchaft lag in Schatten gehüllt; nur da, wo ſich das Ufer zu einer ſcheinbaren Bucht krümmte, ſpiegelte das Waſſer den lächelnden Blick der ſcheidenden Sonne wieder und ſeine kaum bemerkbaren Wogen ſchimmerten durch das am Geſtade üppig ſproſſende Grün. Dort befanden ſich

zwei jener zahlreichen Windmühlen, welche einen ſo maleriſchen Zug dieſer Landſchaft bilden, wenig von einander entfernt, gerade an dem aufſteigenden Ufer; ihre Flügel, vollkommen ruhig in der Stille des Abends, vermehrten noch den ländlichen Frieden, welchen die ganze Umgebung athmete. Für mich ſind die unbewegten Flügel einer ſolchen Maſchine des menſchlichen Gewerbfleißes beſonders beredte Zeugen der Ruhe; ſind ſie doch ein Bild des Schweigens unſerer eigenen Leidenſchaften — kurz und ungewiß im Widerſpruche mit ihrer natürlichen Beſtimmung, und doppelt eindringlich durch das Gefühl, welches uns erinnert, wie unſicher eine ſolche Ruhe iſt — wie abhängig von jedem Windeshauch, der ſich im nächſten Augenblicke in allen Himmelsgegenden erheben kann! Lebende Geſtalten ſahen die Liebenden keine vor ſich, außer einigen Landleuten, die noch am Ufer ſäumten.

Trevylyan ſchmiegte ſich näher an ſeine Gertrude; denn ſeine Liebe war unendlich zart, und bei der wachſamen Beſorgniß für ſie fühlte der kräftige Mann die Kälte des Abends früher als ſeine Gefährtin.

„Geliebte, laß mich Deinen Mantel dichter um Dich legen!“

Getrude lächelte zum Zeichen des Dankes.

„Ich fühle mich beſſer als ſeit Wochen,“ ſagte ſie, „und wenn wir erſt auf den Rhein kommen, ſo wirſt Du mich dermaßen erſtarken ſehen, daß Deine ganze Theilnahme für mich ein Ende finden dürfte.“

„Möchte es doch dem Himmel gefallen, meine Theilnahme an Dir recht bald einer ſolchen Prüfung zu un=

terwerfen!“ rief Trevylyan, und ſie kehrten langſam in den Gaſthof zurück, wo Gertrudens Vater bereits auf ſie wartete.

Trevylyan war eine milde, entſchloſſene, thatkräftige Natur. In ſeinem ſechzehnten Jahre den Fluten der Welt preisgegeben, hatte er ſeine Jugend abwechslungsweiſe mit Vergnügungen, Reiſen und einſamen Studien hingebracht. In einem Alter, in welchem der Mann für Launen am wenigſten, für Leidenſchaften aber vielleicht am meiſten empfänglich iſt, erwachte in ihm die Liebe zu dem holdeſten Weſen, das je die Phantaſie einem Dichter vorgezaubert hat. Ich ſage dies ohne Übertreibung, denn Gertrude Vane's Schönheit war wirklich bezaubernd, aber auch nur die vergängliche Schönheit eines Traumes. Höchſt auffallend war es bei Trevylyan (doch er zeichnete ſich ja durch Seltſamkeit aus), daß er als ein Mann, deſſen Neigungen ſo ſchwer rege gemacht werden konnten, beim erſten Anblicke in eine Perſon ſich verliebte, deren bereits deutlich ausgeſprochene Krankheit jedes andere Herz abgeſchreckt haben würde, ſeine Schätze einer für die Lebensreiſe ſo wenig geeigneten Barke anzuvertrauen. Aber die Schwindſucht in ihrer ſchönſten Geſtalt hatte ihr Siegel auf Gertrude Vane's Wangen gedrückt, als Trevylyan ſie zum erſtenmale ſah — und liebte. Er kannte ihre gefährliche Krankheit; er täuſchte ſich darüber nicht, außer auf Augenblicke; er kämpfte gegen die neue Leidenſchaft, aber ſeine unbeugſame Natur ließ ſich nicht beſiegen. Er liebte, er geſtand ſeine Liebe, und Gertrude erwiderte ſie.

In einer Liebe, gleich dieſer, liegt etwas unausſprechlich Schönes — nämlich die Poeſie der Leidenſchaft. Das Verlangen wächſt, durch die Furcht geheiligt, und da es ihm kaum möglich iſt, auf dem gewöhnlichen Wege der Sinne ſich Luft zu ſchaffen, ſo geht es in jenes unbeſtimmte Schmachten, in jenes Streben nach dem glänzenden Fernen, Unerreichbaren über. Es iſt „die Sehnſucht des Wurmes nach dem Sterne — es iſt die Liebe der Seele!“

Die Aerzte hatten Gertruden den Rath ertheilt, ſich in ein ſüdliches Klima zu begeben, aber Gertrude war die Tochter einer deutſchen Mutter und ihre jugendliche Phantaſie hatte ſich mit all den wilden Legenden und den anlockenden Träumen genährt, welche ein Eigenthum der Kinder des Rheines ſind. Ihre mehr romantiſche als klaſſiſche, Einbildungskraft verlangte nach den rebenbekränzten Hügeln und düſteren Wäldern, welche eine ſo zauberhafte Wirkung auf Jeden hervorbringen, der einmal, wenn auch nur wenige Züge, aus dem Borne der nordiſchen Literatur gethan hat. Ihr beſtimmt ausgedrückter Wunſch und ihre feſte Ueberzeugung, daß, wenn irgend ein Ortwechſel die Fortſchritte ihrer Krankheit zu hemmen vermöge, es die Geſtade desjenigen Stromes ſeien, den ſie ſchon ſo lange zu ſehen gewünſcht, gaben bei ihren Aerzten und ihrem Vater endlich den Ausſchlag, daß ſie in die Pilgerfahrt dem Rheine entlang willigten, auf welcher wir Gertruden, ihren Vater und ihren Liebhaber gegenwärtig begriffen waren.

Gerade an jener grünen Uferkrümmung, welche die

Liebenden von den Höhen bei Brügge aus ſahen, hatten ſich auch unſere Elfenwanderer verſammelt. Sie lehnten ſich an den Rand des Waſſers und ſpielten Domino mit Augentroſt und den ſchwarzen Flecken des Klee's; die ganze von der Königin zum Reiſegefolge gewählte Geſellſchaft aus Pipali, Nip, Trip und dem Lord Schatzmeiſter beſtehend, erwartete nämlich hier Ihre Majeſtät, welche als eine neugierige, kleine Elfe, gerade die ganze Stadt durchſtreifte.

„Der Tauſend," rief der Lord Schatzmeiſter, „was für ein thörichter Einfall iſt dies! Wie über dieſen unermeßlichen Waſſerteich ſetzen! Und gab es je ſo ſchlechtes Gras wie hier? An dieſem Orte müſſen die Elfen ein ſehr elendes Leben führen."

„Sie ſind doch immer übler Laune, Mylord," ſagte Pipali; „aber Sie ſind auch ſchon zu alt zum Reiſen — außer wenn Sie in Ihrer Nußſchale mit Vieren fahren können."

Dem Lord Schatzmeiſter gefiel dieſe Bemerkung nicht. Er brummte ein griesgrämiges Pah! und nahm eine Priſe Gaisblattſtaub, als Troſtmittel gegen die vielen Neckereien, die er ſich gefallen laſſen mußte.

In dieſem Augenblicke kam, noch ehe der Mond den Mittelpunkt ſeiner Höhe erreicht hatte, Nymphalin zu ihren Unterthanen.

„Ich habe," erzählte ſie, mit wehmüthiger Miene, „ſo eben einer Scene beigewohnt, welche in mir jenes Mitgefühl für menſchliche Weſen, das unſer Geſchlecht in den letzten Jahren faſt ganz abgelegt hat, beinahe wieder erweckte."

„Ich eilte durch die Stadt, ohne viel Abenteuerliches zu treffen. Einen Augenblick hielt ich auf dem Kiſſen eines fetten Bürgers und ließ ihn von Liebe träumen. Voll Schrecken wachte er auf und rannte die Treppe hinab, um nachzuſehen, ob ſeine Käſe keinen Schaden gelitten hätten. Mit leichter Schwinge ſtrich ich über die Augen eines Politikers und ſtracks träumte er von Schauſpielen und Muſik. Einen Todtengräber traf ich in ſeinem erſten Schlummer und verließ ihn im Wirbel eines Walzers. Denn zu was Anderem ſollte der Schlaf da ſein, als um einen Gegenſatz mit dem Leben zu bilden? Hierauf kam ich zu einem einſamen Gemache, in welchem ein Mädchen, noch in der zarteſten Jugend, betend neben ihrem Bette kniete, und ich ſah, daß der Todesengel über ſie dahingeſchwebt und der Mehlthau auf den Blättern der Roſe lag. Das Zimmer war ſtill und ruhig — der Engel der Keuſchheit wachte in den Räumen deſſelben. Ihr Herz war voll von Liebe und voll von heiligen Gedanken, und ich ließ ſie träumen von einem langen Leben, das ihr verſagt iſt — von einem glücklichen Heimweſen — von den Küſſen ihres jungen Geliebten — von ewiger Treu und unwandelbarer Zärtlichkeit. So mag ſie wenigſtens in Träumen genießen, was ihr das Schickſal in der Wirklichkeit verſagt hat! — Von dieſem Zimmer mich hinwegwendend, fand ich ihren Liebhaber, in ſeinen Mantel gehüllt, neben der Thüre. Denn mit fieberiſcher, verzweiflungsvoller Ahnung liest er das Geſchick, welches ihrer wartet, und ſo ſehr liebt er ſelbſt die Luft, welche ſie athmet, ſelbſt den Boden, den ſie betritt, daß, wenn

ſie ſeinem Auge nicht ſichtbar iſt, er ſtill und unbemerkt zu dem nächſten durch ihre Gegenwart geheiligten Orte ſchleicht, damit, ſo lange ſie noch auf Erden lebt, keine Stunde, kein Augenblick anderen Gedanken, als an ſie, gewidmet ſei. Er empfindet ein beruhigendes Gefühl, eine furchtbare Freude darin, wenn es ihm gelingt, die Entfernung zu vermindern, welche die Beiden für jetzt nur augenblicklich trennt. Dieſe Liebe erſchien mir nicht wie die Liebe der gewöhnlichen Welt; ich hielt deßhalb meine Schwingen an und betrachtete ſie als etwas, das, und wenn auch Jahrhunderte dahinſchwinden, in ſolcher Schönheit und düſterer Wahrheit vielleicht nicht ſo bald wiederkehrt. Von des Liebenden Augen aber hielt ich den Schlaf ferne, denn ich wußte wohl, daß der Schlaf ein Tyrann für ihn iſt, der die kurze Zeit, in welcher ſeine Zärtlichkeit für ein ihm ſo theures Leben noch wachen darf, nur verkürzen würde; ein trauriger, ängſtlicher Gedanke an ſie, wird trotz ſeiner Bitterkeit ihm ſüßer ſein, als die glänzendſten Feenträume. So verließ ich ihn die ganze Nacht hindurch wachend und fühlte, daß die Kinder der Erde noch etwas beſitzen, was ſie mit den Geiſtern edlerer Abkunft verknüpft, ſo lange die wahre Liebe unter ihnen nicht erliſcht!"

Und ach! Enthalten unſere Dichtungen von der unſichtbaren Welt nicht auch eine Wahrheit? Gibt es nicht glänzende Bewohner der Wälder und Ströme? Sehen der Mond und die ſanften Sterne nicht herab auf zarte beſchwingte Geſtalten, welche in ihrem Lichte baden? Sind die Feen und die unſichtbaren Geiſter nur Kinder unſerer Träume und nicht die Schöpfer der-

ſelben? Iſt denn Alles Täuſchung, was in dem goldenen Buche des Geiſterlebens ſteht? Iſt die Welt bloß für rauhe, angſterfüllte Taglöhner da, welche kommen und gehen und nach durchaus keinem edlen Schatten jagen? Sind die Trugbilder der Leidenſchaften die einzigen Geiſter des Weltalls? Nein, ſo lange meine Erinnerung in ihrem tiefſten Schachte noch das Bild von einer, die nicht mehr iſt, von einer, die nicht der Erde angehörte, die nicht irdiſch war, von einer, welche das Weſen der Liebe in die Vereinigung der göttlichſten Gedanken ſetzte, von einer, deren Geſtalt und Geberde, deren Herz und Geiſt, hätte auch die Poeſie nie dieſelben geträumt, die erſte Vorſtellung von Geiſtern, die den Sterblichen gleichen, aber ihnen nicht angehören, erzeugt haben würde — ſo lange meine Erinnerung, ſage ich, noch dein Bild, Gertrude, bewahrt, wird mein Herz den Glauben an lichtere Geſtalten und ſchönere Naturen als die Welt ſie kennt, niemals aufgeben, und immerfort werde ich denken, Feen haben über deinem Schlafe gewacht und Geiſter holde Träume dir geſendet!

Drittes Kapitel.

Gefühle.

Gertrude und ihre Begleiter fuhren in langſamen und für ſie freudereichen Tagereiſen nach Rotterdam. Trevylyan ſaß an ihrer Seite und ihre Hand lag ſtets in der ſeinigen. Wenn ihr zarter Körper allzugroße Mattigkeit fühlte, ſo legte ſie ihr Haupt auf ſeine

Schulter, als ſeinen natürlichen Ruheplatz. Ihr Vater war ein Mann, der lange genug gelebt hatte, um manche Schickſalswechſel zu erfahren, und er war aus der Feuerprobe des Lebens abgehärtet gegen zartere Empfindungen hervorgegangen, wie langes Mißgeſchick ſeine Beute gewöhnlich zurückläßt. Die Hoffnung machte wenig Eindruck mehr auf ihn; ſtets auf das Schlimmſte gefaßt, als den gewöhnlichen Ausgang der Dinge, erwartete er nicht viel von dem Beſten, ſondern betrachtete es nur als ein unvorhergeſehenes Ereigniß in dem regelmäßigen Laufe des menſchlichen Leidens. Er bemerkte die gefahrdrohende Lage ſeiner Tochter nicht, denn ihn begabte die Angſt der Liebe nicht mit prophetiſcher Ahnung; und er lebte ruhig in der Gegenwart, ohne darnach zu fragen, welches neue Unglück die Zukunft ihm bringen würde. Dabei liebte er dennoch ſein Kind, ſein einziges Kind, mit all der Zärtlichkeit, welche die mannigfaltigen Schickſalsſchläge ſeinem Herzen noch gelaſſen hatten, und durch die nahe bevorſtehende Verbindung Gertrudens mit dem reichen und edeln Trevylyan fühlte er ſich ſogar einigermaßen in eine freudige Stimmung verſetzt. Gleichgültig und vollkommen ruhig lehnte er jetzt in ſeinem Wagen, das herrliche Wetter genießend, welches ihre Reiſe begleitete, und für jede Naturſchönheit und die Kunſtdenkmäler, die in buntem Wechſel an ihnen vorüberzogen, empfänglich; denn er beſaß wirklich einen feinen, gebildeten Geſchmack. Ein Geſellſchafter dieſer Art gehörte zu den angenehmſten, die zwei Perſonen, welche keiner dritten bedurften, ſich nur wünſchen konnten; er über=

ließ ſie ungeſtört dem Entzücken ihres gegenſeitigen Beiſammenſeins; er merkte nicht auf den Wechſel ihrer Blicke; er lauſchte nicht auf das Geflüſter, das leiſe, zärtliche Geflüſter, womit zwei Herzen ihre Gefühle austauſchten. Er unterbrach nicht jenes wonnevolle Schweigen, in welches wir verfallen, wenn die Seele voll beglückender Gedanken iſt und Worte nichts mehr zu erklären brauchen — jene Ruhe der Empfindung, jene Gewißheit, daß wir verſtanden werden auch ohne Vermittelung durch Worte, worin die eigentliche Luſt des Verkehrs und der wahre Zauber des Reiſens liegt. Welche Erinnerungen laſſen Stunden wie dieſe zurück, wenn wir uns einmal zu den ruhigen Beſchäftigungen des gewöhnlichen Lebens niedergeſetzt haben! — Wie glänzend erſcheint durch die Fernſicht der Jahre dieſer kurze Mondlichtſtreifen auf den Wogen unſerer Jugend!

Trevylyans Natur, die urſprünglich hart und ſtrenge, heftig, reizbar, ehrgeizig und durch Welterfahrung geſtählt war, erſchien durch den Charakter ſeiner Liebe gänzlich umgewandelt; jede Stunde, jede Minute war für ihn ein Ereigniß; jeder Blick Gertrudens war in das Buch ſeines Herzens eingezeichnet, ſo daß ſeine Liebe nichts von Ermattung wußte und keinen Wechſel verlangte: Er ging ganz in derſelben auf — ſie war ſein Ich! Er war ſanft und wachſam wie der Schritt einer Mutter an dem Bette ihres kranken Kindes; unbezwingliche Liebe hatte den Löwen in ihm bezähmt; die Trauer, die Ahnung, welche ſich in ſeine leidenſchaftliche Zärtlichkeit für Gertrude miſchte, erfüllte ihn mit jener Poeſie des Gefühls, die aus Ge-

danken entſpringt, welche auf uns laſten und durch keine gewöhnliche Sprache ausgedrückt werden können. In dieſem Abſchnitte ihrer Reiſe wurden auch wie das Datum beweist, folgende Zeilen niedergeſchrieben; ſie ſind als der Erguß eines Menſchen zu beurtheilen, welchen ſchmerzliche Bewegung und die düſtere Wirklichkeit allein begeiſterten.

Vom Himmel ſtrömt des Lichtes Farbenflut,
Doch während golden ſich die Blätter malen,
Wenn Sonnenglanz ob einem Baume ruht,
Fällt nur ein Schatten auf mich durch die Strahlen.

Ach, birgt das Glück denn immer ſtets das Leid?
Bleibt ungetrübt im Leben keine Wonne?
Die Zeit iſt nur ein großes Sterbekleid,
Gewoben in dem hellen Glanz der Sonne.

Und doch ſo jung, ſo rein — und während zart
Der Jugend Himmel roſ'ge Tinten färben,
Der Blick, die Stimme, dieſes Lächelns Art
Sind ſie nicht Seele ganz? — und können ſterben?

Gilt auch für uns das Schreckenswort: **nicht mehr!**
Muß auf ſo ſanfter Flut die Barke ſinken,
Iſt denn dein Sommer ganz von Blumen leer,
Als ſolchen, die auf deinem Grabe blinken?

Hat nicht die Welt genug gemeinen Sinn?
O Gott! Willſt du, daß ich mich länger quäle?
Und ſie, die junge Roſe, welkt dahin,
Die Ird'ſchem könnte geben eine Seele!

Und ich, der dich ſo tief, ſo innig liebt,
Daß, wo du athmeſt, ſich ſein Himmel findet,
Ich lächle, damit nichts die Stunde trübt,
Die, ach, ſo kurz dich noch ans Leben bindet.

O laßt mich kämpfen! Unter heit'rem Spiel
Will ich den Wurm, der in mir nagt verdecken!
Brich, brich, mein Herz! Mich tröſtet das Gefühl:
Mein Weh wird ſie aus ihrem Traum nicht wecken.

Es kommen, wo der Sternenengel wacht,
Die Waſſer träum'riſch hergezogen,
So ſtrömt mein Geiſt — in ſeiner Tiefe Nacht,
Doch deine lichte Seele auf den Wogen.

Gertruden ſelbſt waren die Ahnungen, welche Trevylyans Seele erfüllten, völlig fremd. Sie dachte zu wenig an ſich, als daß ſie ihre Gefahr hätte kennen ſollen, und die jetzigen Stunden waren für ſie Stunden ungemiſchter Freude. Hie und da gab freilich die von ihrer Krankheit herrührende Erſchöpfung den Lebensgeiſtern des Mädchens einen Anſtrich unbeſtimmter Schwermuth; ſie fühlte ſich oft ſehr niedergedrückt und kämpfte vergebens gegen eine krankhafte Verſtimmung. Dieſe Anfälle von Trübſinn und Verdüſterung machten auf Trevylyan einen höchſt peinlichen Eindruck; fortwährend bewachte ſein Auge dieſelben und fortwährend ſuchte ſein Herz, ſie zu lindern. Oft, wenn er dieſelben wahrnahm, ſuchte er ihre Aufmerkſamkeit von dem abzuleiten, was er irrigerweiſe für Sympathie mit ſeinen eigenen Vorgefühlen hielt und ihre junge, romantiſche Phantaſie durch die leichten Trugbilder der Dichtkunſt zu feſſeln. Gertrude ſtand nämlich noch in der erſten Blüte der Jugend und der Thau einer ſchönen Kindheit perlte noch friſch auf den jungfräulichen Blumen ihres Gemüthes. Trevylyan, der früher einige Jahre unter den Studenten in Leipzig zugebracht hatte und in der bunten Mährchen-

welt ſehr gut zu Hauſe war, durchſuchte nun ſein Gedächtniß nach ſolchen Erzählungen, welche ihm am angemeſſenſten ſchienen, Getrudens Aufmerkſamkeit zu feſſeln, und begann dann oft mit einem abſichtlich angenommenen Lächeln, ein luſtiges Mährchen, oder noch öfters mit aufrichtigerem Intereſſe eine ernſte Legende von Prüfungen, welche, obwohl eine Warnung für ſie enthaltend, doch über die eigene Gefahr täuſchen ſollten. Von derartigen Erzählungen habe ich nur wenige ausgewählt; ich weiß zwar nicht, ob ſie der Wiederholung gerade ſehr würdig ſind, indeß gehören ſie zu denjenigen, zu deren Wiedergebung viele Erinnerungen mich geneigt machen. Getrude liebte dieſe Geſchichten, denn ſie hatte noch kein Blättchen von der ſanften, milden Romantik ihrer ſchönen Seele, durch die Kälte der Welt verloren. Mehr noch als Alles liebte ſie den Ton einer Stimme, welche mit jedem Tage ihrem Ohre muſikaliſcher klang. „Soll ich Dir, mein Herz,“ ſagte er eines Morgens, als er die ſonſt ſo lieblichen Züge Gertrudens ſehr verdüſtert ſah, „ſoll ich Dir, ehe wir in das dumpfe Holland kommen, eine Geſchichte von Mecheln erzählen, deſſen Thürme wir in Kurzem ſehen werden?“

Gertrudens Geſicht wurde auf einmal wieder heiter, und während ſie ſich in dem raſch dahinrollenden Wagen zurücklehnte und ihre tiefblauen Augen auf Trevylyan heftete, begann dieſer folgende Novelle.

Viertes Kapitel.

Das Mädchen von Mecheln.

Es war Mittag in der Stadt Mecheln; die Sonntagsglocke hatte die Einwohner zum Gottesdienſte geladen und der Volkshaufe, welcher noch kurz vorher um die St. Rembalduskirche herum ſchwärmte, hatte ſich allmählig in die geräumigen Hallen des heiligen Gebäudes verloren.

Ein junger Mann ſtand in der Straße mit auf den Boden gehefteten Augen und ſchien auf irgend einen Ton zu horchen; denn ohne die Blicke von dem harten Pflaſter zu erheben, wandte er ſich mit aufmerkſamer, ängſtlicher Miene nach allen Seiten hin; in einer Hand hielt er einen Stock, in der andern eine lange, dünne Schnur, deren Ende auf dem Boden nachſchleppte; von Zeit zu Zeit rief er mit kläglicher Stimme: „Fido, Fido, komm zurück! Warum haſt Du mich verlaſſen?" — Fido kehrte nicht zurück; der Gefangenſchaft müde hatte der Hund die Schlinge abgeſtreift und ſpielte nun mit ſeinesgleichen in einem entfernten Stadtviertel, wobei er es dem blinden Manne anheimſtellte, den Weg zu ſeinem einſamen Gaſthofe ſelbſt aufzuſuchen.

Nach einiger Zeit kamen leichte Schritte über die Straße und die Miene des jungen Fremden erheiterte ſich.

„Verzeihen Sie," ſagte er, ſich nach der Stelle wendend, von wo ſein ſcharfes Ohr den Ton vernommen hatte, „würden Sie mir nicht, wenn die Zeit es

Ihnen erlaubt, mir den Weg nach dem Gaſthofe zum Mortier d'or weiſen?“

Die Angeredete war ein junges Frauenzimmer, deſſen Kleidung bewies, daß es dem Mittelſtande zugehöre. — „Sie haben nicht weit, mein Herr,“ ſagte ſie, „gehen Sie nur ungefähr vierzig Schritte in gerader Richtung fort und dann ſchlagen Sie die zweite Straße rechts ein ....“

„Ach!“ unterbrach ſie der Fremde mit melancholiſchem Lächeln, „Ihre Weiſung wird mir wenig nützen, denn mein Hund iſt davongegangen und ich bin blind!“

In dieſen Worten und in der Stimme des Fremden lag etwas, welches dem Mädchen unwiderſtehlich zu Herzen ging. — „Vergeben Sie doch,“ ſagte ſie, faſt mit Thränen in den Augen, „ich bemerkte nicht Ihr —“ Unglück wollte ſie ſagen, unterbrach ſich jedoch mit inſtinktmäßigem Zartgefühle. — „Halten Sie ſich an mir, ich will Sie nach dem Gaſthauſe führen; ja, mein Herr,“ als ſie bemerkte, daß er zögerte, „ich habe Zeit genug, ich verſichere Ihnen.“

Der Fremde legte ſeine Hand in den Arm des Mädchens, und obwohl Lucilie von Natur ſo ſchüchtern war, daß ſelbſt ihre Mutter ihr öfters lächelnd ihre allzugroße jungfräuliche Verſchämtheit vorwarf, fühlte ſie jetzt doch nicht die leiſeſte Regung von Scheue, als ſie ſo plötzlich allein mit einem jungen Fremden, deſſen Kleidung und Benehmen ihn einer höheren Klaſſe, als welcher ſie angehörte, zuwies, durch die Straßen von Mecheln ging.

„Ihre Stimme iſt ſehr ſanft,“ ſagte der Fremde nach

einer kleinen Weile, „und iſt,“ fügte er mit einem leichten Seufzer hinzu, „das einzige Unterſcheidungsmittel, welches mich die Jugend und Schönheit erkennen lehrt!“ Lucilie erröthete jetzt und dieſes Erröthen war von einer leichten Verlegenheit begleitet, denn ſie wußte wohl, daß ſie auf Schönheit keinen Anſpruch machen dürfe. „Sind Sie aus dieſer Stadt?“ fuhr er fort.

„Ja, Herr, mein Vater bekleidet ein kleines Amt beim Zollweſen und meine Mutter und ich ergänzen ſein Einkommen mit Spitzenklöppeln. Wir gelten für arm, fühlen es aber nicht.“

„Sie ſind glücklich, kein Reichthum kommt dem Reichthum des Herzens, der Zufriedenheit gleich, „antwortete der Fremde in wehmüthigem Tone.

„Iſt der Herr,“ ſagte Lucilie, welcher es weh that, den Fremden an ſein eigenes Unglück erinnert zu haben und die nun auf eine Änderung des Geſpräches ſann — „iſt der Herr ſchon lange in Mecheln?“

„Erſt ſeit geſtern. Ich mache gerade eine Reiſe durch die Niederlande; vielleicht lächeln Sie über die Reiſe eines Blinden — aber es iſt auch für den Blinden langweilig, immer an demſelben Orte zu bleiben. Während des Gottesdienſtes, in welcher Zeit die Straßen leer ſind, gedachte ich mit Hülfe meines Hundes, wenigſtens die Luft, wenn auch nicht den Anblick der Stadt genießen zu können: doch es kommt mir faſt vor, als ob es Leute gebe, die nicht einmal einen Hund zum Freunde haben können!“

Der blinde Mann ſprach dies mit vieler Bitterkeit — die Untreue ſeines Hundes war ihm ſehr zu Herzen

gegangen. Lucilie wiſchte ihre Augen. „Reist der Herr denn allein?“ fragte ſie; dabei blickte das Mädchen dem Fremden aufmerkſamer ins Geſicht, als ſie bisher gewagt hatte, und ſah nun, daß er kaum über zweiundzwanzig Jahre zählen konnte. „Iſt des Herrn Vater und Mutter,“ fügte ſie, das letzte Wort betonend, hinzu, „nicht bei ihm?“

„Ich bin eine Waiſe,“ erwiderte der Fremde; „und habe weder Bruder noch Schweſter.“

Die verlaſſene Lage des Blinden rührte Lucilie ſehr; noch nie war ſie ſo tief ergriffen. Sie fühlte eine ſeltſame Unruhe im Herzen, eine geheime, ſtarke Sympathie, von der ſie auf einmal zu ihm hingezogen wurde. Sie wünſchte, das Schickſal hätte ſie zu ſeiner Schweſter erleſen.

Der Gegenſatz, welchen die Jugend und Geſtalt des Fremden mit dem Mißgeſchicke bildete, welches aus der einen die Hoffnung und aus der anderen die Lebendigkeit hinweggenommen hatte, vermehrte noch das Mitleid, das er einflößte. Seine Geſichtszüge waren ausgezeichnet regelmäßig und hatten einen gewiſſen Adel in ihren Umriſſen; ſein Körper war anmuthig und feſt gebaut, obwohl er vorſichtig und durchaus nicht munter einherging.

Sie hatten jetzt eine enge, zu dem Gaſthauſe führende Straße eingeſchlagen, als ſie hinter ſich Hufſchläge vernahmen. Lucilie wandte ſich raſch um und ſah, daß eine Abtheilung belgiſcher Reiterei durch die Stadt zog.

Sie führte ihren Schützling ganz nahe an die Mauer,

und ſtellte ſich, zitternd vor Angſt um ihn, an ſeine Seite. In vollem Trabe ritt der Trupp durch die Straße, und wenn Lucilie bei dem Klirren der Waffen und dem Dröhnen der Hufſchläge dem Blinden ins Geſicht geſchaut hätte, ſo würde ſie bemerkt haben, daß ſeine wehmüthigen Züge eine ſeltſame Begeiſterung annahmen, und ſein Haupt ſich ſtolz von der gewöhnlichen melancholiſchen Beugung erhob. „Gott ſei Dank," rief ſie, als der Trupp beinahe vorüber gezogen war, „jetzt iſt keine Gefahr mehr vorhanden!" Doch nein. Einer von den zwei letzten Soldaten, die neben einander ritten, hatte unglücklicherweiſe ein junges, unbändiges Pferd. Die Flüche und ſcharfen Sporen des Reiters ſteigerten nur das Feuer und die Ungeduld des Thiers; es ſchlug in der ſchmalen Straße nach beiden Seiten aus.

„Acht gegeben!" ſchrie der Reiter, als er auf die Stelle kam, wo Lucilie und der Fremde ſich an die Mauer drückten; „ſeid Ihr toll? — warum geht Ihr nicht hinweg?"

„Ums Himmels willen, um der Barmherzigkeit willen, er iſt blind!" rief Lucilie, an des Fremden Seite ſich klammernd.

„Retten Sie ſich, meine gütige Führerin," ſagte der Fremde. Aber Lucilie fiel es nicht ein, ihn zu verlaſſen. Der Reiter zog den Kopf des Pferdes von der Stelle weg, wo ſie ſtanden; aber als das wüthende Thier den Sporn fühlte, ſchlug es plötzlich mit den Hinterfüßen aus; und Lucilie, unfähig Beide zu retten, ſtellte ſich vor den Blinden hin und empfing ſelber

den Schlag, welcher gegen dieſen gerichtet war; ihr zarter, ſchwacher Arm ſank zerſchmettert herab — der Reiter ſprengte davon. „Gott ſei Dank, Sie ſind gerettet!“ rief die unglückliche Lucilie, und fiel, von Schmerz und Schrecken überwältigt, in die Arme, welche der Fremde mechaniſch zu ihrem Empfange öffnete.

„Meine Führerin, meine Freundin!“ rief er, „Sie ſind verwundet — Sie — —“

„Nein, Herr,“ unterbrach ihn Lucilie mit ſchwacher Stimme, „ich fühle mich wieder beſſer — ich bin wohl. Dieſen Arm, wenn es Ihnen gefällig iſt — wir ſind jetzt nicht mehr weit von Ihrem Gaſthofe entfernt.“

Aber des Fremden Ohr, mit jeder Beugung der menſchlichen Stimme bekannt, verrieth ihm ſogleich den Schmerz, welchen ſie duldete, und er entlockte ihr nach und nach das Geſtändniß der empfangenen Verletzung; das edelmüthige Mädchen aber ſagte ihm nicht, daß ſie dieſelbe in Folge der Sorgfalt für ihn erhalten habe. Er beſtund jetzt darauf, ſelbſt die Rolle des Führers zu übernehmen und ſie nach ihrer Wohnung begleiten zu wollen, und Lucilie, faſt ohnmächtig vor Schmerz, und kaum im Stande ſich zu bewegen, mußte einwilligen. Nur wenige Schritte von der nächſten Ecke ſtand das beſcheidene Haus ihres Vaters; ſie erreichten es, und Lucilie hatte kaum die Thürſchwelle überſchritten, als ſie umſank und einige Minuten bewußtlos war. Dem Fremden blieb es nun überlaſſen, dieſen Vorfall zu erklären, und des Mädchens Eltern zu bitten, daß ſie nach einem Wundarzte ſchicken möchten, „dem geſchickteſten, dem geſuchteſten in der Stadt,“ ſagte er. „Seht

ich bin reich, und dies iſt das Geringſte, was ich thun kann, um Eurer edelmüthigen Tochter es zu vergelten, daß ſie ſelbſt einen Fremden in der Gefahr nicht verließ."

Dies ſprechend, hielt er ſeine Börſe hin, aber der Vater wollte dieſelbe nicht annehmen, und es war dem blinden Manne eine Beſchämung erſpart, daß er das Erröthen eines ehrenhaften Unwillens, womit man eine ſolch ärmliche Belohnung zurückwies, nicht ſehen konnte.

Der junge Mann wartete bis der Wundarzt kam und der Arm eingerichtet war; auch ging er erſt, als die Mutter ihm verſprochen hatte, ſie wolle am nächſten Morgen ihn benachrichtigen, wie die Leidende die Nacht zugebracht habe.

Er hatte zwar die Abſicht gehabt, am folgenden Tage eine Stadt zu verlaſſen, welche dem Reiſenden ſo wenig Einladendes bietet, aber er zögerte von einem Tage zum andern, bis Lucilie ſelbſt in Begleitung ihrer Mutter ihn von ihrer Geneſung verſicherte.

Du weißt, oder ich wenigſtens weiß, theuerſte Gertrude, wie die Liebe bei der erſten Begegnung entſtehen kann — als eine geheime, unerklärliche Verwandtſchaft zwiſchen Perſonen, die ſich vorher nie kannten und nun unwiderſtehlich zu einander hingezogen werden. Wenn Wahrheit in Plato's herrlicher Dichtung läge, daß unſere Seelen ein Theil von Sternen ſind, ſo könnte es wohl der Fall ſein, daß diejenigen Geiſter, die einander anziehen, ihr urſprüngliches Licht aus ein und demſelben Weltkörper geſogen haben und daß ſie nur ihre frühere Vereinigung wieder zu erneuern trachten. Aber ohne zu einer ſo romantiſchen Löſung eines ſo all=

täglichen Myſteriums unſere Zuflucht zu nehmen, war es ſehr natürlich, daß Eugen St. Amand in ſeiner verlaſſenen, troſtloſen Lage eine gewiſſe Zärtlichkeit für diejenige Perſon, welche um ſeinetwillen ſo edelmüthig ſich aufgeopfert hatte, fühlen mußte.

Die Dunkelheit, zu welcher er verdammt war, verſchloß ſeinem Geiſte nicht die flüchtigen Bilder idealer Schönheit, ſondern in ſeiner fortwährenden, geſchäftsloſen Einſamkeit nährte er ſogar gefliſſentlich die Träumereien einer von Natur warmen Einbildungskraft und eines nach Mitgefühl und freundſchaftlicher Unterhaltung dürſtenden Herzens.

Mit vollem Rechte hatte er geſagt, daß er die Schönheit nur durch die Melodie der Stimme erkenne, und niemals hatte ein ſanfterer, mehr ergreifender Ton ſein Ohr berührt, als der des jungen Mädchens. Ihr ſo liebevoller, ſo frommer, die Selbſtverläugnung ſo ſchön bezeichnender Ausruf: „Gott ſei Dank, Sie ſind gerettet!“ im Augenblicke ihres eigenen Unglücks, klang beſtändig vor ſeiner Seele, und er gab ſich, ohne die Natur derſelben genau beſtimmen zu können, beſeligenden Gefühlen hin, die bis jetzt noch nie in ſeinem jungen Herzen erwacht waren. Und Lucilie? Gerade der Unfall, welchen ſie um ſeinetwillen erlitten, ſteigerte noch die Theilnahme, die ſie gleich anfangs für einen Mann empfunden, der in der erſten Jugendblüte von allen Freuden des Lebens ausgeſchloſſen, nur auf eine öde, traurige Nacht von langen Jahren hinblickte. Das ſchöne, ſanfte Geſchlecht fühlt immer das Bedürfniß, Andere zu ſchützen. Dadurch werden ſie Engel am Kranken=

betle, Tröſterinnen des Alters, Pflegerinnen der Kindheit, und dieſes bei Lucilien beſonders entwickelte Gefühl hatte ihre mitleidsvolle Natur bereits mit unzerreißbaren Banden an das Loos des unglücklichen Reiſenden gefeſſelt. Bei glühenden Neigungen und einer Denkungsart, welche über ihren Stand und ihr Alter hinausging, beſaß ſie jene beſcheidene Eitelkeit, welche ſie mit Schmerz an den Mangel eigener Schönheit denken ließ. Inſtinktmäßig ſich bewußt, wie tief ſie ſelbſt lieben könne, hielt ſie es für unmöglich, eine gleiche Gegenliebe zu finden. Dieſer Fremde, in ihren Augen ſo weit erhaben über Allem, was ſie bisher geſehen, war der erſte, welcher ſie je mit jener Stimme angeredet hatte, die durch Töne, nicht durch Worte eine Bewunderung ausſpricht, welche dem weiblichen Herzen am theuerſten iſt. Ihm galt ſie als ſchön, und ihr liebevolles Gemüth ſprach zu dem Fremden ohne durch ihre minder reizenden Geſichtszüge beeinträchtigt zu werden. Indeß war Lucilie doch nicht ganz ohne perſönliche Vorzüge; ihr leichter Gang und ihre anmuthsvolle Geſtalt hatten die Elaſticität der Jugendfriſche; ihr Mund und ihr Lächeln zeichnete ſich durch eine ſolche einnehmende Lieblichkeit aus, daß es Augenblicke gab, wo man nicht blind zu ſein brauchte, um ſie für ſchön zu halten. In ihren Kinderjahren hatte ſie wirklich reizend zu werden verſprochen, aber durch die Pocken, jene damals ſo gefährliche Krankheit, war ſie unerbittlich entſtellt worden. Nicht nur die glatte Haut und die glänzenden Farbentöne hatte die grauſame Krankheit verſengt, ſondern auch ihre Geſichtszüge nahmen eine ganz andere Geſtalt an. Luciliens Familie war

wegen der Schönheit ihrer Mitglieder berühmt und eitel auf dieſen Ruhm; aber die arme Lucilie war ſo übel von den Pocken zugerichtet worden, daß ihre Eltern ſie beſtändig daran erinnerten, und das Mädchen ſchon in früher Jugend ſich für häßlicher hielt, als ſie wirklich war, und die Vorzüge der Schönheit überſchätzte, deren Verluſt ihre Eltern als ein ſo großes Unglück betrachteten. Überdies hatte Lucilie eine Baſe, Namens Julie, die ihrer perſönlichen Vollkommenheiten halber von ganz Mecheln bewundert wurde, und da die beiden Bäschen oft zuſammenkamen, ſo weckte der Contraſt in Lucilien höchſt kränkende Gefühle. Aber jedes Unglück hat auch ſo zu ſagen ſein Gegengewicht, und das Bewußtſein ihrer perſönlichen Unzulänglichkeit hatte, ohne eine Beimiſchung von Bitterkeit, ihren Charakter mild geſtimmt und einem Geiſte, der vielleicht ſonſt zu hochfahrend geworden wäre, Sanftmuth, einem von Natur leidenſchaftlichen Herzen Demuth eingepflanzt.

Übrigens hatte Lucilie gerade denjenigen Nachtheil, welchen der Mangel an Schönheit für ſie am gefährlichſten machte, bereits überwunden. Wer ſie kannte, liebte ſie auch. Wer immer in ihre Nähe kam, wurde durch ihre Sanftmuth bezaubert, und wo ſie nicht war, da fehlte es an Etwas, wofür ſelbſt Juliens Schönheit keinen Erſatz bieten konnte.

„Ich habe den Entſchluß gefaßt,“ ſagte St. Amand zu Madame Le Tiſſeur, Luciliens Mutter, als er in ihrem kleinen Salone ſaß, — denn ſchon hatte er ſich auf einen ſo vertraulichen Fuß mit der Familie geſtellt, daß er ungenirt ſich in ihre Wohnung führen laſſen

und die Beſuche der Madame Le Tiſſeur zurückgeben konnte und ſein Hund, welcher längſt wieder reuevoll zu ſeinem Herrn gekommen war, leitete die Schritte des Blinden ſtets ſicher zu dem beſcheidenen Häuschen und ſtand inſtinktmäßig vor der Thüre ſtill — „ich habe den Entſchluß gefaßt“ ſagte St. Amand, nach einer Pauſe und mit einiger Verlegenheit, „noch etwas länger in Mecheln zu verweilen; die Luft behagt mir und ich liebe die Stille des Ortes; aber Sie werden überzeugt ſein, Madame, daß in einem Gaſthofe unter lauter Fremden meine Lage mir doch etwas unangenehm dünkt. Ich glaube —“ St. Amand ſchwieg wieder, „ich glaube, wenn ſich eine freundliche Familie herbeiließe, mich in ihr Haus aufzunehmen, ſo würde ich gerne noch einige Wochen hier bleiben. Ich bin leicht zu befriedigen.“

„Sicherlich gibt es viele Leute in Mecheln, welche ſich glücklich ſchätzen würden, einen ſolchen Hausgenoſſen zu bekommen.“

„Würden Sie mich aufnehmen?“ ſagte St. Amand plötzlich, „gerade an Ihre Familie habe ich gedacht.“

„An uns? Der Herr iſt ſehr ſchmeichelhaft; aber wir haben kaum ein Zimmer, das für Sie gut genug wäre.“

„Welchen Unterſchied kann es für mich zwiſchen dieſem oder jenem Zimmer geben? Ich liebe am meiſten dasjenige Gemach, worin die menſchliche Stimme am freundlichſten klingt.“

Die nöthigen Anordnungen wurden getroffen und St. Amand kam jetzt unter ein und daſſelbe Dach mit Lucilien zu wohnen. Und war ſie nicht glücklich, daß er einer ſo unausgeſetzten Pflege bedurfte? War ſie

nicht glücklich, daß ſie ihm ſtets nützlich ſein konnte? St. Amand liebte leidenſchaftlich die Muſik und ſpielte ſelbſt mit einer Fertigkeit, welche nur durch die herrliche Melodie ſeiner Stimme übertroffen wurde; war nun Lucilie nicht glücklich, wenn ſie ſtumm da ſaß und Tönen lauſchte, wie man ſie in Mecheln noch nie gehört hatte? War ſie nicht glücklich, ein Geſicht zu betrachten, deſſen melancholiſchen Zügen ihre Stimme augenblicklich ein Lächeln aufdrückte? War ſie nicht glücklich, wenn die Muſik ſchwieg und St. Amand Lucilie rief? Schien nicht ihr eigener Name, mit einer ſolchen Stimme ausgeſprochen, noch ſüßer zu klingen als die Muſik? War ſie nicht glücklich, wenn ſie an ſchönen Sommerabenden ſpazieren gingen und ihr Arm bei der leichten Berührung eines Mannes zitterte, der ſie ſo wenig entbehren konnte? War ſie nicht ſtolz in ihrem Glücke und lag nicht etwas wie Verehrung in der Dankbarkeit, welche ſie für Denjenigen fühlte, der ihr demüthiges Herz zum Triumphe ſich geliebt zu fühlen erhoben hatte?

St. Amand's Eltern waren Franzoſen. Sie hatten in der Nähe von Amiens gewohnt, wo ſie ein beträchtliches Erbgut beſaßen, welches ungefähr zwei Jahre vor dem Beginne meiner Erzählung ihrem einzigen Sohne zufiel.

Seit ſeinem dritten Lebensjahre war St. Amand blind. „Ich weiß nicht," ſagte er, als er eines Abends, während ſie allein beiſammen waren, Lucilien dieſe Einzelnheiten mittheilte — „ich weiß nicht, wie die Erde, oder der Himmel, oder die Bäche, deren Stimme ich wenigſtens hören kann, ausſehen mögen, denn ich habe keine

Rückerinnerung, als an ein wirres, aber herrliches, in tauſend Strahlen glänzentes Farbenſpiel — an ein beſeligendes, lebhaftes Gefühl von Freude — eine ſichtbare Muſik. Aber erſt ſeit dem Schluſſe meiner Kindheit habe ich um das Tageslicht getrauert und traure noch fortwährend darum. Meine Knabenjahre verſtrichen in ſtiller Heiterkeit; die unbedeutende Spielerei konnte damals mich ergötzen und die Leere meines Gemüthes beſchäftigen; aber als ich meine Freude daran fand, wenn man mir vorlas, als ich auf die lebendigen Schilderungen der Dichtkunſt horchte, als ich bei der Erzählung großer Thaten erglühte, als ich durch Bücher mit der Energie, der Thätigkeit, dem Feuer, dem Eifer, der Pracht und der Begeiſterung des Lebens bekannt gemacht wurde, erſchloß ſich mir allmählig das Gefühl für Alles, was mir auf immer verweigert war. Ich fühlte, daß ich da ſei, aber nicht lebe; und daß ich mitten in der allgemeinen Freiheit in einem Kerker trauern müſſe, deſſen nackte Wände ich nicht durchbrechen konnte. So lang indeß meine Eltern lebten, hatte ich wenigſtens noch den Troſt, daß ich nicht allein war. Sie ſtarben, und eine plötzliche, ſchauerliche Einſamkeit, eine ungeheure Öde lagerte über meinem Kerker. Nur ein alter Diener, welcher mich von Kindheit auf gepflegt, der mich in der kurzen Friſt meines Augenlichtes gekannt hatte, an deſſen Erinnerungen mein Geiſt ſeinen Weg durch die dunkeln, ſchmalen Gänge des Gedächtniſſes zu einem ſchwachen Sonnenſchimmer zurückfinden konnte, war Alles, was mir von menſchlichen Sympathien übrig blieb. Indeſſen reichte es nicht hin, mir ein Haus erträg=

lich zu machen, wo ich meines Vaters und meiner Mutter freundliche Stimme nicht mehr hören konnte. Eine ruheloſe Ungeduld, ein Trieb zum Reiſen erfaßte mich und ich verließ meine Heimath, ohne darnach zu fragen, wohin es ging, wenn ich nur die Luft ändern konnte, die wie eine greifbare Bürde auf mir laſtete. Allein jenen alten Wärter nahm ich zu meiner Begleitung mit; aber auch er ſtarb unter dem Gewichte ſeiner Jahre vor drei Monaten zu Brüſſel. Ach, ich hatte vergeſſen, daß er alt war, denn ich ſah ſeine zunehmende Gebrechlichkeit nicht, und jetzt war ich bis auf meinen treuloſen Hund ganz allein, bis ich hieherkam und Dich fand."

Lucilie bückte ſich und liebkoste den Hund. Sie ſegnete ſein Davonlaufen, weil es ihr einen Freund zugeführt hatte, der ſie nimmer verlaſſen konnte.

Aber ſo innig, ſo dankbar auch St. Amand Lucilien liebte, ſo reichte ihre Gewalt doch nicht hin, um die Schwermuth von ſeiner Stirne zu verbannen und ihn mit ſeiner troſtloſen Lage auszuſöhnen.

„Ach, könnte ich Dich doch ſehen! Könnte ich doch in ein Antlitz blicken, deſſen Züge mein Herz vergebens ſich vorzumalen bemüht!"

„Wenn Du das könnteſt," ſeufzte Lucilie! „ſo würdeſt du mich nimmer lieben."

„Unmöglich!" rief St. Amand leidenſchaftlich. „Wie immer die Welt Dich auch finden mag, mir würdeſt Du das Muſter der Schönheit ſein, und ich würde Dich nicht nach Andern, ſondern Andere nach Dir beurtheilen."

Er ließ ſich ſehr gerne von Lucilien vorleſen und beſonders liebte er Beſchreibungen von Kriegen, Reiſen

und wilden Abenteuern, während ihm dieſe gerade den meiſten Schmerz verurſachten. Oft hielt ſie im Leſen inne, wenn ſie ihn ſeufzen hörte, und fühlte, daß ſie ſogar auf das Glück, von ihm geliebt zu werden, verzichten würde, wenn ſie ihm dadurch jenes Gut, nach welchem die Sehnſucht ihn wie ein Geſpenſt verfolgte, wieder verſchaffen könnte.

Luciliens Familie war katholiſch und beſaß, gleich den meiſten Menſchen ihres Standes, ebenſowohl den Aberglauben, als die fromme Andacht dieſer Confeſſion. Zuweilen erbauten ſie ſich Abends mit den verſchiedenen Legenden und eingebildeten Mirakeln ihres Kirchenkalenders und, als ſie einmal mit einigen Nachbarn mit ſolchen Geſprächen ſich unterhielten, wurde das Grab der heiligen drei Könige zu Köln Hauptgegenſtand ihrer Erzählungen. So ſcharf auch ihr Verſtand war, ſo ſtand Lucilie doch, wie man leicht begreifen wird, unter dem Einfluſſe des Glaubens derjenigen, mit welchen ſie von der Wiege an aufgewachſen war und ſie horchte auf eine Erzählung nach der andern, von den Mirakeln, die an dem heiligen Grabe geſchehen ſein ſollten, ebenſo ernſthaft und zweifellos wie die Übrigen.

Und die Könige aus Morgenland waren keine gewöhnliche Heilige; den Reliquien der drei Weiſen, welche dem Sterne von Bethlehem gefolgt und die erſten Potentaten auf Erden geweſen, welche ihren Erlöſer anbeteten, mochte allerdings der fromme Katholik eine beſondere Kraft, eine geſundmachende Heiligkeit beilegen. Jeder aus der Geſellſchaft (St. Amand, welcher den Tag über ungewöhnlich ſchweigſam und ſogar traurig ge-

weſen war, hatte ſich auf ſein Zimmer zurückgezogen, denn er ſuchte bisweilen in der Verdüſterung ſeines Gemüthes ebenſo ſehr die Einſamkeit, als er ſie zu anderen Zeiten floh) — Jeder aus der Geſellſchaft hatte eine natürlich gleich wahrhafte, unbeſtreitbare Geſchichte von einer am heiligen Königsgrabe geheilten Krankheit, einem erhörten Gebete, oder einer nachgelaſſenen Sünde zu erzählen. Beſonders machte eine Geſchichte auf Lucilien Eindruck; der Erzähler derſelben, ein ehrwürdiger Greis mit grauen Haaren, verſicherte feierlich, er könne für die Wahrheit ſeiner Worte bürgen.

Eine Frau zu Antwerpen hatte in Folge eines unerlaubten Umganges einen taubſtummen Sohn geboren. Die unglückliche Mutter ſah darin eine Strafe für ihre eigenen Sünden. „Oh, hätte doch," ſagte ſie, „das Unglück mich allein getroffen! Ich Elende, mein unſchuldiges Kind muß für mein Vergehen büßen!" Dieſer Gedanke quälte ſie Tag und Nacht; nichts konnte ſie in ihrem Kummer tröſten. Als das Kind heranwuchs und immer mehr mit dem Mutterherzen in Berührung kam, ſchärften ſeine Liebkoſungen nur die Stacheln ihres böſen Gewiſſens. Endlich (fuhr der Erzähler fort), als ſie Vieles von dem heiligen Dreikönigsgrabe zu Köln ſprechen hörte, faßte ſie den Entſchluß, baarfuß zu demſelben zu wandern. „Gott iſt barmherzig," ſagte ſie, „und der, welcher Magdalena ſeine Schweſter nannte, wird vielleicht auch den Fluch der Mutter von dem Kinde nehmen. Sie machte ſich alſo auf nach Köln, ſie ſchüttete ihre Thränen, ihre Reue, ihre Bitten an dem heiligen Grabe aus. Als ſie jedoch in ihre Vaterſtadt zurückkehrte und ihrem Häus=

chen ſich näherte, da lag dieſes in Trümmer; wer ſchildert ihren Schrecken bei dem Anblicke ſeiner geſchwärzten Balken und öden Fenſterräumen, welche deutlich genug die Verheerung durch Feuer bezeichneten! Die arme Frau ſank gänzlich überwältigt zu Boden. War ihr Sohn umgekommen? In dieſem Augenblicke hörte ſie das Rufen einer Kinderſtimme, und oh! ihr Knabe ſtürzte in ihre Arme und nannte ſie Mutter!

Er war aus den Flammen gerettet worden, welche vor ſieben Tagen das Häuschen verzehrt hatten; aber durch den Schrecken, den er erduldet, war das Band gelöst worden, welches ſeine Zunge bisher feſſelte: er hatte artikulirte Klagelaute von ſich gegeben, der Fluch war hinweggenommen und e i n Wort wenigſtens hatten die freundlichen Nachbarn ihn bereits gelehrt, um ſeine zurückkehrende Mutter damit zu begrüßen. Was kümmerte ſie ſich jetzt darum, daß ihr Vermögen dahin, daß ihr Haus Aſche war? Sie beugte ſich in dankbarer Ergebung unter einen ſo milden Schlag; ihr Gebet war erhört worden und die Sünde der Mutter wurde nicht länger an dem Kinde heimgeſucht.

Ich habe geſagt, theure Gertrude, daß dieſe Geſchichte einen tiefen Eindruck auf Lucilie machte. Die Beſeitigung eines dem St. Amands ſo nahen Unglückes durch das Gebet eines Andern erfüllte ſie mit andächtigen Gedanken und ſchöner Hoffnung. „Steht nicht das Grab noch?“ dachte ſie. „Iſt nicht Gott noch im Himmel? — Er, der die Schuldige erhörte, ſollte er nicht auch die Schuldloſe erhören? Iſt er nicht der Gott der Liebe? Iſt nicht das Herz ein Opfer, welches ihm am

beſten gefällt? Und wenn auch ſeine eigene Mutter die Mittlerin des Kindes war: kann ſogar eine Mutter ihr Kind zärtlicher lieben, als ich Eugen liebe? Aber Lucilie, wenn deine Bitte erhört wird, wenn er ſein Geſicht wieder erlangt, ſo iſt d e i n e Freude dahin; er wir dich nicht mehr lieben. Doch was thuts! Ich werde ihn wenigſtens glücklich machen!"

Solche Gedanken erfüllten Luciliens Seele; ſie nährte dieſelben, bis ſie zum Entſchluſſe übergingen und ſie gelobte, heimlich die Pilgerfahrt der Liebe zu vollbringen. Weder St. Amand noch ihren Eltern erzählte ſie etwas von ihrem Vorhaben; denn ſie kannte die Hinterniſſe, welche man ihr entgegenhalten würde. Glücklicherweiſe lebte eine Muhme von ihr in Brüſſel, welche ſie gewöhnlich einmal jährlich auf einen Monat beſuchte und dabei meiſtens auch die Früchte ihres elfmonatlichen Fleißes mit ſich nahm, weil dieſelben in Brüſſel einen vortheilhafteren Abſatz fanden als zu Mecheln. Lucilie und St. Amand waren bereits verlobt, und ihre Hochzeit ſollte nächſtens ſtattfinden. Da nun nach der Landesſitte auch arme Eltern es für einen Ehrenpunkt hielten, ihren Töchtern eine anſtändige Ausſteuer zu geben, ſo wurde es Lucilien etwas Leichtes, den wahren Zweck ihrer Reiſe unter dem Vorwande zu verbergen, daß ſie die Spitzen, ihre und ihrer Mutter Jahresarbeit, nach Brüſſel nehmen und verkaufen wolle; der Erlös würde ſodann hinreichen, um die Hochzeitskoſten zu decken.

„Du haſt ganz Recht, mein Kind," ſagte Madame Le Tiſſeur; „je reicher St. Amand iſt, deſto weniger ſollteſt Du als Bettlerin in ſeinem Hauſe einziehen."

Das Ehrgefühl der guten Leute war wirklich angeregt; ihr Stolz durch den Neid der Stadt und die herkömmlichen Beglückwünſchungen über eine ſo vortheilhafte Heirath verletzt, und ſie beſchäftigten ſich jetzt gern mit Aufzählung des Vermögens, das ſie ihrem einzigen Kinde geben wollten und ſchmeichelten ihrer verzeihlichen Eitelkeit mit dem Gedanken, daß, ſtreng genommen, gerade kein ſo großes Mißverhältniß bei dieſer Verbindung ſtattfinde. Sie hatten Recht, aber gerade nicht von dem Standpunkte ihrer Schätzung aus; den Reichthum, welchen Lucilie mitbrachte, konnte das Schickſal nicht ſchmälern, der Wechſel nicht erreichen; kein Froſt konnte ſeine liebliche Ernte zerſtören; keine Unklugkeit konnte ihn verſchwenden; kein Betrug konnte auch nur ein Korn aus ſeinen reichen Vorrathskammern ſtehlen! Gleich der Börſe im Feenmährchen konnte man ihn ſtündlich nützen, ohne ihn jemals zu erſchöpfen.

St. Amand allein ließ ſich für ihre Reiſe nicht gewinnen; er wollte von keiner Ausſteuer etwas hören, ſelbſt als Lucilie ihm vorſtellte, daß es nur geſchehe, um ihre Eltern zufrieden zu ſtellen, nicht um ſie ärmer zu machen. „Und Du kannſt mich verlaſſen!“ ſagte er in jenem klagenden Tone, der gleich anfangs Luciliens Herz bezaubert hatte; „das wäre eine zweite Blindheit!“

„Nur auf wenige Tage; höchſtens auf vierzehn, theuerſter Eugen.“

„Vierzehn Tage! Du rechneſt die Zeit nicht wie ein Blinder,“ entgegnete St. Amand bitter.

„So höre doch, höre doch, theurer Eugen,“ ſagte Lucilie weinend.

Der Ton ihres Schluchzens weckte in ihm auf einmal den Vorwurf der Undankbarkeit. Ach, er wußte nicht, wie dankbar er ihr ſein ſollte. Er ſtreckte ſeine Arme aus und rief: „Verzeihe mir; die, welche ſehen können, wiſſen nicht, welch ein ſchreckliches Loos die Einſamkeit iſt.“

„Aber meine Mutter bleibt ja immer bei Dir.“

„Sie iſt nicht Du!“

„Und Julie,“ ſagte Lucilie zaudernd.

„Was kann mir Julie helfen?“

„Ach, Du biſt mit Ausnahme meiner Eltern der Einzige, welcher in ihrer Gegenwart noch an mich denken kann.“

„Und weßhalb, Lucilie?“

„Nun, ſie iſt ſchöner als ein Traum.“

„Sprich nicht ſo. Könnte ich ſehen, ſo wollte ich der Welt beweiſen, daß Du weit ſchöner biſt. Es liegt keine Muſik in ihrer Stimme.“

Am Abende vor ihrer Abreiſe ſaß Lucille noch ſpät bei St. Amand und ihrer Mutter. Sie unterhielten ſich über die Zukunft; ſie machten Pläne; in die unfruchtbare Öde der Welt pflanzten ſie den Garten ehelicher Liebe und füllten ihn aus mit Blumen, ohne an den Sturm zu denken, der ſie knickt, oder an den Froſt, der ſie tödtet.

Und als St. Amand auf Lucillens Arm geſtützt nach ſeinem Zimmer gegangen war und ſie ſich vor der Thüre, welche er gleich darauf ſchloß, getrennt hatten, ſo fiel ſie an der Schwelle auf ihre Knie nieder und ſchüttete ihr volles Herz in einem Gebete für ſeine Rettung und die Erfüllung ihrer zaghaften Hoffnung aus.

Mit Tagesanbruch mußte ſie ſich zu dem Fuhrwerk verfügen, das den kurzen Weg von Mecheln nach Brüſſel regelmäßig zurücklegte. Als ſie die Stadt erreichte, begab ſie ſich, ohne ihre Muhme aufzuſuchen, in ein Wirthshaus der Vorſtadt, vertraute ihr Spitzenkörbchen der Fürſorge der Wirthin an und wanderte zu Fuß und allein den Weg, welchen der liebliche Aberglaube ihres Herzens ſie führte. Wenn ſie auch irrte, ſo verſöhnte doch ihr frommes Vertrauen mit ihrer Leichtgläubigkeit — ja, dieſe wurde ſogar durch die Liebe geheiligt. Und wohl dürfen wir annehmen, daß das Auge, welches alle Geheimniſſe liest, ſchwerlich mißbilligend auf eine Schwärmerei herunterblickte, deren einzige Schwachheit die Liebe war.

So ſehr fürchtete ſie, es möchte, wenn ſie ihre Pilgerfahrt ſich zu leicht machen würde, der Erfolg derſelben mißlingen, daß ſie kaum ſich Ruhe oder Nahrung geſtattete. Zuweilen ging ſie in der Mittagshitze ein wenig von der Landſtraße ab und ſchwelgte unter den ſchattigen Lindenbäumen in ſüßen und bitteren Gedanken; aber immer trieb ihr Vorhaben ſie raſtlos weiter, und matt, faſt der Ohnmacht nahe und mit blutenden Füßen, ſprang ſie dann ſchnell wieder auf, um ihren Weg fortzuſetzen. Endlich erreichte ſie die alte Stadt, wo eine heiligere Zeit aus den Gewohnheiten und den Zügen der Menſchen kaum den römiſchen Charakter verwiſchen konnte. Sie kniete nieder am Grabe der Weiſen und ſchickte ihr glühendes, aber demüthiges Gebet zu Demjenigen, vor deſſen Sohne dieſe fleiſchloſen (aber doch für die Gläubigen erhaltenen) Häupter

vor achtzehn Jahrhunderten ſich anbetend gebeugt hatten. Eine ganze Woche hindurch beſuchte ſie zweimal täglich dieſen Ort und ſchickte immer dieſelben Gebete zum Himmel. Am letzten Tage näherte ſich ihr ein alter Prieſter, der beim Herumgehen in der Kirche ſie beſtändig in Andacht verſunken geſehen hatte, mit jener väterlichen Theilnahme, welche die beſſeren Diener der katholiſchen Confeſſion (einer Confeſſion, von der die Erde mit Armenhäuſern bedeckt wurde), für die Unglücklichen an den Tag legen. Als ſie mit feuchten, niedergeſchlagenen Augen ſich entfernen wollte, grüßte er ſie und fragte, auf die Vorrechte ſeines Standes ſich ſtützend, ob er nicht irgendwie mit Rath oder Beiſtand ihr dienen könnte. Es lag etwas in der ehrwürdigen Miene des alten Mannes, was Lucilien Muth einflößte; ſie eröffnete ihm ihr Herz und ſagte Alles. Der gute Prieſter wurde durch ihre Einfalt und ihre Glaubenskraft tief gerührt. Er befragte ſie genau über die Art der Blindheit, an welcher St. Amand litt, und ſagte dann nach kurzem Nachdenken: „Tochter, Gott iſt groß und barmherzig; wir müſſen auf ſeine Macht vertrauen, aber auch nicht vergeſſen, daß er meiſtens ſterblicher Werkzeuge ſich bedient. Da Du auf Deinem Heimwege durch Löwen kommſt, ſo verſäume nicht, daſelbſt einen Arzt, Namens Le Kain, zu beſuchen. Er iſt in ganz Flandern berühmt wegen der Kuren, die er an Blinden vollbracht hat, und ſein Rath wird nah und fern von allen Menſchenklaſſen hochgeſchätzt. Er wohnt unmittelbar neben dem Stadthauſe, und Jedermann kann Dir ſein Haus zeigen. Doch warte, mein Kind, Du kannſt ihm ein

paar Zeilen von mir mitbringen; er iſt ein recht freundlicher, wohlwollender Mann, dem Du dieſelbe Geſchichte genau ſo und mit der gleichen Stimme erzählen mußt, wie Du ſie mir erzählt haſt.“

So ſprechend ging der Prieſter in Begleitung Luciliens nach ſeiner Wohnung und nöthigte ſie, etwas minder ſpärliche Erfriſchungen zu ſich zu nehmen, als ſie ſeit ihrer Abreiſe von Mecheln gethan. Hierauf gab er ihr ſeinen Segen und einen Brief an Le Kain, der ihr, wie er mit Recht hoffen durfte, ein gütiges Gehör bei dem Arzte verſchaffen würde. Der Name des Prieſters war auf dem Gebiete der Wiſſenſchaft wohl bekannt und eine Empfehlung von ihm galt überall, wo Tugend und Weisheit geehrt wurden, weit mehr, als der längſte Brief von dem höchſten Sieur in Flandern.

Mit hoffnungsvoller Ergebenheit verließ die junge Pilgerin das römiſche Köln und jetzt, mit jedem Schritte St. Amand näher kommend, fühlte ſie weder die Sonnenhitze, noch die Ermüdung der Reiſe. Es war an einem Mittage, als ſie wieder durch Löwen kam und bald fand ſie das edle Gebäude des Stadthauſes. Stolz erhoben ſich ſeine ſpitzigen Thürme zum Himmel und die Sonne ſchien glänzend auf ſeine reichen Verzierungen und gothiſchen Fenſter. Die breite Straße war mit Leuten aus allen Ständen angefüllt und mit einiger beſcheidenen Verlegenheit ließ Lucilie ihren Schleier fallen und miſchte ſich unter den Menſchenhaufen. Es hielt, wie der Prieſter geſagt, nicht ſchwer, Le Kains Wohnung aufzufinden; ſie bat den Diener, ſeinem Herrn den Brief des Geiſtlichen zu übergeben und durfte nur

kurze Zeit warten, bis ſie von dem Arzte vorgelaſſen wurde. Er war ein hagerer, ſchlanker Mann mit kahler Stirne und ruhiger, freundlicher Miene. Ebenſo gerührt als der Prieſter, fühlte er ſich durch die Art, wie Lucilie ihre Geſchichte erzählte, das Unglück ihres Verlobten beſchrieb und die Hoffnung ſchilderte, welche ihr die ſo eben gemachte Wallfahrt eingeflößt hätte, gerührt.

„Gut,“ ſagte der Arzt ermuthigend,“ wir müſſen unſern Patienten ſehen. Sie können ihn hieher zu mir bringen.“

„Ach Herr, ich hatte gehofft — —“ Lucilie ſtockte plötzlich.

„Was, meine junge Freundin?“

„Es würde mir der Triumph vergönnt werden, Sie nach Mecheln zu bringen. Ich weiß, Herr, was Sie ſagen wollen, ich weiß, Herr, Ihre Zeit iſt gewiß ſehr koſtbar, aber ich bin nicht ſo arm, als ich ſcheine und Eugen, nämlich Herr St. Amand, iſt ſehr reich und ich habe in Brüſſel etwas, was mir ſicherlich eine große Summe einbringt: es war zur Deckung der Hochzeitskoſten beſtimmt; aber es ſteht von Herzen Ihnen zu Dienſten, mein Herr.“

Le Kain lächelte. Er gehörte zu denjenigen Menſchen, die gerne im Herzen leſen, wenn ſeine Blätter friſch und makellos ſind; und nach dem Wohlwollen, welches die echte Wiſſenſchaft einflößt, würde er, um einem Blinden das Geſicht wieder zu geben, noch eine längere Reiſe gemacht haben, als von Löwen nach Mecheln, auch wenn St. Amand ein Bettler geweſen wäre.

„Gut, gut,“ erwiderte er; „aber Sie vergeſſen,

daß Herr St. Amand nicht der Einzige auf Erden iſt, der meiner Hülfe bedarf. Ich will in meinem Notizenbuche nachſehen, ob ich einen oder zwei Tage erübrigen kann.“

So ſprechend ſchaute er in ſein Buch. Alles begünſtigte Lucilie; für die nächſten Tage hatte er keine Geſchäfte, welche nicht ſein Gehülfe beſorgen konnte und er willigte alſo ein, Lucilie nach Mecheln zu begleiten.

Mittlerweile war die Zeit freudelos und düſter an St. Amand vorübergegangen; jeden Augenblick fragte er Madame Le Tiſſeur, wie viel Uhr es ſei; dies war faſt ſeine einzige Frage. Für ihn ſchien keine Sonne am Himmel, keine Kühlung in der Luft zu ſein und er wollte ſogar nichts mehr von ſeiner geliebten Muſik wiſſen; das Inſtrument hatte ſeine Lieblichkeit verloren, ſeit Lucilie nicht mehr auf die Töne deſſelben hörte.

Natürlich fühlten die Frau Baſen von Mecheln einigen Neid über die Heirath Luciliens mit einem Manne, deſſen Einkommen das Gerücht zu außerordentlichen Reichthümern geſteigert hatte, deſſen Geburt vom angeſehenen zum adeligen Stande erhöht und deſſen hübſche Geſtalt durch die Theilnahme, welche ſein Unglück erregte, mit der Schönheit des Antinous ausgeſtattet worden war. Selbſt dieſes Unglück, welches alle Vorzüge hätte aufwägen ſollen, war nicht im Stande, den allgemeinen Neid zu beſchwichtigen; — vielleicht erſchien auch einigen Mamſells von Mecheln die Blindheit an einem Ehemanne, gerade als kein unwillkommener Fehler. Für Elne jedoch hatte diese Mißgunſt

einen ganz beſonders bitteren Stachel, nämlich für die ſchöne, unwiderſtehliche Julie. Daß die beſcheidene, hintangeſetzte Lucilie ihr nun vorgezogen werden, daß eben die Lucilie, deren Daſein bisher durch Julie verdunkelt worden war, nun ſo plötzlich eine Wichtigkeit erlangen, daß es einen Menſchen in der Welt, einen reichen, hübſchen Jüngling geben ſollte, der ſie in Vergleichung mit Lucilie für weniger als Nichts achtete, verletzte im Innerſten eine Eitelkeit, welche bisher noch keine Wunde empfangen hatte.

Während Luciliens Abweſenheit war ſie beſtändig in Madame Le Tiſſeur's Hauſe geweſen und wirklich hatte Lucilie ſie auch darum gebeten. Mit einer Emſigkeit, worüber ſie ſich ſelbſt verwunderte, hatte ſie Luciliens Stelle auszufüllen geſucht und den ſeltſamen Widerſprüchen der menſchlichen Natur gemäß, während ihrer Bemühungen zu gefallen, den Gegenſtand ihrer Pflege lieben gelernt, wenigſtens ſo weit ſie der Liebe fähig war.

Sie faßte einen wirklichen Haß gegen Lucilie und war der feſten Überzeugung, daß nur der Zufall des erſten Bekanntwerdens ihr eine Eroberung entriſſen hätte, von welcher ſie ihr Glück abhängig glaubte. Hätte St. Amand Lucilie nie geliebt, und ſich Julien angetragen, ſo würde ſein Mißgeſchick ſie bewogen haben, ihn trotz ſeines Reichthums und ſeiner Jugend abzuweiſen; aber daß er Luciliens Geliebter war, und daß Lucilie eine Eroberung gemacht hatte, gab ihm plötzlich in ihren Augen eine Wichtigkeit, die er nicht beſaß. Bei ſeinem Leiden indeß konnten die Schönheit und

alle Verführungskünſte Juliens die Treue St. Amands nicht erſchüttern. Ja, er fand weniger als je Gefallen an ihr, denn es kam ihm bei jeder Anderen, welche die ängſtliche, ſorgfältige Pflege Luciliens nachahmen wollte, dieſes Streben als Zudringlichkeit vor.

„Aber jetzt wäre es doch ſicherlich Zeit, Madame Le Tiſſeur, daß Lucilie zurückkehrte. Sie könnte unterdeß ſchon alle Spitzen in Mecheln verkauft haben,“ ſagte St. Amand eines Tages ärgerlich.

„Geduld, lieber Freund, Geduld, vielleicht kommt ſie morgen.“

„Morgen! Ich glaube, es iſt erſt ſechs Uhr — erſt ſechs, nicht wahr?“

„Gerade fünf Uhr, theurer Eugen; ſoll ich Ihnen vorleſen? Hier iſt ein neues Buch aus Paris; es hat großen Lärmen gemacht,“ ſagte Julie.

„Sie ſind ſehr gütig, aber ich will Sie nicht beläſtigen.“

„Oh, es macht mir nicht die geringſte Mühe.“

„Kurz und gut, ich will doch nicht.“

„Ach, könnte er doch ſehen,“ dachte Julie, „ich wollte mich ſchon dafür an ihm rächen.“

„Ich höre Wagenräder, wer kann dieſen Weg fahren? Gewiß iſt es der Brüſſeler Bote,“ ſagte St. Amand aufſpringend; „an dieſem Tage — ja gerade zu dieſer Stunde kommt er. Nein, nein, es iſt ein leichtes Gefährt,“ und trübſinnig ſank er auf ſeinen Stuhl nieder.

Näher und näher rollte der Wagen, er bog um die Ecke; er hielt an der niederen Hausthüre und von Freude überwältigt ſtürzte Lucilie in St. Amands Arme.

„Halt!“ rief ſie erröthend, als es ihr ein wenig gelungen war, ihre Bewegung zu bemeiſtern, und wandte ſich gegen Le Kain. „Verzeihen Sie, mein Herr. Lieber Eugen, ich habe Jemand mitgebracht, der mit Gottes Hülfe Dich vielleicht wieder ſehend machen kann.“

„Wir dürfen uns keinen ſanguiniſchen Hoffnungen hingeben, mein liebes Kind,“ ſagte Le Kain, „denn die Täuſchung iſt ſo bitter.“

Ich will mit dieſem Theile meiner Erzählung zum Schluße eilen, theure Gertrud. Le Kain unterſuchte St. Amand und das Ergebniß dieſer Unterſuchung war die ziemlich gegründete Hoffnung auf das Gelingen einer Operation. St. Amand unterzog ſich derſelben freudig und ſie gelang wirklich. — Der Blinde ſah! Wer könnte Luciliens Gefühle, wer ihre Rührung, ihre Freude beſchreiben, als das Ziel ihrer Wallfahrt, ihrer Gebete auf einmal in Erfüllung ging! Dieſe Freude war ſo unendlich, daß ſie in Erwägung der ewigen Wechſel des menſchlichen Schickſals an ihrem Übermaße hätte ahnen können, welch bittere Schmerzen die Zukunft ihr dafür bringen würde.

Sobald der neue Sinn des Patienten ſich allmählig an das Licht gewöhnt hatte, war ſeine erſte, ſeine einzige Frage nach Lucilie. „Nein, laßt mich ſie nicht allein ſehen, mitten unter Euch Allen will ich ſie ſehen, damit ich Euch überzeugen kann, daß der Inſtinkt des Herzens niemals trügt.“ Mit ängſtlichem, niederdrückendem Vorgefühle, willigte Lucilie in das Verlangen, gegen welches der ungeſtüme St. Amand in der That keine Einrede hören wollte. Der Vater,

die Mutter, Lucilie, Julie und Juliens jüngere Schweſtern waren in dem kleinen Wohnzimmer verſammelt; die Thüre ging auf und zögernd ſtand St. Amand auf der Schwelle. Ein Blick im Kreiſe herum genügte ihm; ſein Geſicht ſtrahlte, er ſtieß einen Schrei der Freude aus; mit dem Rufe: „Lucilie! Lucilie! Du biſt's, ich weiß es, Du allein!“ ſprang er vorwärts und — fiel Julien zu Füßen!

Entzückt, ſtolz und triumphirend heftete Julie ihre blitzenden Augen auf ihn und ſie enttäuſchte ihn nicht.

„Sie ſind im Irrthume,“ ſagte Madame Le Tiſſeur beſtürzt; „das iſt Ihre Baſe Julie — dies hier iſt Ihre Lucilie!“

St. Amand ſtand auf, blickte nach Lucilien und in dieſem Augenblick wünſchte ſich die Unglückliche ins Grab. Staunen, Verdruß, getäuſchte Hoffnung, ja faſt Schmerz drückten ſich in ſeiner Miene aus. Er hatte ſein Gefängniß mit Träumen geſchmückt und jetzt in Freiheit geſetzt, fühlte er, wie wenig ſie der Wahrheit gleichkamen. Noch zu ſehr Neuling in der Beobachtung, um das Weh, die Verzweiflung, das Zuſammenſinken und Beben des ganzen Körpers zu bemerken, welches ſein Blick bei Lucilien hervorbrachte, empfand er dennoch, als der erſte Schrecken ſeiner Ueberraſchung vorüber war, daß er auf dieſe Art derjenigen, die ihm das Geſicht wiedergegeben, nicht danken dürfe. Er beeilte ſich deßhalb, ſeinen Irrthum wieder gut zu machen; aber wie war das möglich?

Von dieſer Stunde an hatte Luciliens Glück ſein Ende erreicht; ihr Feenpalaſt war in Staub zerfallen;

der Zauberſtab war zerbrochen; Ariel war in die Lüfte entſchwebt und der glänzende Zauber ſchied nicht länger den Ort, wo ſie wohnte, von der übrigen öden Welt. Allerdings ſprach St. Amand freundlich mit ihr; allerdings erinnerte er ſich mit der tiefſten Dankbarkeit an Alles, was ſie ihm zu liebe gethan; allerdings zwang er ſich ſelbſt, ſtets von Neuem auszurufen: „Sie iſt meine Braut, meine Wohlthäterin!“ Und er verfluchte ſich, wenn der Gedanke ihn überkommen wollte, daß ſeine früheren Gefühle für ſie dahin ſeien; aber wo war die Leidenſchaft ſeiner Worte? Wo die Glut ſeines Tones? Wo die Freude, das Lichte ſeiner Miene, welches ihr Tritt, ihre Stimme früher hervorrufen konnten? Wenn ſie allein waren, ſo konnte er ein Gefühl der Verlegenheit, Beengung, ja der Kälte nicht unterdrücken; ſeine Hand ſuchte nicht mehr die ihrige; ſeine Seele vermißte ſie nicht mehr, wenn ſie auf einen Augenblick von ſeiner Seite kam. Im Familienkreiſe fühlte er ſich augenſcheinlich behaglicher; aber hafteten ſeine Blicke auf derjenigen, welche ihnen den Tag erſchloſſen hatte? Wanderten ſie nicht jeden Augenblick mit nur allzudeutlicher Bewunderung nach dem erröthenden, ſtrahlenden Geſichte der frohlockenden Julie?

Natürlich trat dieſes Benehmen nicht an einem Tage oder in einer Woche ſo ganz deutlich hervor, aber mit jedem Tage konnte man es mehr und mehr bemerken. Dennoch, trotz aller Bezauberung und Verſtrickung, welche St. Amands Gefühle feſſelte, würde er ſich vielleicht doch nie eine Untreue, gegen welche er unter den bitterſten Gewiſſensbiſſen ankämpfte, ſich haben zu

Schulden kommen laſſen, wäre der unglückliche Gegenſatz nicht gewesen, welchen im erſten Augenblicke ſeiner überwallenden Begeiſterung Julie im Vergleich mit Lucilie darbot; ohne dieſen Gegenſatz würde keine Idee von wirklicher, lebendiger Schönheit der Enttäuſchung von ſeinen Traumbildern zu Hülfe gekommen ſein. Er würde Julien jung und anmuthsvoll, mit liebeſtrahlenden Augen, im Gegenſatze zu den gefurchten Geſichtern und den gebeugten Körpern ihrer Eltern gefunden haben, und ſie hätte ihren Sieg über ihn vollendet, noch ehe er entdeckte, daß ſie minder ſchön ſei als Andere; ja, noch mehr, ſeine Untreue würde nie die erſten wenigen Tage überdauert haben, wenn der eitle und herzloſe Gegenſtand derſelben nicht alle möglichen Künſte, alle Gewalt und allen Zauber ſeiner Schönheit aufgeboten hätte, ſie zu befeſtigen und dauernd zu machen. Die unglückliche Lucilie, ſo empfindlich für die geringſte Veränderung bei denjenigen, welche ſie liebte, ſo mißtrauiſch gegen ſich ſelbſt, und doch ſo ſtolz in dieſem Mißtrauen — ſie, die jetzt nicht länger nöthig war, nicht länger vermißt, nicht länger geliebt wurde, konnte unmöglich die ſchmerzliche Vergleichung der Vergangenheit mit der Gegenwart in die Länge ertragen. Ohne zu klagen, floh ſie in ihre Kammer, um dort ihren Thränen freien Lauf zu laſſen, und da unglücklicherweiſe ihr Vater gewöhnlich den Tag über abweſend und ihre Mutter entweder mit Handarbeiten oder der Haushaltung beſchäftigt war, ſo fand Julie tauſend Gelegenheiten, die Macht, welche ſie bereits nicht über das Herz, ſondern über die Sinne St. Amands ausübte, immer mehr zu befeſtigen! In

ter edlen Offenheit ihres Gemüthes ahnte die arme Lucilie indeß noch nicht den ganzen Umfang ihres Unglückes und tröſtete ſich bisweilen mit der Hoffnung, ſie würde nach ihrer Vermählung in jenem vertraulichen Verhältniſſe, worin die Liebe, welche ſie für ihn fühlte, ſich mit weniger Rückhalt, als gegenwärtig, ausſprechen konnte, vielleicht ein Herz wieder gewinnen, welches ihr ſo treu ergeben war und deſſen unwiderruflichen Verluſt ſie ſich nicht ohne die Schuld eines ſchweren Mißverſtändniſſes denken konnte. An dieſen Hoffnungsanker hing ſie all das wenige Glück, welches ihr noch blieb. Auch drang St. Amand fortwährend noch auf die Vermählung, aber in ganz verſchiedenem Tone! Er wollte ſich dadurch den Weg zu einer größeren Undankbarkeit verſchließen, als diejenige war, welche er bereits begangen hatte. Er dachte fälſchlich, das geknickte Rohr der Liebe laſſe ſich durch die Bande der Pflicht wieder aufrichten und befeſtigen; wenigſtens ſollte ſeine Hand, ſein Vermögen, ſeine Achtung und ſeine Dankbarkeit Lucilien als die einzige Belohnung werden, die er für jetzt zu geben im Stande war. Mittlerweile indeß ſo oft mit Julien allein gelaſſen, die ſich alle Mühe gab, den letzten Triumph über ſein Herz zu erringen, bereitete St. Amand allmählig derjenigen, welcher er ſo unberechenbar Vieles ſchuldete, eine ganz verſchiedene Belohnung, eine ganz verſchiedene Vergeltung.

Hinter dem Hauſe war ein Garten, in welchem eine kleine Laube ſich befand, worin Eugen und Lucilie an ſchönen Sommerabenden Stunden verlebt hatten, die nie wiederkehren ſollten! Eines Tages hörte ſie von

ihrer Kammer aus, in welcher ſie trauernd ſaß, den Ton von St. Amands Flöte lieblich von jenem geliebten, geheiligten Plätzchen heraufklingen. Sie weinte, als ſie dies hörte, und die Erinnerungen, welche die Muſik erweckte, führten ihr ſein Bild in milder Klarheit vor und ſie fing an ſich ſelbſt zu tadeln, daß ſie oft der Empfindlichkeit ihrer verwundeten Gefühle nachgegeben, daß ſie, durch ſeine Kälte verſcheucht, ihn ſo oft ſich ſelbſt überlaſſen, und nicht deutlich genug die Zärtlichkeit ausgeſprochen habe, in welcher nach ihrer beſcheidenen Selbſtverkennung alle ihre Anſprüche auf ſeiner Liebe beruhten. Vielleicht iſt er jetzt allein, dachte ſie; auch iſt die Melodie eine, von der er weiß, daß ich ſie liebe, und mit zagendem Schritte und pochendem Herzen ſchlich ſie aus dem Hauſe und ging nach der Laube. Kaum hatte ſie ihre Kammer verlaſſen, als das Flötenſpiel aufhörte und der Laube ſich nähernd, hörte ſie Stimmen — Juliens Stimme klagend und St. Amands tröſtend. Eine furchtbare Ahnung ergriff ſie; ihr Fuß war auf den Boden gewurzelt.

„Ja, heirathe ſie — vergiß mich,“ ſagte Julie; „in wenigen Tagen wirſt Du einer Anderen angehören und ich, ich — verzeih mir, Eugen, daß ich Dein Glück geſtört habe. Ich bin genug geſtraft — mein Herz wird brechen, aber Dich dennoch lieben,“ und Schluchzen erſtickte Juliens Stimme.

„Oh, ſprich nicht ſo,“ entgegnete St. Amand. „Ich, ich allein bin zu tadeln; ich bin falſch gegen Beide, undankbar gegen Beide. Ach, von der Stunde an, wo dieſe Augen gegen Dich ſich öffneten, ſog ich neues Leben ein;

die Sonne ſelbſt erſchien mir weniger wundervoll, als Deine Schönheit. Aber, aber, laß mich dieſe Stunde vergeſſen. Was verdanke ich nicht Lucilien? Ich werde unglücklich ſein — ich verdiene es; denn muß ich nicht denken, Julie, daß ich Dein Leben mit unſerer unſeligen Liebe verbittert habe? Aber Alles, was ich geben kann, meine Hand, mein Haus, meine verpfändete Treue muß ihr gehören. Ja, Julie, ja, warum dieſen Blick? Kann ich denn anders handeln? Kann ich anders träumen? Mag es immerhin ein Opfer ſein, muß ich es nicht bringen? Oh, wie viel verdanke ich Lucilien, und wäre es auch nur, daß ich ohne ſie Dich nie geſehen hätte!“

Lucilie wollte nicht mehr hören. Mit demſelben leiſen Schritte, womit ſie gekommen war, um dieſe Unglücksworte zu vernehmen, kehrte ſie wieder in ihre öde Kammer zurück.

Am Abende, als St. Amand allein in ſeinem Zimmer ſaß, hörte er ein ſanftes Klopfen an der Thüre. „Herein!“ rief er, und Lucilie trat ein. Er ſtand etwas verlegen auf und wollte ihre Hand ergreifen; aber ſie wies ihn freundlich zurück, nahm ihm gerade gegenüber einen Sitz und redete ihn, zu Boden blickend, alſo an:

„Mein lieber Eugen, wollte ſagen, Herr St. Amand, ich habe etwas auf dem Herzen, das ich lieber auf einmal ſagen will, und wenn ich es nicht ſo deutlich, wie ich möchte, ausdrücken kann, ſo mußt Du Lucilien deßwegen nicht zürnen; tiefe Gefühle laſſen ſich nicht ſo leicht in Worte kleiden.“

Erröthend und etwas von der Wahrheit ahnend,

wollte St. Amand ſie unterbrechen, aber mit freundlicher Ungeduld winkte ſie ihm Stillſchweigen zu und fuhr fort: „Du weißt, als Du mich einſt liebteſt, ſagte ich Dir oft, Du würdeſt es nicht mehr thun, wenn Du ſehen könnteſt, wie wenig ich Deine Neigung verdiene! Ich täuſchte mich nicht, Eugen; ich hatte fortwährend die Überzeugung, daß Deine Liebe zu mir nothwendig nur von Deinem Unglücke abhänge; aber trotz dem hatte ich nie einen Traum oder einen Wunſch, außer für Dein Wohl, und Gott weiß, daß ich abermals baarfuß nicht nach Köln, ſondern nach Rom, ja bis ans Ende der Welt wandern würde, wenn es ſich darum handelte, Dich auch nur von einem weit geringeren Unglück, als die Blindheit, auf dieſe Weiſe zu erretten; ja, ich würde es mit Freude thun, und wenn ich auch während der Zeit mir immer vorſagen müßte, daß Du bei meiner Rückkehr kalt mit mir ſprechen, gering von mir denken und mir ein Leid zufügen würdeſt — wie es bereits vorgekommen iſt!“

Hier wiſchte ſich Lucilie einige Thränen aus den Augen; St. Amand, im Innerſten des Herzens getroffen, bedeckte ſein Geſicht mit den Händen, ohne daß er es wagte, ſie zu unterbrechen. Lucilie fuhr fort: „Was ich vorausſah, iſt eingetroffen; ich bin für Dich nicht mehr was ich einſt war, als Du dieſe arme Geſtalt und dieſes reizloſe Geſicht mit einer Schönheit bekleideteſt, die es nicht beſaß; Du wollteſt mich dennoch heirathen, dies iſt wahr; aber ich bin ſtolz, Eugen, und kann jetzt nicht mit der Dankbarkeit vorlieb nehmen, während Du mich früher mit Liebe lohnteſt. Ich bin

nicht ſo ungerecht, um Dich zu tadeln; die Veränderung war natürlich, unvermeidlich. Ich ſollte mich mehr darauf vorbereitet haben; aber ich bin jetzt gefaßt; wir müſſen uns trennen. Du liebſt Julien — das iſt natürlich — und ſie liebt Dich; ach, was läßt ſich denn Wahrſcheinlicheres denken? Julie liebt Dich vielleicht noch nicht ſo ſehr wie ich; aber ſie hat Dich auch noch nicht kennen gelernt wie ich, und ſie, deren ganze Leben ein Triumph war, kann unmöglich etwas von jener Dankbarkeit wiſſen, welche ich fühlte, als ich mich geliebt glaubte! Doch das wird kommen; Gott gebe es! Lebe alſo wohl für immer, theurer Eugen; ich verlaſſe Dich, weil Du meiner nicht länger bedarfſt; Du biſt jetzt unabhängig von Lucilien; wohin Du auch gehen magſt, es können Tauſende meine Stelle ausfüllen — lebe wohl!"

Mit dieſen Worten ſtand Lucilie auf und wollte das Zimmer verlaſſen; aber St. Amand ergriff ihre Hand, welche ſie ihm vergebens zu entziehen ſuchte, und ergoß ſich in unzuſammenhängende, leidenſchaftliche Vorwürfe gegen ſich ſelbſt und beredte Einwendungen gegen ihren Entſchluß.

„Ich geſtehe," ſtammelte er, „daß ich einen Augenblick verlockt wurde; ich geſtehe, daß Juliens Schönheit mich Dein höheres, heiligeres, oh, weit heiligeres Recht auf meine Liebe auf einen Augenblick vergeſſen machte; aber verzeihe mir, theuerſte Lucilie, ſchon kehre ich zu Dir zurück und fühle Alles wieder, was ich einſt für Dich fühlte; treibe mich nicht ſo weit, daß ich den Segen des Geſichtes, welchen ich Dir danke, verfluche. Du darfſt mich nicht verlaſſen; wir Beide können uns

niemals trennen; prüfe mich nur einmal, und wenn mein Herz Dir je wieder untreu wird, dann, Lucilie, überlaſſe mich den Vorwürfen meines Gewiſſens."

Auch in dieſem Augenblick gab Lucilie nicht nach; ſie ſah wohl ein, daß ſeine Bitten nur vorübergehende Begeiſterung waren; ſie empfand, daß eine Tugend in ihrem Stolze lag, und daß ihn zu verlaſſen ihr die Pflicht gebiete. Vergebens vertheidigte er ſich, vergebens waren ſeine Umarmungen, ſeine Bitten; vergebens erinnerte er ſie an ihre verpfändete Treue, an ihre betagten Eltern, deren Glück auf ihrer Verbindung mit ihm beruhe.

„Wie könnte ich, ſelbſt wenn es wahr wäre, was Du irrthümlicherweiſe glaubſt, wie könnte ich als ein Mann von Ehre vor ihnen beſtehen, wenn ich Dich verlaſſen und eine Andere heirathen würde?"

„Stelle dies Alles mir anheim," erwiderte Lucilie, „ich werde Deine Ehre vertheidigen, Niemand ſoll Dich je tadeln; nur feire Deine Hochzeit mit Julien nicht hier vor den Augen meiner Eltern; dies iſt Alles, was ich fordere, was ſie erwarten können. Gott ſegne Dich! Bilde Dir nicht ein, daß ich unglücklich ſein werde; denn habe ich nicht zu jedem Glücke, das die Welt Dir bietet, ebenfalls beigetragen? Und ein ſolcher Gedanke überhebt mich des Mitleids."

Sie wand ſich aus ſeinen Armen und überließ ihn einer Einſamkeit, die noch bitterer war als die Blindheit. Noch in derſelben Nacht ging Lucilie zu ihrer Mutter und vertraute ihr Alles. Ich übergehe die Gründe, welche ſie vorbrachte, die Beweiſe, welche ſie geltend machte; ſie überredete mehr, als ſie überzeugte,

und indem ſie es Madame Le Tiſſeur überließ, ihren unwandelbaren Entſchluß dem Vater mitzutheilen, verließ ſie Mecheln am nächſten Morgen, und mit einem Herzen, das zu redlich war, um alles Troſtes zu entbehren, ſtattete ſie ihrer Muhme den ſo lange aufgeſchobenen Beſuch ab.

Luciliens Eltern waren zu ſtolz, um St. Amand einen Vorwurf zu machen; indeß konnte er ihre kalten, veränderten Blicke doch nicht ertragen, ſondern verließ ihr Haus und wollte ſogar Julien einige Tage lang nicht mehr ſehen, bis ihre Schönheit und ihre Künſte allmählig wieder die Herrſchaft über ihn errangen. Sie wurden in Courtroi getraut und reisten zur Freude der eiteln Julie ſodann in die fröhliche Hauptſtadt Frankreichs ab. Aber noch vor ihrem Wegzuge, vor ihrer Vermählung ſuchte St. Amand ſein Gewiſſen dadurch zu beſchwichtigen, daß er für Herrn Le Tiſſeur eine weit einträglichere und angeſehenere Stelle kaufte, als diejenige war, welche derſelbe bisher bekleidet hatte. In der richtigen Vorausſetzung, Mecheln könnte für Luciliens Eltern und noch weniger für ſie ſelbſt kein angenehmer Aufenthalt mehr ſein, hatte er für dieſe neue Stelle abſichtlich eine andere Stadt gewählt, und wohl wiſſend, daß Herrn Le Tiſſeurs Zartgefühl eine ſolche Gunſt nicht aus ſeiner Hand annehmen würde, hüllte er die Unterhandlung in das tiefſte Geheimniß und ließ den ehrlichen Bürger auf dem Wahne, als verdanke er nur ſeinen eigenen Verdienſten eine ſo unerwartete Beförderung.

Die Zeit verging. Dieſe ſtille und einfache Geſchichte

uneigennützigerLiebe begann in einer ſtürmiſchen Weltepoche — zu Anfang der franzöſiſchen Revolution. Luciliens Familie befand ſich noch nicht viel über ein Jahr in ihrem neuen Wohnorte, als Dumouriez ſeine Armee in die Niederlande führte. Aber wie war dieſes Jahr für Lucilien verſtrichen? Ich habe bereits bemerkt, ihr Geiſt ſei von Natur ſtark geweſen, ſie habe bei all ihrer Zartheit Kraft beſeſſen und ſchon ihre Wallfahrt nach Köln allein und in dem ſchüchternen Alter von ſiebzehn Jahren bewies, daß ihr Charakter eben ſo ſtark als ihre Liebe hingebend war. Das Opfer, welches ſie gebracht, trug ſeinen Lohn in ſich ſelbſt. Sie hielt St. Amand für glücklich und wollte deßhalb keinem ſelbſtſüchtigen Kummer Gehör ſchenken; ſie hatte noch Pflichten zu erfüllen; ſie konnte noch ihre Eltern unterſtützen und ihnen ihr Alter verſüßen; ſie konnte ihnen die ganze Welt erſetzen; ſie fühlte dies und war getröſtet. Nur einmal in dem verfloſſenen Jahre hatte ſie etwas von Julien gehört; ein gemeinſamer Freund hatte ſie in Paris geſehen, fröhlich, glänzend, angebetet und bewundert. Von St. Amand erfuhr ſie nichts.

Meine Erzählung, theure Gertrud, hat nichts mit den rauhen Scenen des Krieges zu ſchaffen. Ich ſage nichts von den Schlachten und Belagerungen, nichts von dem Blute, welches dieſe ſchönen Lande, Europens großes Schlachtfeld, überſtrömte. Das niederländiſche Volk im Allgemeinen war für Dumouriez' Sache, aber die Stadt, in welcher Le Tiſſeur wohnte, leiſtete ſeinen Waffen einen, wiewohl ſchwachen, Widerſtand. Le Tiſſeur ſelbſt gürtete trotz ſeines Alters das Schwert um. Die

Stadt wurde im Sturme genommen und die wilden, zügelloſen Schaaren des Eroberers ſtürzten übermüthig, in Folge ihres leicht errungenen Sieges, durch die Straßen. Auch Le Tiſſeurs Haus ward mit betrunkenen und rohen Kriegern angefüllt; Lucilie ſelbſt zitterte unter dem wilden Angriffe eines jener zügelloſen Soldaten, die, mehr Räubern als Kriegern gleichend, der ſchlaue Dumouriez ſeiner Armee einverleibt hatte, und durch deren Blut er öfters edleres ſchonte. Umſonſt war ihr Schreien und ihr Rufen, als plötzlich die frechen Soldaten zurückwichen. „Der Kapitän! der tapfere Kapitän!“ erſcholl's von allen Seiten; der ruchloſe Räuber fiel, von einem ſtarken Arme getroffen, bewußtlos zu Luciliens Füßen, und eine herrliche, über ihre Umgebung hervorragende Geſtalt, ſelbſt in der glänzenden Uniform und in dieſer furchtbaren Stunde auf den erſten Blick von Lucilien wieder erkannt, ſtand an ihrer Seite als Beſchützer und Wächter! — So erſchien ihr St. Amand wieder!

In einem Augenblicke war das Haus geleert und die Thüre geſperrt. Jubelgeſchrei, Geheul, wilder, frohlockender Geſang, Waffengeklirr, Pferdegeſtampf, eilende Fußtritte und dumpfe Muſik tönten laut und klangen draußen verworren in einander. Lucilie hörte nichts von Allem; ſie lag an einer Bruſt, die ihr nie hätte untreu werden ſollen.

Um ſeine Freunde gehörig zu beſchützen, ſchlug St. Amand ſein Quartier in ihrem Hauſe auf und nun war er wieder zwei Tage lang unter demſelben Dache mit Lucilien. Von Julien ſprach er ſelbſt nichts, und Luciliens ſchüchterne Fragen nach ihrer Geſundheit be=

antwortete er kurz und kalt; aber mit all dem Enthuſiasmus eines glühenden, lang eingekerkerten Geiſtes rühmte er den neuen Stand, den er jetzt ergriffen. Ruhm ſchien nun ſeine einzige Herrin zu ſein und die erſten ſtrahlenden Träume der Revolution erfüllten mit ihren glänzenden Trugbildern ſeine Seele, ſtrömten von ſeinen Lippen und leuchteten aus den dunkeln Augen, welche Lucilie dem Tage wieder geöffnet hatte.

Sie ſah ihn an der Spitze ſeiner Schwadron abziehen; ſie ſah ſeinen ſtolzen Federbuſch in der Sonne glänzen; ſie ſah ſein Pferd durch die enge Straße ſchreiten; ſie ſah, wie ſein letzter Blick ſich nach ihr umwandte, während ſie an der Thüre ſtand und als er ihr ſein Lebewohl zuwinkte, da glaubte ſie in ſeinem Geſichte jenen Ausdruck einer tiefen, dankbaren Zärtlichkeit wahrzunehmen, der ſie an die dahingeſchwundene Lichtzeit ihres Lebens erinnerte.

Es war wirklich ſo. Schon lange hatte St. Amand eine vorübergehende Bethörung bitter bereut, ſchon lange hatte er den wahren Nektar von dem falſchen unterſcheiden gelernt und fühlte, daß in Julien Luciliens Kummer ſich an ihm rächte. Aber in den Sturm und das Feuer des Krieges verſenkte er dieſen Schmerz, den nagendſten von allen, welche die bittere Worte: „zu ſpät“ in ſich ſchließen.

Jahre ſchwanden dahin und in der wieder erlangten Stille von Luciliens Leben ſtand die glänzende Erſcheinung St. Amands eher als ein Traum und nicht als eine Wirklichkeit vor ihrer Erinnerung. Napoleons Stern war an dem Horizonte aufgeſtiegen; das Epos

ſeiner frühen Laufbahn hatte begonnen; und der egyptiſche Feldzug war der Herold jener glänzenden, meteorgleichen Erfolge geweſen, welche aus der Nacht der franzöſiſchen Revolution hervorblitzten.

Du weißt, theure Gertrud, wie viele, ſowohl franzöſiſche als engliſche Krieger durch die jenem heißen Lande eigenthümliche Augenentzündung geblendet, heimkehrten. Einige von den jungen Leuten in Luciliens Wohnorte, welche bei Napoleons Armee gedient hatten, kamen ebenfalls durch dieſe furchtbare Krankheit geblendet, zurück; und Luciliens Gaben, Luciliens Pflege, Luciliens ſanfte Stimme, waren ſtets bereit für jene armen Leidenden, deren gemeinſchaftliches Unglück eine ſo wohlbekannte Saite ihres Herzens berührte.

Ihr Vater war bereits todt und ſie hatte nur noch ihre Mutter, die Tage des Alters zu verſüßen. Als ſie eines Abends an der Arbeit bei einander ſaßen, ſagte Madame Le Tiſſeur nach einer Pauſe: „Ich wünſchte, liebe Lucilie, Du ließeſt Dich einmal bewegen, den Juſtin zu heirathen; er liebt Dich innig, und jetzt, wo Du noch jung biſt und noch viele Jahre vor Dir haſt, ſollteſt Du bedenken, daß Du nach meinem Tode ganz allein ſein wirſt.“

„Sprich nicht davon, theuerſte Mutter, ich mag nie heirathen; und was die Liebe betrifft, ſo laſſe ich, einmal durch die bittere Schule gegangen, die mich zur Selbſterkenntniß führte — mich nicht zum zweitenmale täuſchen.“

„Meine liebe Lucilie, Du kennſt Dich ſelbſt nicht; nie wurde ein Mädchen geliebt, wenn Juſtin Dich nicht

liebt; und nie fühlte ein Liebhaber mit mehr Wärme, wie ſehr Du ſeine Liebe verdienſt."

Dies hatte ſeine Richtigkeit; und nicht bloß in Bezug auf Juſtin; denn Luciliens beſcheidene Tugenden, ihre freundliche Gemüthsart, und eine zarte, weibliche Anmuth in allen ihren Bewegungen hatten ihr ebenſo viele Eroberungen verſchafft, als wenn ſie ſchön geweſen wäre. Mit Unwillen jedoch hatte ſie jedes Heirathsanerbieten zurückgewieſen, ſelbſt ohne die geringſte Regung geſchmeichelter Eitelkeit. Eine Erinnerung, trauriger als alle andern, war ihr auch theurer; und ein heiliges Bild ihres Gedächtniſſes ließ es ihr als ein Verbrechen erſcheinen, auch nur daran zu denken, durch eine neue Neigung die Vergangenheit auszutilgen.

„Ich glaube," fuhr Madame Le Tiſſeur in ärgerlichem Tone fort, „Dein Herz denkt immer noch an Den, von dem allein in der Welt Du Undankbarkeit erfahren konnteſt."

„Nein, Mutter," ſagte Lucille mit Erröthen und einem leiſen Seufzer, „Eugen iſt mit einer Andern vermählt."

Während dieſes Geſpräches vernahmen ſie ein ſanftes, ſchüchternes Klopfen an der Thüre; es wurde geöffnet. „Dies," ſprach die rauhe Stimme eines Stadtcommiſſärs, „dies, mein Herr, iſt das Haus der Madame Le Tiſſeur, und hier iſt ihre Jungfer Tochter!"

Eine hohe Geſtalt mit einem Schirme über den Augen und in einen langen, militäriſchen Mantel gehüllt, ſtand jetzt in dem Zimmer. Ein Stich ging jetzt Lucilien durchs Herz. Der Mann ſtreckte die Arme aus,

und „Lucilie“ rief dieſelbe ſchwermüthige Stimme, welche die Muſik ihrer erſten Jugend geweſen war — „wo biſt Du, Lucilie? Ach! ſie erkennt St. Amand nicht mehr!“

So war es in der That. Durch eine beſondere Fügung des Schickſals hatte die glühende Sonne und der ſcharfe Staub der egyptiſchen Ebenen dem jungen Krieger in dem hoffnungsvollen Beginne ſeiner Laufbahn, eine zweite, und diesmal unheilbare, Blindheit zugezogen! Er war nach Frankreich zurückgekehrt und fand ſeinen heimiſchen Heerd verlaſſen; Julie lebte nicht mehr; — ein plötzliches Fieber hatte ſie in der Blüte ihrer Jugend dahingerafft, und nun hatte er den Weg zu Luciliens Haus geſucht, um zu ſehen, ob die Welt ihm nicht noch eine Hoffnung biete!

Und als er nach langer Zeit demüthig und ſchüchtern einen früheren Antrag erneuerte, verſchloß Lucilie ihr Herz vor ſeinen Bitten? Erinnerte ſich ihr Stolz an die empfangene Wunde, gedachte ſie an ſeine Treuloſigkeit — entgegnete ſie dem Flüſtern ihrer ſehnenden Liebe: Du biſt von ihm früher verlaſſen worden? Dieſe Stimme und dieſe verdunkelten Augen ſprachen zu ihr mit unwiderſtehlicher Gewalt: „Ich bin ihm jetzt wieder nöthig,“ war ihr einziger Gedanke; „wer wird ihm beiſtehen, wenn ich ihn verwerfe?“ Von dieſem Gedanken ließ ſie ſich leiten; in dieſem Gedanken ergoſſen ſich alle Quellen einer erſchütterten, aber unbeſiegbaren Liebe über ihre Seele! Mit dieſem Gedanken ſtand ſie neben ihm an dem Altare, und ſprach vielleicht mit noch heiligerer Andacht als ſie ehemals gethan hätte, das Gelübde unwandelbarer Treue aus.

Und Lucille fand in der Zukunft einen Lohn, welchen die gewöhnliche Welt nie begreifen konnte. Mit ſeiner Blindheit waren auch alle Gefühle zurückgekehrt, welche ſie zum erſtenmal in St. Amands Herzen erweckt hatte; wieder ſehnte er ſich nach ihren Fußtritten — wieder wollte er auf keinen Augenblick ſie vermiſſen — wieder verſcheuchte ihre Stimme den Schatten von ſeiner Stirne — und in ihrer Gegenwart empfand er ein Gefühl von Schutz und Sonnenſchein. Er ſeufzte nicht mehr nach dem verlorenen Augenlichte; er verſöhnte ſich mit dem Schickſale und erlangte allmählig jene Ruhe des Gemüthes, wodurch ſich die Blinden meiſtens auszeihnen. Vielleicht wenn wir die wirkliche Welt geſehen und ihre leeren Freuden kennen gelernt haben, ſind wir deſto leichter im Stande, darauf zu verzichten; und wie die klöſterliche Einſamkeit, wodurch das Feuer unſerer Hofnungen gedämmt wird, uns liebliche Erinnerungen einflößt, ſo verliert auch die Finſterniß ihre Schrecken, wenn die Erfahrung uns mit dem Glanze und den Mühen tes Tages bekannt gemacht hat. Jemehr ſie auf ihrer Lebensbahn mit einander fortſchritten, deſto feſter fühlte er täglich die Bande werden, welche ihn an Lucilien knüpften, und es war ein Genuß für ihn, in ſeinem überfluteten Herzen die liebliche Pflanze ſtets wachſender Dankbarkeit zu pflegen; — es war ein Glück für ihn, daß er nicht ſehen konnte, wie die Jahre dieſe freie Stirne furchten, oder die Zärtlichkeit dieſes rührenden Lächelns verdüſterten; — es war ein Glück, daß Lucilie für ihn außer dem Bereiche der Zeit ſtand, daß ſie für ihn bis zum Rande des Grabes (welches Beide

wenige Tage nach einander aufnahm) all die Blüte ihrer unverwelklichen Liebe — all die Friſche eines nie alternden Herzens behielt!

Gertrud, welche Trevylyans Erzählung durch tauſend theilnahmvolle Fragen und tauſend freundliche Bitten um Entſchuldigung unterbrochen hatte, war entzückt über eine Geſchichte, in welcher treue Liebe zuletzt ihren Lohn empfängt, obwohl ſie St. Amand ſeine Undankbarkeit nicht vergab, und obwohl ſie mit kritiſchem Kopfſchütteln erklärte, es ſei gar nicht naturgemäß, daß die bloße Schönheit Juliens oder der bloße Mangel derſelben bei Lucilien, eine ſolche Wirkung auf St. Amand hätte hervorbringen können, wenn er während ſeiner Blindheit Lucilien wirklich geliebt haben würde.

Als ſie durch Mecheln fuhren, erlangte dieſe Stadt in Gertruds Augen eine Wichtigkeit, auf welche ſie an ſich ſelbſt wenig Anſpruch machen konnte. Sie blickte gedankenvoll auf den breiten Marktplatz, in deſſen einer Ecke eine jener ruhigen, ſorgloſen Gruppen vor der Hausthüre ſich befand, welche die niederländiſche Kunſt vom Alltäglichen zum Maleriſchen erhoben hat, und nach dem St. Rembaldusthurme ſchauend, glaubte ſie in der Stille des Mittags noch jetzt den klagenden Ruf des blinden Waiſen zu hören: „Fido, Fido, warum haſt du mich verlaſſen?“

Fünftes Kapitel.

Rotterdam — Der Charakter des Holländers — Seine Aehnlichkeit mit dem Deutſchen — Ein Streit zwiſchen Vane und Trevylyan, nach Art der alten Romandichter, ob ein thatiges, oder ein ruhiges Leben vorzuziehen ſei — Trevylyan hebt den Contraſt zwiſchen dem Ehrgeize des Schriftſtellers und dem des Staatsmannes hervor.

Unſere Reiſenden erreichten Rotterdam an einem ſchönen, ſonnigen Tage. Der Handelswelt wohnt eine gewiſſe Heiterkeit inne — ein Leben, ein rüſtiges Treiben, eine Thatkraft, welche beim erſten Anblicke das Gemüth ſtets in eine fröhliche Stimmung verſetzen. Nachher jedoch ermüden ſie uns; wir ſchauen zu bald hinter die Couliſſen und entdecken dort niedrige, heftige Leidenſchaften, welche die Puppen bewegen und das Drama leiten.

Gertrud, bei welcher die Krankheit das leicht bewegliche Gefühl für neue Eindrücke, welches dem Unerfahrenen eigenthümlich iſt, noch nicht vernichtet hatte, war über das luſtige Schauſpiel ringsum ſie her entzückt. Wenn ſie ſich nun ſo im Schauen verloren, auf Trevylyans Arm ſtützte, lauſchte er mit ſorgloſer Freude ihren Fragen und Ausrufungen in Bezug auf das rege, geſchäftige Leben einer Stadt, von welcher aus ihre Pilgerfahrt den Rhein hinauf ihren Anfang nehmen ſollte. Und wirklich bezeichnete der Ort vollkommen den Geiſt jenes zugleich ſo thätigen und ſo kalten, auf der See ſo unternehmenden und zu Lande ſo vorſichtigen Volkes. Überall war die Betriebſamkeit ſichtbar; die Schiffe im

Hafen — das geladene Boot, welches anlandete — das Gewühl auf den Kai, Alles ſah geſchäftig aus und wies auf einen umfangreichen Handel hin. Die Stadt ſelbſt, auf welche der Himmel durch leichte, flockige Wolken herunterſchaute, bot einen freundlichen Anblick. Die St. Lorenzkirche, welche ſich über reinliche, nette Häuſer erhob, und auf der anderen Seite dichte Baumgruppen, bildeten einen heiteren Gegenſatz mit dem Waſſer und der Stadt zugleich.

„Ich liebe dieſen Ort,“ ſagte Gertruds Vater in ruhigem Tone; „es ſieht ſo behaglich hier aus.“

„Die Stadt hat einen Mangel an Großartigkeit,“ ſagte Trevylyan.

„Ein Handelsvolk iſt ſeinen Gewohnheiten und ſeiner Denkungsart zufolge eine große Mittelklaſſe,“ erwiderte Vane; „Großartigkeit findet ſich bei den Extremen — bei einem verarmten Volke und einem reichen Despoten.“

Die Reiſenden beſahen auch das Standbild des Erasmus und das Haus, in welchem er zur Welt kam. Vane hegte eine gewiſſe Bewunderung für Erasmus, welche ſeine Gefährten nicht theilten. Er liebte die kalte Ironie des Weiſen und ſeine Weltkenntniß, was um ſo weniger auffällt, als Vane gerade damals auf jener Lebensſtufe ſtand, wo man gewöhnlich ſich für Philoſophen intereſſirt. Zuerſt ſind ſie Lehrer, ſpäter aber Freunde; und es gibt nur wenige Menſchen, welche zum dritten Stadium gelangen, und ihre Vorſchriften für Irrthümer halten. Die Holländer ſind ein eigenthümliches Volk; ihre Literatur iſt vernachläſſigt, aber ſie hat eine deutſche Ader in ihrem Charakter — die Geduld,

die Gelehrſamkeit, die gemüthlichen Schilderungen und ſelbſt einige Züge jener Miſchung des Launigen mit dem Schauerlichen, aus welcher der den Deutſchen beſonders eigenthümliche Hang zum Grotesken entſpringt — man ſieht dies beſonders an ihren Mährchen und Geiſtergeſchichten. Aber in Holland wird die Liebe zur Romantik durch Thätigkeit unterdrückt, in Deutſchland dagegen durch Unthätigkeit genährt.

Unſere Reiſegeſellſchaft verweilte nur ein paar Tage in Rotterdam und alsdann gings den Rhein hinauf nach Gorkum. Die Ufer waren flach und einförmig; nirgends kann die urſprüngliche Majeſtät des großen Stromes einen geringeren Eindruck machen, als an dieſem Theile ſeiner Bahn.

„Nie fühlte ich zuvor," flüſterte Gertrud zärtlich, „welch großer Troſt Deine Gegenwart für mich iſt; jetzt bin ich endlich am Rheine — am blauen Rheine, und wie getäuſcht würde ich mich fühlen, wenn Du nicht an meiner Seite wäreſt!"

„Meine liebe Gertrud, Du mußt warten, bis wir Köln hinter uns haben; erſt dann wirſt Du den Ruhm des Rheines gegründet finden."

„Gerade umgekehrt, wie im Leben, mein Kind," ſagte der moraliſirende Vane; „zuerſt fließt der Strom in langweiliger Trägheit dahin und belohnt mit ſeiner Poeſie nur unſere ſtandhafte Ausdauer."

„Ich ſtimme Ihrer Anſicht nicht bei," ſagte Trevylyan, in welchem das ehrgeizige Feuer ſeines urſprünglichen Weſens aufloderte. — „Leben iſt immer Thätigkeit und nur durch unſere eigene Schuld wird es langweilig:

die Jugend macht ihre Unternehmungen; der Mann faßt ſeine Plane und auch, wenn die Schwäche des Alters uns beſchleicht, triumphirt der Geiſt noch über die ſterbliche Scholle und hält in der ruhigen Einſiedelei, unter Büchern und durch Gedanken das große Rad des Lebens in beſtändiger Bewegung. Nein, die beſſere Geiſterklaſſe hat immer ein Gegenmittel gegen die Stumpfheit des Alltagslebens, immer macht ſie ihre Energie geltend."

„Aber nie mit Glück!" antwortete Vane nach einer Pauſe, indem er auf Trevylyans ſtolze Miene mit jener ruhigen, halb mitleidigen Theilnahme blickte, welche einem Charakter eigen iſt, der durch die Philoſophie einer traurigen, auf ein leidenſchaftliches Herz einwirkenden Erfahrung geſtählt iſt. „Wahrlich, Trevylyan, es würde mir eine ganz beſondere Freude machen, wenn ich Sie überzeugen könnte, wie thöricht es iſt, die Ausübung jener Energie, wovon Sie ſprechen, der goldenen Schwelgerei der Ruhe vorzuziehen. Welcher Ehrgeiz hat je einen entſprechenden Lohn gebracht? Sicherlich der ſchriftſtelleriſche, oder das Streben nach geiſtiger Auszeichnung einmal nicht."

„Ganz recht," ſagte Trevylyan ruhig; „auf dieſen Traum habe ich längſt verzichtet; es liegt nichts Nachhaltiges im wiſſenſchaftlichen Ruhme; er befriedigt vielleicht kaum den Eiteln, dem Stolzen aber wird er zum Ekel. In früheren Jahren machte ich den Verſuch mit einigen Werken, welche mir, nach der vielleicht richtigen Anſicht der Welt, ein hinreichendes Maß von Berühmtheit eintrugen. Doch was war dies im Ver=

gleich mit den friſchen Stunden, die ich vergeudet, mit den Freuden, die ich zum Opfer gebracht hatte? Die höheren Zwecke, welche mich begeiſterten, wurden nicht bemerkt; die Gedanken, welche mir neu und ſchön vorkamen, fielen ſtumpf und matt auf die Seelen Anderer; wenn man mir Beifall ſchenkte, ſo bezog ſich derſelbe öfters auf etwas, das ich ſelber mißbilligte, und ich fand, daß abgedroſchene Gemeinplätze und ſchlechte Witze gefielen, während die Wahrheit ermüdete und die Begeiſterung empörte. Für Männer von Talenten, auf die ich keinen Anſpruch mache, für Männer, die in dem einſamen Kreiſe ihrer Gedanken leben und nach Sternen ſchauen, welche für die mattherzigen Schläfer der Welt nicht glänzen, muß es ein bitterer Kummer ſein, wenn ſie die Werke ihres Fleißes mit einer gewiſſen Klaſſe zuſammengeworfen und mit einem literariſchen Handwerkerſtabe gemeſſen ſehen. Jeder große Geiſt muß ſich in ſeinen Schöpfungen für originell und alleinſtehend halten: es iſt nicht genug für ihn, daß dieſe Schöpfungen als gut anerkannt werden, er muß auch das Zugeſtändniß haben, daß ſie ſeine Erfindung ſind, er will ſich nicht unter die Heerde miſchen laſſen, die er meidet, und man muß ſeinen Ruhm ebenſo gut von dem Anderer trennen, als er ſelbſt ſeinem Geiſte nach ſich von ihnen abſondert. Ein Franzoſe, das Orakel ſeines Kreiſes, ſagte in Bezug auf den Dichter der Phädra: „„Racine und die übrigen Nachahmer Corneille's,““ und Racine verſchwor in ſeiner Wuth beinahe die Tragödie für immer. Vergebens ſagt man dem Schriftſteller, das Publikum ſei Richter über ſeine

Werke. Der Schriftſteller glaubt über dem Publikum zu ſtehen oder er würde nie geſchrieben haben, und," fuhr Trevylyon mit Begeiſterung fort, „er ſteht auch wirklich über demſelben; das Urtheil des letzteren kann ſeinen Ruhm, aber nie ſeine Selbſtachtung vernichten. Er ſteht allein und ſtolz unter den Trümmern des Tempels, den er für die Zukunft erbaut zu haben glaubte und erwiedert Vernachläſſigung mit Verachtung. Aber liegt in dieſer Verachtung ein Lebensgenuß? Soll man ſich darum abmühen? Wiegt der augenblickliche Ruhm lange Jahre des Verdruſſes auf? Und was liegt in dem ſchriftſtelleriſchen Ruhme Dauerndes für ſeinen Beſitzer? Sein Werk iſt ein ins tiefe Waſſer geworfener Kieſel; die Bewegung dauert einen Augenblick und dann hört die Welle auf, länger für denſelben Eindruck empfänglich zu ſein. Wenn auch der Kreis ſich in andern Ländern und in andere Zeitalter hinüber ausdehnt, in ſeiner nächſten Umgebung bleibt er ſchwach und matt. Die Erbärmlichkeiten des Alltagslebens, politiſche Zänkereien, gemeine Intriguen beſchäftigen die Zunge und erfüllen die Gedanken der Zeitgenoſſen; der Schriftſteller iſt weniger gekannt, denn ein Quackſalber oder ein neuer Tänzer; der Ruhm beſucht ſein Haus nicht; er bringt ihm keinen raſchen, keinen bleibenden Lohn, wie der Beifall, den der Schauſpieler, oder der ſchauſpielermäßige Schwätzer im Senate erntet. Aber das, was ihn kränkt, erniedrigt ihn auch; ſeine edle Natur beginnt die Laſter der Eiferſucht und den Widerwillen gegen die Anerkennnng Anderer zu nähren. Goldſmith wird in Gegenwart eines Puppenſpieles vergeſſen; er fühlt es

und wird gemein; er ſpricht ſeinen Unwillen aus und macht ſich lächerlich. Man ſagt wohl große Geiſter kennen keine Eiferſucht; aber gerade bei den größten trifft man ſie am häufigſten. * Wenige Schriftſteller ſind der Bewunderung, welche ſie erregen, ſo gewiß, daß ſie großmüthig bleiben und dieſe traurige Wahrheit entleidet uns unſeren eigenen Ehrgeiz. Sollen wir Halbgötter in unſerem engbegrenzten Zimmer ſein, um in der Welt unter die Sterblichkeit herabzuſinken? Ja, dieſes tiefe Gefühl der Unhaltbarkeit des ſchriftſtelleriſchen Ruhmes, der Unzufriedenheit mit den Früchten, die er hervorbringt, der Furcht vor der Gemeinheit, die er erzeugt, war Schuld daran, daß ich frühzeitig alle Liebe für eine ſolche Laufbahn verlor, und wenn ich auch durch jenes raſtloſe Verlangen, welches Männer, die viel denken, immer zum Schreiben antreibt, wieder der Literatur zugeführt werden ſollte, ſo werde ich mir doch eine völlige Gleichgültigkeit gegen ihren Ruhm zu wahren wiſſen."

„Sie ſind ganz meiner Anſicht," erwiderte Vane mit ſeinem gewöhnlichen, ruhigen Lächeln, „und Ihre Erfahrung beſtätigt meine Theorie. Ehrgeiz iſt alſo nicht die Wurzel der Glückſeligkeit. Warum aber ſollte er es eher im Geſchäftsleben als auf dem Gebiete der Literatur ſein?"

„Weil wir," ſagte Trevylyan, „im Geſchäftsleben

* Man ſehe das lange Namensverzeichniß, welches d'Iſraeli in ſeinem vortrefflichen Werke: „The Literary Character," Bd. II. S. 75, liefert: Plato, Xenophon, Chaucer, Corneille, Voltaire, Dryden, die Caracci, Domenico Venetiano, der von ſeinem eiferſüchtigen Freunde ermordet wurde, und der ſanfte Caſtillo, welcher Angeſichts des Murillo'ſchen Genies in Ohnmacht ſank.

gewöhnlich all die Ehre erlangen, die wir verdienen; das Publikum urtheilt über die Menſchen beſſer und ſchneller als über Bücher. Überdies verknüpft Derjenige, welcher als Geſchäftsmann einen hohen und reinen Ehrgeiz beſitzt, ſo mancherlei Gegenſtände mit demſelben, daß — ungleich der Literatur — das Mißlingen des einen, meiſtens durch den Erfolg des andern ausgeglichen wird. Der in Thaten Lebende ſteht nicht wie der Schöpfer von Büchern allein, ſondern ſucht nothwendigerweiſe Geſellſchaft; er hat viele Genoſſen, ohne deren Hülfe er ſeine Zwecke nicht erreichen kann. Dies zerſplittert und mildert die ungeduldige Eiferſucht gegen Andere. Er wirkt für eine Sache und weiß recht gut, daß er den ganzen Ruhm nicht anſprechen kann. Er theilt alſo, was er nicht als alleinigen Beſitz ſich zueignen darf. Überdies läßt ihm die Geſchäftigkeit keine Zeit, über getäuſchte Erwartungen zu brüten. Der Schriftſteller hat ſeine Jugend mit der Verfaſſung eines Werkes hingebracht — aber er erntet keinen Ruhm. Kann er ein anderes Werk ſchreiben? Da möge er nur vorerſt ſeine Jugend zurückrufen! Im Geſchäftsleben aber iſt die Thätigkeit des Geiſtes auf einzelne Tage vertheilt. Eine Woche erſetzt wieder, was eine Woche verloren hat, und der Strebende muß ſeinen Ruhm von der Gegenwart fordern. Er ſteht mitten in dem bunten Gewirre der lebenden Welt; er iſt immer auf der Bühne und die Zuſchauer ſind ſtets bereit, Beifall zu klatſchen. Beſtändig alſo im Dienſte von Andern, hört er auf, ſeine Welt in ſich ſelbſt zu ſuchen; er hat keine Muße, über wirkliche oder eingebildete Kränkungen nachzudenken; die Maſchine

dreht ſich fortwährend herum, bis ſie ſich abgenutzt hat ...“

„Und hinweggeworfen wird,“ ſagte Vane, „hinweggeworfen mit andern zerbrochenen Werkzeugen in die Rumpelkammer der Vergeſſenheit. Der Geſchäftsmann überdauert keine Stunde; der Mann der Wiſſenſchaft aber Jahrhunderte.“

„Wir leben nicht für Jahrhunderte,“ entgegnete Trevylyan, „unſer Leben iſt auf Erden und nicht im Grabe.“

„Aber auch zugegeben,“ fuhr Vane fort, „und ich will dieſen Punkt einräumen, daß der Nachruhm des ſchmerzhaften Kampfes, womit er erworben wird, nicht werth ſei — wie ſind Sie auf Ihrer armſeligen, gemeinen Geſchäftslaufbahn beſſer daran? Wollen Sie den Herrſchern dienen? Dies iſt Knechtſchaft! Dem Volke? Dies iſt Thorheit! Wenn Sie den großen, philoſophiſchen Standpunkt einnehmen, um welchen die Verehrer der Vergangenheit ſich ſelten kümmern, der aber, obwohl ihnen unbewußt, ihre einzige Entſchuldigung iſt, ich meine den Standpunkt, von welchem aus betrachtet Veränderungen, welche der Zukunft nützen mögen, die Gegenwart verwirren, und auf welchem ſtehend ein weiſer Geſetzgeber nicht den Frieden der Zeitgenoſſen aufs Spiel ſetzt, um dadurch etwa der Nachwelt ein Glück zu bereiten — welchem Verdachte, welchen Anſchuldigungen geben Sie ſich auf dieſe Art preis! Sie werden für einen Feind jeder freiſinnigen Meinung gehalten und leſen Ihren Fluch in den Augen einer Nation. Ergreifen Sie dagegen die Partei des Volkes: mit welchen Launen haben Sie zu kämpfen, welcher Undank

wird Ihnen als Belohnung geboten! Sie haben in der Theorie ſo viel verheißen, daß Sie es in der Praxis nie ausführen können. Mäßigung wird Ihnen als Verbrechen angerechnet, und wenn Sie klug ſein wollen, ſo nennt man es Treuloſigkeit. Neue Demagogen, die kein Maß kennen, weil ſie von keinen Grundſätzen wiſſen, überflügeln Sie in dem Augenblicke, wo Sie die größten Dienſte leiſten. Das Publikum iſt ein Grab für die Thaten eines großen Mannes; es läßt ſich nie befriedigen; ſein Schlund ſteht ewig offen und fortwährend verlangt es mehr. Zeigt Ihnen die Weltgeſchichte ein dankbares Volk? Begeiſterung können Sie finden, aber keine Dankbarkeit; jene Begeiſterung, welche im erſten Augenblicke eine Dienſtleiſtung übertreibt, aber nie die Dankbarkeit, welche ſich im nächſten Jahre an dieſelbe erinnert. Halten Sie einmal Ihr Verſprechen nicht, ſo ſind alle Ihre Handlungen, alle Ihre dargebrachten Opfer aus der Erinnerung des Volkes auf immer verſchwunden. Man wirft die Fenſter deſſelben Hauſes, das man Ihnen zum Geſchenk machte, ein, und gießt die auf Sie geſchlagenen Medaillen zu Kugeln um. Wer den Menſchen dient, er ſei Fürſt oder Bettler, dient den Undankbaren, und alle Ehrgeizigen haben ihr Vorbild an einem Wolſey oder De Witt."

„Aber was," entgegnete Trevylyan, „tröſtet einen Mann unter den Übeln, welche das Erbtheil des Lebens ſind, in jenem Zuſtande ruhiger Vergeſſenheit, ungetrübter Thatloſigkeit, auf welchen Sie ihn einſchränken möchten? Iſt es nicht ſein Gewiſſen? Iſt es nicht ſeine eigene Freiſprechung, ſeine Selbſtbilligung?"

Staatsbibliothek Bamburg

„Ohne Zweifel," antwortete Vane.

„Nun gut," erwiderte der hochherzige Trevylyan; „der gleiche Troſt erwartet uns in einem raſtloſen Geſchäftsleben, wie in der Ruhe. Haſtig jagen wir nach dem, was wir für wahren Ruhm halten. Werden wir fälſchlich und böswillig beurtheilt, ſo ſpricht unſer Inneres uns frei. Könnte es gegen den Ärger und die Vorurtheile, womit wir im Privatleben zu kämpfen haben, mehr leiſten? Sie ſchweigen; aber bedenken Sie, wie viel tiefer wird der Troſt, wie viel höher die Selbſtachtung ſein; denn wenn die Verleumdung uns in der ſelbſtgewählten Zurückgezogenheit angreift, was haben wir gethan, um ſie zu widerlegen? Wie haben wir unſern Mitmenſchen gedient? Haben wir die Ergötzlichkeiten verachtet, und die Mühen des Tages geliebt? Haben wir mit dem uns anvertrauten Pfunde nach Kräften gewuchert? Haben wir unſern Mitmenſchen ſo wichtige Dienſte geleiſtet, daß wir unbekümmert um die Böswilligkeit der Welt uns zurückziehen können mit dem Bewußtſein, daß unſere Thaten uns vertheidigen? Dies iſt der Troſt tugendhafter Handlungen; wird eine, wenn auch noch ſo tugendhafte, Unthätigkeit ſich deſſelben gleichfalls zu erfreuen haben?"

„Sie ſprechen wie ein Pfarrer," ſagte Vane; „ich bin bloß ein Rechner. Sie von der Tugend im Leiden, ich von einem Leben in Ruhe."

„Wohlan denn, wenn das Bewußtſein fortgeſetzter Bemühungen zur Förderung der Menſchheit nicht allein beſeligender iſt, als ein behagliches Leben, ſo wollen wir ſehen, wie es mit dieſer geprieſenen Ruhe eigentlich ſteh-

Sagen Sie mir, iſt es nicht bloß ein anderer Name für Langeweile? Dieſer Zuſtand der Ruhe, dieſe zweckloſe, traumloſe Starrſucht, dieſer Übergang von Bett zu Tiſch und von Tiſch zu Bett — kann es eine betrübtere, einförmigere Exiſtenz geben? Iſt es ein Vergnügen, in dieſem unrühmlichen Sein zu denken, daß Sie dem Vergnügen dienen? Kann man es Freiheit nennen, wenn man ſein eigener Sklave iſt? Denn ich bin der Anſicht," fuhr Trevylyan fort, „daß dieſes Geſchwätz von beſchaulicher Glückſeligkeit, dieſes ewige Lied von dem Fürſichſelbſtleben, eine ebenſo gemeine als falſche Philoſophie zur Grundlage haben. Warum dieſe fortwährende Beziehung auf ſich ſelbſt? Muß man nur das Selbſt zu Rathe ziehen? Iſt unſer Glück, falls es auch in der Ruhe beſteht, in Wahrheit der große Zweck unſers Lebens? Ich zweifle, ob wir nicht höher ſteigen können; ob wir nicht mit einem großen Moraliſten ſagen ſollen: „„Wenn die Tugend nicht in ſich ſelbſt ihren Werth trägt, ſo können wir darin, daß man ſie bloß eines Gewinnes wegen ausübt, durchaus nichts Achtungswürdiges erblicken."" In der That aber iſt die Ruhe die erbärmlichſte aller Täuſchungen; gerade das auf Sichſelbſtzurückgehen gibt den Menſchen allen jenen Leiden preis, welchen er in dem Getümmel der Welt entfliehen kann. Wir werden Hypochonder; ſelbſt unſre Geſundheit wird für uns ein peinliches Beſitzthum. Wir ſind ſo ängſtlich um unſer Wohlbefinden beſorgt (denn was iſt Ruhe ohne Geſundheit?) daß wir uns immer krank wähnen, und gleich jenem Manne „„im Zuſchauer"" wägen wir uns täglich und leben nur nach Granen und

Skrupeln. Die Zurückgezogenheit iſt bloß ein Glück für den Dichter, denn für ihn iſt ſie keine Zurückgezogenheit. Er vertauſcht bloß eine Welt mit einer andern und findet die Abgeſchloſſenheit nicht langweilig; und warum? — nicht weil die Abgeſchloſſenheit ihm Ruhe, ſondern Beſchäftigung bietet. Mit einem Worte alſo: haben, wie bewieſen, es die Thätigkeit und die Unthätigkeit dieſelben Übel zur Folge, ſo wird die Thätigkeit ihnen doch leichter entgehen oder doch wenigſtens einen edleren Troſt gewähren."

Vane zuckte die Achſeln. „Ach, mein lieber Freund," ſprach er, mit wohlwollender Überlegenheit auf ſeine Doſe klopfend, „Sie ſind viel jünger als ich."

Dieſe Unterhaltung, welche Trevylyan und Vane mit einander führten, hatte für Gertrud einen unausſprechlichen Reiz, obwohl ich befürchte, der Leſer möchte ſie etwas langweilig finden. Sie liebte die erhabene, großartige Philoſophie, zu welcher ſich Trevylyan bekannte und die, ſeiner feurigen Natur entſprechend, einen ſchneidenden Gegenſatz mit ſeinem gewöhnlich gegen Jedermann außer ihr harten und kalten Betragen bildete. Jung und zart, wie ſie war, erfüllte ſein Ehrgeiz ihre empfängliche Phantaſie bald mit jener Leidenſchaft für kühne Unternehmungen, die einen ſo weſentlichen Beſtandtheil der Romantik bildet. Sie liebte es, über ſein künftiges Loos Betrachtungen anzuſtellen und in ihren Gedanken an ſeinen Mühen Antheil zu nehmen und über ſeine Triumphe zu frohlocken. Wenn ſie ſich manchmal fragte, ob eine thätige Laufbahn ihn ihr nicht entfremden würde, ſo durfte ſie nur auf ſein wachſames Auge

blicken — und ſiehe, er war an ihrer Seite oder zu ihren Füßen.

Sechstes Kapitel.

Gorkum — Die Reiſe der Tugenden, ein philoſophiſches Mährchen.

Es war ein heiterer, lieblicher Morgen, als ſie an Gorkum vorüberfuhren. Die Boote, welche ans Ufer ſtießen, voll Fiſchern und Landleuten in ihrer Nationaltracht; die das Waſſer kräuſelnde Luft; die Durchſichtigkeit des blauen Himmels; die lauten, lachenden Stimmen von den Booten her — Alles trug dazu bei, den Geiſt zu erheben und ihn mit jener unbeſchreibbaren Fröhlichkeit zu erfüllen, worin das eigentliche Lebensgefühl beſteht.

Der Kirchthurm mit ſeinen langen Fenſtern und ſeinem runden Zifferblatte ragte in den klaren Himmel hinauf, und auf einer Bank unter grünem Gebüſche, hart am Waſſer, ſaß ein munterer Holländer und durchdämpfte die Luft mit dem Rauche ſeines Nationalunkrautes.

„Wie wenig iſt erforderlich, um eine Reiſe angenehm zu machen, wenn die Reiſegefährten unſere Freunde ſind,“ ſagte Gertrud, als ſie den Strom hinaufſegelten. „Nichts kann langweiliger ſein als dieſe Ufer, und doch nichts wonnevoller als dieſe Reiſe.“

„Und dennoch, was unterwirft die Geſinnung der Menſchen einer ſo ſtrengen Probe wie das Zuſammen

reiſen?" bemerkte Vane. „Das fortwährende Miteinanderleben, dem man nicht entgehen kann, dieſe Einſperrung in allen unſeren Augenblicken übler Laune und Verdrießlichkeit mit Perſonen, die uns gerne heiter ſehen — ach, es iſt eine ſtrenge Probe für die Freundſchaft! Der Poſtwagen z. B. muß ſchon manche intime Freundſchaft zu Tod gerüttelt haben."

„Sie ſprechen ſehr gefühlvoll, lieber Vater," ſagte Gertrud lächelnd, „und haben, wie ich vermuthe, die Abſicht, uns ein wenig zu verſpotten. Aber Scherz bei Seite, ich denke, das Reiſen gleicht dem Leben, und gute Menſchen müſſen für einander immer angenehme Geſellſchafter ſein."

„Gute Menſchen, meine Gertrud," rief Vane lächelnd aus; „ach! ich fürchte, die Guten finden einander ſo bald langweilig als die Schlechten. Was ſagen Sie, Trevylyan, würde die Tugend auf einer Reiſe von Paris nach Petersburg eine angenehmere Geſellſchafterin ſein? Ach, ich ſehe, ſie ergreifen Gertruds Partie bei dieſer Frage. Wollen Sie ſich die Moral merken, wenn ich Ihnen eine Geſchichte erzähle, beſonders da Sie ſo großer Liebhaber von Geſchichten zu ſein ſcheinen, eine Geſchichte, aus welcher Sie ſehen werden, daß die Tugenden wirklich einmal in Perſon eine gemeinſchaftliche Reiſe verſucht haben?"

„Oh, lieber Vater! wie gerne höre ich eine Geſchichte," rief Gertrud, „beſonders aus Ihrem Munde, da Sie uns auf dem ganzen Wege noch nichts erzählt haben. Komm, lieber Albert, ſei aufmerkſam, Du haſt jetzt einen neuen Rival."

Erfreut über die lebhafte Heiterkeit der Kranken begann Vane folgende Erzählung:

Die Reiſe der Tugenden.

Ein philoſophiſches Mährchen.

Einſtmals beſchloſſen mehre Tugenden, des langen Aufenthaltes bei dem Biſchofe von Norwich müde, einen kleinen Ausflug zu machen. Obgleich ſie wohl wußten, daß ihnen überall auf Erden ein ſchlechter Empfang bereitet würde, ſo glaubten ſie doch, eine Reiſe von der Weſtminſterbrücke nach Richmond wagen zu können. Der Tag war heiter, der Wind günſtig, und was die Unterhaltung anbelangt, ſo ſcheint ja Gertruds Meinung zu Folge ein Mißverſtändniß unter Tugenden gar nicht möglich zu ſein.

Sie nahmen an der Weſtminſtertreppe ein Boot und eben als ſie abfahren wollten, kam ein Bettelweib, ganz in Lumpen gehüllt, mit einem Kinde auf dem Arme und flehte ihr Mitleid an. Wohlthätigkeit fuhr mit der Hand in ihren Ridikül und nahm einen Schilling heraus. Gerechtigkeit, die ſo eben einen Blick auf das Gepäcke warf, bemerkte den thörichten Streich, welchen Wohlthätigkeit begehen wollte. „Ums Himmelswillen!“ rief Gerechtigkeit, die Wohlthätigkeit am Arme faſſend, „was wollen Sie thun? Haben Sie denn noch nie die Staatswirthſchaft ſtudirt? Wiſſen Sie nicht, daß durch das unbedingte Almoſengeben nur die Trägheit, die Mutter des Laſters, aufgemuntert wird? Sie eine Tugend, wahrlich ich ſchäme mich Ihrer! Gehen Sie nur fort, gute Frau; doch warten Sie, hier iſt ein Suppenzettel, auf

die Anti=Bettelgeſellſchaft, dort wird man ſehen, ob Sie ein würdiger Gegenſtand des Mitleidens ſind.“ Aber Wohlthätigkeit iſt ſchneller als Gerechtigkeit, und indem ſie ihre Hand ſachte hinter den Rücken der armen Frau ſtreckte, bekam dieſe den Schilling und den Suppenzettel dazu. Sparſamkeit und Großmuth ſahen die doppelte Gabe. „Welche Verſchwendung,“ rief Sparſamkeit, die Stirne runzelnd; „wie, einen Suppenzettel und einen Schilling! Eines von beiden wäre hinreichend geweſen.“

„Eines von beiden,“ ſagte Großmuth; „pfui! Wohlthätigkeit ſollte dem armen Weibe eine halbe Krone und Gerechtigkeit ein Dutzend Suppenzettel gegeben haben.“ So verſtrichen die nächſten zehn Minuten unter dem Zanke der vier Tugenden, welcher auf dem ganzen Wege bis nach Richmond kein Ende genommen haben würde, wenn Muth ihnen nicht den Rath ertheilt hätte, ans Ufer zu gehen und dort ihren Streit auszufechten. Auf dieſes kamen die Tugenden plötzlich zur Einſicht, daß ſie ſich ein wenig vergeſſen hätten und da Großmuth ſich zuerſt entſchuldigte, ſo wurde der Friede wieder hergeſtellt und die Fahrt war für die nächſten paar Meilen recht angenehm.

Das Wetter wurde jetzt etwas trübe und Alles ſchien auf Regen zu deuten. Klugheit, welche eine neue Haube trug, machte den Vorſchlag, für eine halbe Stunde ans Land zu gehen. Muth verlangte, man ſolle dem Regen Trotz bieten, aber da die meiſten Tugenden Damen ſind, ſo trug Klugheit den Sieg davon. Gerade als ſie anlanden wollten, fuhr ein anderes Boot auf eine ſehr unhöfliche Weiſe raſch auf ſie zu und gab dem ihrigen einen ſolchen

Stoß, daß Wohlthätigkeit beinahe über Bord geworfen wurde. Die Geſellſchaft auf dem unhöflichen Boote, welche offenbar die Tugenden für äußerſt geringe Perſonen hielt, zumal ſie in ihrem Äußeren ſo altmodiſch erſchienen, lachte laut über den Unfall der Wohlthätigkeit, beſonders als ein großer Korb voll Zuckerbrod ins Waſſer fiel, welchen dieſe für hungrige Kinder, die ihr etwa in Richmond begegnen konnten, mitgenommen hatte. Muth gerieth in die größte Hitze; er ſtrich ſeinen Schnurrbart und würde ohne weiteres den Feind angegriffen haben, wenn nicht zu ſeinem großen Ärger Sanftmuth ſachte in das feindliche Boot hinübergeſprungen wäre und dem Feinde ihre beiden Wangen dargeboten hätte. Dies war zuviel, ſogar für die Unhöflichkeit der Bootsleute; ſie baten die Tugenden um Entſchuldigung und Muth, der kein Raufbold iſt, hielt ſich, obwohl ungerne, für verpflichtet, diesmal nachzugeben. Aber ach, wenn Sie geſehen hätten, wie übel Muth nachher die Sanftmuth behandelte, ſo würden Sie es für kaum möglich gehalten haben, daß eine Tugend ſo wüthend auf eine andere ſein kann! Dieſer Zank zwiſchen den beiden verſetzte die Geſellſchaft in eine übellaunige Stimmung und ſie ſetzten, als der Regen vorüber war, ihre Reiſe fort, aber keineswegs mit herzlichen Gefühlen. Ich will nicht die kleinen Wortwechſel erwähnen, welche in der Unterhaltung noch vorkamen, wie z. B. Sparſamkeit jede Villa unterwegs tadelte, und Mäßigkeit ihren Unwillen über den Luxus der ſtädtiſchen Barke ausdrückte. Als ſie in Richmond ankamen, wurde Mäßigkeit mit der Zurichtung des Eſſens beauftragt, während Gaſtfreund=

ſchaft im Garten ſpazieren ging, und als ſie eine große Partie Irländer bemerkte, dieſe zum Mittagsmahle einlud. Denkt euch die langen Geſichter, welche Sparſamkeit und Klugheit über eine ſolche Vermehrung ihrer Geſellſchaft ſchnitten. Gaſtfreundſchaft war äußerſt aufgeweckt; ſie rieb ſich die Hände und forderte in dem Tone eines luſtigen Zechers Champagner. Mäßigkeit ärgerte ſich nicht wenig darüber und Beſcheidenheit erröthete über einige Scherze; aber Gaſtfreundſchaft, die jetzt ein Glas über Durſt getrunken hatte, nannte die eine eine Memme und die andere eine Spröde. Die Zeit verſtrich, man dachte auf die Rückkehr und die Tugenden gingen ſehr übel gelaunt zum Ufer hinab, indem Sparſamkeit und Großmuth miteinander wegen der Rechnung und des Trinkgeldes zankten. Um ihren Ärger aufs Höchſte zu ſteigern, begegneten ſie einem Boote, worin die Geſellſchaft in der heiterſten Stimmung lachte und höchſt ausgelaſſen jauchzte; ſie entdeckten nun, daß dieſe luſtigen Kumpane zwei bis drei angenehme Laſter waren, welche ſich unter die Führung der guten Laune begeben hatten. Du ſiehſt nun, Gertrud, daß auch die Tugenden einander in die Haare kommen und eine ſehr ſchlechte Unterhaltung finden, wenn ſie gerade entgegengeſetzte Neigungen beſitzen und vergeſſen haben, die gute Laune mitzunehmen.

„Ah!“ ſagte Gertrude, „ſie haben eben ihr Boot überladen, zu viele Tugenden können einander widerſprechen, was bei wenigen nicht der Fall iſt.“

„Voilà ce que je veux dire,“ ſagte Vane; „aber

höre auf die Folge meiner Erzählung, die jetzt wieder eine neue Moral bringt.

Am Ende der Reiſe, und nach einem langen verdrießlichen Stillſchweigen, bemerkte Klugheit mit gedankenvoller Miene: „Meine lieben Freunde, ich bin der Anſicht, daß ſo lange wir nur unter uns ſind und nicht auch mit der übrigen Welt zuſammenkommen, wir fortwährend in Zank und Streit miteinander leben und Gefahr laufen werden, fernerhin eine noch weniger freundliche Aufnahme zu finden, als dies bereits der Fall iſt. Ihr wißt, daß wir durchaus keine Popularität beſitzen; Jedermann begnügt ſich damit, wenn er uns in einem Vaudeville dargeſtellt ſieht, oder in einer philoſophiſchen Abhandlung beſchrieben findet. Allerdings hört man den Namen Wohlthätigkeit oft mit heuchleriſcher Miene in einem Spital oder bei einer Subſcription ausſprechen und eben ſo oft ſpricht der Geizhals von der Pflicht, die er mir ſchuldig ſei, wenn er den Fremden von ſeiner Thüre weiſt, oder den Enkel ins Gefängniß ſchickt; aber noch immer gleichen wir wilden Thieren, die Jedermann gerne ſieht, deren Beſitzer aber Niemand zu werden wünſcht. Ich mache daher den Vorſchlag, wir ſollten uns trennen und jede auf ein Jahr lang zu irgend einem Sterblichen ſich begeben, unter der Bedingung, nach Ablauf dieſer Zeit einen Wechſel zu treffen, falls wir uns nicht behaglich fühlten, d. h. falls wir nicht alles Gute, das wir beabſichtigen, an dieſem oder jenem Orte vollbringen könnten. Wir wollen einmal den Verſuch machen und von heute an über ein Jahr unter der größten Eiche im Windſorwalde wieder zuſammenkommen und

unſere Erlebniſſe einander erzählen.“ Klugheit ſchwieg, wie ſie immer zu thun pflegt, wenn ſie genug geſagt hat, und vollkommen einverſtanden mit dieſem Vorſchlag, faſſen die Tugenden den Entſchluß, denſelben ſogleich auszuführen. Sie waren von dem Gedanken entzückt, daß nun jede für ſich ſelber leben dürfe und keine zweifelte an ihrem Erfolge; denn Sparſamkeit hielt in ihrem Herzen die Großmuth durchaus für keine Tugend und Sanftmuth ſah im Muthe faſt nichts Beſſeres, als einen Heiden.

Großmuth, die lebhafteſte und thätigſte unter allen Tugenden, trat zuerſt ihre Reiſe an. Gerechtigkeit folgte nach, aber in einem ruhigeren Schritte als die vorige. Wohlthätigkeit ſtand bei jedem Seufzer, den ſie hörte, bei jedem traurigen Geſichte, das ſie ſah, ſtille, um den Leidenden zu pflegen und zu tröſten — eine Freundlichkeit, welche ihr Weiterkommen etwas verzögerte.

Muth erſpähte einen Reiſewagen, worin ein Mann und ſeine Gattin ſich höchſt ehelich zankten und bat höflich, man möchte ihm erlauben, den leeren Sitz der Dame gerade gegenüber einnehmen zu dürfen. Sparſamkeit zauderte noch und erkundigte ſich nach den wohlfeilſten Wirthshäuſern. Die arme Beſcheidenheit blickte ſeufzend rings umher, beſonders weil ſie ſich in der Nähe von London befand, wo man faſt gar nichts von ihr wußte, beſchloß aber ihren Weg gerade dorthin einzuſchlagen, und zwar aus zwei Gründen: Erſtens wegen der Neuheit der Sache und zweitens weil ſie ſich durch eine Reiſe auf dem Continente nicht gerne Gefah-

ren ausſetzen wollte. Klugheit, welche den Vorſchlag zuerſt gemacht hatte, war die letzte, die ihn ausführte; ſie beſchloß an dem Platze, wo ſie ſich befand, die Nacht über zu bleiben und mit dem kommenden Tag ihre Reiſe anzutreten.

Das Jahr verſtrich und die Tugenden kamen, ihrer Verabredung gemäß, unter der Eiche wieder zuſammen; ſie fanden ſich faſt alle zu gleicher Zeit ein, mit Ausnahme der Sparſamkeit, welche eine Retourchaiſe benützt hatte, deren Pferde Vormittags ſchon 14 Stunden zurückgelegt und ſo ermüdet waren, daß ihre Ankunft erſt in der Nacht erfolgte. Die Tugenden ſahen traurig und bekümmert aus, wie die Leute gewöhnlich nach einer langen, erfolgloſen Reiſe ausſehen; ja, wie es nun auch gegangen ſein mag, ihr Verkehr mit der Welt hatte eine ſo üble Wirkung auf ſie hervorgebracht, daß ſie ſogar kleiner geworden zu ſein ſchienen.

„Ach, meine theure Großmuth,“ ſagte Klugheit mit einem Seufzer, „da Sie zuerſt Ihre Reiſe antraten, ſo haben Sie die Güte, uns Ihre Abenteuer auch zuerſt zu erzählen.“

„Ihr müßt wiſſen, liebe Schweſtern,“ begann Großmuth, „daß ich wenige Stunden nach meiner Abreiſe von Euch, in ein kleines Landſtädtchen kam, worin ein marſchfertiges Regiment einquartirt war. Durch ein offenes Fenſter ſah ich, über den Stuhl eines Herrn ſich lehnend, das ſchönſte Frauenzimmer, welches die Einbildungskraft ſich je vorzaubern kann; ihre Augen ſtrahlen wie zwei Sonnen von dem ungetrübteſten Glücke, und ſie war ſo heiter, daß man ſie beinahe für

die gute Laune ſelbſt hätte halten können. Der Herr, über deſſen Stuhl ſie ſich lehnte, war ihr Gatte; ſie hatten vor ſechs Monaten einander geheirathet; er diente als Lieutenant in dem obigen Regimente und ſein Einkommen betrug außer dem Solde jährlich 100 Pfund. Sehr gerührt durch die Armuth dieſer Leute faßte ich augenblicklich den Entſchluß, ohne Weiteres in dem Herzen dieſer reizenden, jungen Dame meine Wohnung zu nehmen. Während der erſten Stunde ſtellte ich in meiner neuen Behauſung manche kluge Betrachtungen an; z. B. daß Liebe nur bei der Armuth eigentlich recht gedeihe, daß es ein ſehr grober Irrthum ſei, den ledigen Stand ein Glück zu nennen, daß wir Tugenden doch auch mit der Ehe es ſchon hätten verſuchen ſollen, und daß es gänzlich falſch ſei, zu behaupten, daß die Ehemänner ihre Frauen vernachläſſigen, denn nie habe ich etwas Zärtlicheres geſehen, als die Liebe eines ſeit ſechs Wochen verheiratheten Gatten.

„Als am nächſten Morgen vor dem Frühſtücke die reizende Fanny gerade auf ihren Gemahl wartete, der ſeine Toilette noch nicht vollſtändig gemacht hatte, erſchien ein armes, dem Ausſehen nach unglückliches Weib unter dem Fenſter, welches ſich die Haare raufte und die Hände rang; ihr Mann war dieſen Morgen ins Gefängniß geführt worden und ihre ſieben Kinder hatten ſich um die letzte, ſchimmlige Brodkruſte geſtritten. Auf meinen Antrieb nahm Fanny, ohne der Sache weiter nachzufragen, eine Fünfpfundnote aus ihrer ſeidenen Börſe und gab ſie der Bettlerin, welche mehr erſtaunt

als dankbar hinwegging. Bald nachher erſchien der Lieutenant. „„Was zum Teufel wieder eine Rechnung!““ brummte er, indem er die gelbe Oblate von einem großen, viereckig zuſammengelegten, bläulichen Papier ablöste. „Ach! der verdammte Kerl muß bezahlt werden; liebe Fanny, gib mir 15 Pfund, um dieſe Sattlersrechnung zu berichtigen!“

„„Fünfzehn Pfund, mein Beſter,““ ſtammelte Fanny erröthend.

„„Ja, meine Theuerſte, die fünfzehn Pfund, welche ich Dir geſtern gab.““

„„Ich habe bloß zehn Pfund,““ ſagte Fanny zaudernd, „„denn ſo eben war eine arme, elende Frau da, der ich fünf Pfund geſchenkt habe.““

„„Fünf Pfund? Guter Gott!““ rief der beſtürzte Gemahl. „„In den nächſten drei Wochen bekomme ich kein Geld mehr.““ — Er runzelte dabei die Stirne, biß ſich in die Lippen, ja, er rang die Hände und ging in dem Zimmer auf und ab; noch mehr, er brach in die zornigen Worte aus: „„Sicherlich, Madame, ſetzten Sie bei Ihrer Vermählung mit dem Lieutenant eines Marſchregimentes nicht voraus, daß er Ihnen geſtatten würde, ganz nach Launen jedem Bettler, der ſeine Hand ausſtreckt, fünf Pfund zu geben. Ich ſage, Sie bildeten ſich nicht ein, Madame— —““ aber der Neuvermählte wurde durch die krankhaften Seufzer ſeiner Frau unterbrochen; es war ihr erſter Zank ſeit den ſechs Wochen, daß ſie mit einander in der Ehe lebten; einen Augenblick ſah er ſie ſtreng an, und im nächſten lag er zu ihren Füßen. „„Vergib mir, theuerſte Fanny, vergib

mir, denn ich kann mir nicht ſelbſt vergeben. Warum habe ich Unglücklicher doch ſo geſprochen? Glaube aber, meine einzige Fanny, daß während ich zu arm bin, um Deinem Wohlthätigkeitsſinne Genüge zu thun, ich im Herzen eine ſo edle, ſo uneigennützige Großmuth bewundere.““ Ich fühlte keinen geringen Stolz, daß ich einem Ehemanne eine ſolch exemplariſche Bewunderung für ſeine liebenswürdige Gattin einflößte, und ich war in der That herzlich froh, bei dieſen armen Leuten meine Wohnung genommen zu haben. Aber um Euch nicht mit Einzelnheiten zu langweilen, meine lieben Schweſtern, will ich nur kurz ſagen, daß dieſes ſchöne Verhältniß nicht lange dauerte, denn nach wenigen Monden ſchon hatte die arme Fanny mit einer geſteigerten und häufiger zum Ausbruche kommenden Leidenſchaftlichkeit ihres Mannes zu kämpfen, ohne daß liebevolle, zärtliche Bitten um Verzeihung darauf folgten; auf meinen Antrieb ſchenkte die junge Frau einen Schilling um den andern hin, und als keine mehr zu geben waren, ſo griff ſie zu ihrem Schmucke, ja ſogar zu ihren Kleidern. Der Lieutenant wurde darüber ein völliger Unmenſch, und geſtattete ſeiner ungezügelten Zunge die Frechheit, mich — mich, Schweſtern, unſinnige Verſchwendung zu nennen. Seine verächtlichen Freunde im Offiziercorps und ihre klatſchenden Weiber waren um kein Haar beſſer; denn ſie läſterten beſtändig über die Großthuerei und die Dummheit meiner Fanny, welche Namen die Unverſchämten ihr beizulegen ſich erfrechten. Da es mir nun Kummer machte, der armen Fanny ſo vielen Schmerz zu bereiten, faßte ich am Ende des Jahres den Entſchluß,

ſie zu verlaſſen, mit der völligen Überzeugung, daß, wenn ich auch meinem Weſen nach liebens- und preiswürdig bin, ich doch für die Gattin eines Lieutenants in einem Marſchregimente, der außer ſeinem Solde jährlich bloß hundert Pfund Einkommen hat, durchaus keine Buſenfreundin und Beratherin abgeben kann."

Die Tugenden gaben durch Seufzer ihr Mitleid mit der unglücklichen Fanny zu erkennen, und die Klugheit ſagte, ſich zur Gerechtigkeit wendend: „Ich bin ſehr begierig zu hören, was Sie gethan haben, denn Sie haben ſicherlich keinem Menſchen einen Kummer bereitet."

Kopfſchüttelnd erzählte die Gerechtigkeit: „Ach, ich finde, daß es Zeiten und Örter gibt, die ich mit meiner Gegenwart verſchonen ſollte, worüber eine kurze Schilderung meiner Abenteuer Euch hinlänglich belehren kann. Nicht ſobald hatte ich Euch verlaſſen, als ich meinen Weg nach Indien nahm und mich bei einem Braminen einquartirte. Ich war ſehr erbittert über die grauſamen Ungleichheiten, welche unter den verſchiedenen Kaſten herrſchen; ich beabſichtigte den armen Paria aus ſeinem ſchmählichen Stande zu erheben, und begann deßhalb mit Ernſt das Werk der Reform. Ich machte Vorſtellungen gegen die Ungerechtigkeit, Menſchen von ihrer Geburt an in einen unbarmherzigen Zuſtand der Verachtung zu ſtoßen, aus welchem keine Tugend ſie zu reißen vermag. Die Braminen hatten vor meinem Braminen einen unſäglichen Abſcheu. Sie nannten mich das gräulichſte Laſter, und fanden keinen Unterſchied zwiſchen Gerechtigkeit und Atheismus. Ich untergrub ihren Stand — welch größeres Verbrechen konnte es

geben? Aber das Schlimmſte war, daß die Paria's ſelbſt einen Argwohn gegen mich hegten; denn ſie hielten es für etwas Unnatürliches, daß ein Bramine für einen Paria Sorge tragen ſollte! Der Eine nannte mich Narrheit, der Andere Ehrgeiz und ein Dritter Neuerungsſucht. Mein armer Bramine führte ein trauriges Leben; als er eines Tages auf meine Eingebung die Bemerkung machte, das Leben eines Paria ſei eben ſo hoch anzuſchlagen als das einer Kuh, wurde er von den Prieſtern ergriffen und insgeheim auf dem Altare verbrannt, zur Strafe für ſeinen Frevel gegen das Heilige. In großer Betrübniß floh ich hieher, überzeugt, daß an manchen Orten auch die Gerechtigkeit Schmerz bereiten kann."

„Was mich betrifft," ſagte Mildthätigkeit, welche nicht wartete, bis die Reihe an ſie kam, „ſo muß ich leider geſtehen, daß ich thöricht genug war, meine Wohnung bei einer alten Dame in Dublin zu nehmen, welche keine Unterſcheidung zu machen wußte, und immer nach dem erſten Eindrucke handelte. Sie ſchenkte meinen Aufforderungen ſtets unbedingtes Gehör, und verſchwendete auf ihren Spazierfahrten durch die Vorſtädte von Dublin ſo viel Geld, daß es alle Bettler der Stadt in den Stand ſetzte, in Faulheit und Branntwein zu ſchwelgen. Endlich fand ich zu meinem großen Schrecken, daß hauptſächlich durch mich eine furchtbare Seuche entſtand, und daß Almoſen ohne weiſe Unterſcheidung ausgetheilt, nur den Grund zu einer troſtloſen Armuth legen. Ich verließ die Stadt als mein Jahr zu Ende gegangen, und wie das Mißgeſchick es wollte, gerade zu einer Zeit, wo man mich am meiſten nöthig hatte."

„Oh," rief die Gaſtfreundſchaft, „auch ich ging nach Irland und quartirte mich dort bei einem Squire ein. Ich ruinirte denſelben in einem Jahre, und verließ ihn bloß, weil er kein Obdach mehr für mich hatte."

„Ich," ſagte die Mäßigkeit, „ich zog in die Bruſt eines engliſchen Staatsmannes ein, und er brachte eine Bill gegen die Bierhäuſer vor das Parlament. Die Folge war, daß die Arbeiter zum Branntwein ihre Zuflucht nahmen, und ich geſtehen mußte, daß auch die Mäßigkeit einen zu großen Eifer an den Tag lezen kann, wenn ſie Anderen ihre Vorſchriften mit Ungeſtüm aufdringen will."

„Jener Reiſewagen," erzählte jetzt Muth, „der ſich gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit mehr im Hintergrunde hielt und etwas beſchämt ausſah, „jener Reiſewagen, in dem ich einen Platz fand, gehörte einem deutſchen General und ſeiner Gattin, welche in ihre Heimath zurückkehrten. Da während unſerer Fahrt eine bedeutende Kälte eintrat, hüllte die Frau mich in eine Polonaiſe, wie jedoch die Kälte zunahm, ſchlüpfte ich unbemerkt in ihren Buſen; einmal darin, konnte ich nicht mehr heraus, und der arme General hatte hinfort ungeheuer Vieles zu leiden. Sie wurde ſo grob, daß ich mich wunderte, wie er einen Ausbruch ſeines Unmuthes zurückzuhalten vermochte. Um ſich zu helfen, drohte er ihr endlich, er würde den Wagen verlaſſen; aber von mir aufgereizt, packte ſie ihn beim Kragen und ſiegte. Als ſie in ihrem eigenen Gebiete anlangten, wurde die Sache noch ſchlimmer; denn die Frau Generalin verlangte, es ſollte jeder Adjutant, der ſie beleidigte, einen öffent-

lichen Verweis erhalten, und wenn der arme General ſich dagegen ſträubte, ſo beſtrafte ſie den Schuldigen mit eigener Hand. Der Zuwachs an Kraft, welchen ſie durch mich gewonnen hatte, bereitete dem armen General ſo viel Kummer, daß er ein halbes Jahr nach meiner Verbindung mit ſeiner Gattin an gebrochenem Herzen ſtarb. In der Folge wurde ſie nun ſo gefürchtet und verabſcheut, daß eine Verſchwörung gegen ſie entſtand und man den Entſchluß faßte, ihr Gift zu geben. Dies erſchreckte auch mich; ich verließ ſie ohne Verzug und hier bin ich.“

„Hm!“ rief Sanftmuth mit triumphirender Miene, „ich wenigſtens hatte mich eines beſſeren Erfolges zu erfreuen als Ihr. Da ich in den Zeitungen viel von der Grauſamkeit der Türken gegen die Griechen las, ſo dachte ich, meine Gegenwart würde die Unglücklichen in den Stand ſetzen, ihr trauriges Loos ruhig zu ertragen. Ich ging alſo nach Griechenland in dem Augenblicke, wo ein wohl angelegter Plan, das türkiſche Joch abzuſchütteln, die griechiſche Jugend begeiſterte Ohne mich auf einen Einzelnen zu beſchränken, flatterte ich von Bruſt zu Bruſt, ich verſetzte die ganze Nation in eine milde Stimmung; meine Vorſtellungen gegen einen Aufſtand waren nicht ohne Erfolg, und ich hatte die Genugthuung, daß ein ganzes Volk ſich auf meinen Antrieb mit höchſt chriſtlicher Reſignation köpfen oder erdroſſeln laſſen wollte.“

Die Tugenden, welche die naive Selbſtgefälligkeit der Sanftmuth ſehr ergötzte, wollten zu ihrem großen Staunen nicht einräumen, daß ſie glücklicher geweſen

ſei als ihre Schweſtern und forderten ſodann die Beſcheidenheit zu einem Bekenntniſſe auf.

„Ihr wißt,“ ſagte die liebenswürdige junge Dame, „daß ich mir in London eine Unterkunft ſuchen wollte. Drei Monate von den zwölfen brachte ich damit zu, daß ich von Haus zu Haus ging, aber Niemand wollte mir eine Aufnahme gewähren. Die Damen behaupteten, ſie hätten noch nie eine ſo altmodiſche Gans geſehen und wieſen mich einfach an ihre Kammermädchen. Die Kammermädchen blickten mich gaffend von vorn und hinten an und ſchickten mich ſodann zu den Küchen- und plumpen Spülmägden; dieſe verſicherten mir, ſie hätten in den hohen Familien, wo ſie zu dienen die Ehre gehabt, meinen Namen niemals nennen hören. Eine junge, unlängſt vom Lande gekommene Landmagd nahm mich wirklich einigermaßen mit Freundlichkeit auf; aber ſie ließ mich bald in dem Bedientenzimmer allein. Ich nahm nun meine Zuflucht zu dem anderen Geſchlechte, als dem weniger ungalanten. Glücklicherweiſe fand ich einen jungen Herrn von ausgezeichneten Talenten, der mich mit offenen Armen bewillkommte. Er zeichnete ſich durch Gelehrſamkeit, feine Manieren und ein höchſt ehrbares Betragen aus. Ich hatte bloß einen Nebenbuhler — den Ehrgeiz. Wir Beide ſtritten uns um die abſolute Herrſchaft über ihn. Wenn der Ehrgeiz ein ungeſtümes Feuer in ſeinem Geiſte aufachte, ſo dämpfte ich es wieder. Wollte ihn der Ehrgeiz zu Abfaſſung eines Buches verleiten, ſo überredete ich ihn, es ſei daſſelbe nicht der Veröffentlichung werth. Schickte er ſich voll Gelehrſamkeit und aufgeſtachelt durch meinen Rivalen

zum Vortrage einer Rede an (denn er ſaß im Parlamente), ſo ließ ich ihn in ſeine Fähigkeiten Mißtrauen ſetzen — ich machte, daß ſeine Stimme zitterte und er im Sprechen ſtammelte. Endlich verließ ihn mein Rival mit einem ärgerlichen Seufzer; er zog ſich aufs Land zurück, trat in den geiſtlichen Stand und verzichtete auf eine Laufbahn, in welcher er Anderen nützlich zu ſein gehofft hatte; da ich aber fand, daß ſein Glück durch meinen Beiſtand nicht gegründet, ſondern ſeine Schwermuth nur vermehrt würde, verließ ich ihn noch vor Ablauf des Jahres, und ſeitdem hat er ſich dem Trunke ergeben.“

Alle Tugenden richteten jetzt ihre Blicke auf die Klugheit. Sie war ihre letzte Hoffnung. „Ich bin gerade wieder da, von wo ich ausging,“ ſagte dieſe beſonnene Tugend; „ich habe weder Gutes noch Übles gethan. Um der Verſuchung zu entgehen, wollte ich in Geſellſchaft eines Einſiedlers leben, dem ich aber, wie ich bald fand, keinen weiteren Nutzen bringen konnte, als daß ich ihn warnte, ſeine Erbſen und Linſen nicht zu überkochen, ſeine Thüre nicht offen zu laſſen, wenn ein Sturm drohte, und ſeinen Krug an der benachbarten Quelle nicht allzu voll zu machen. Ich bin alſo die Einzige von Euch, die Niemand einen Schmerz bereitete, aber bloß, weil ich nie eine Gelegenheit dazu hatte. Mit einem Worte,“ fuhr die Klugheit bedächtlich fort, „mit einem Worte, meine Freunde, Umſtände ſind ſelbſt für die Tugenden nothwendig. Hätte z. B. Sparſamkeit mit Großmuth abgewechſelt und wäre zu der Gattin des armen Lieutenants gegangen, oder hätte ich anſtatt der Gaſtfreund-

ſchaft meine Wohnung bei dem iriſchen Squire genommen, welche Leiden würden dadurch Beiden erſpart worden ſein! Ach, ich finde, wir verlieren unſere ganze Wirkſamkeit, wenn wir am unrechten Platze ſind, und dann kommen wir, obwohl Tugenden, doch den Laſtern gleich. Die Umſtände müſſen unſeren Bemühungen günſtig ſein und mit unſerer Natur harmoniren, denn wir verlieren unſere Göttlichkeit, wofern nicht Weisheit unſere Schritte zu dem Hauſe lenkt, das wir bewohnen wollen, und über den Neigungen wacht, welche unſerer Leitung übergeben werden."

Die Geſchichte war zu Ende und die Reiſenden unterhielten ſich nun über ihre Moral. Hier wollen wir Abſchied von ihnen nehmen.

Siebentes Kapitel.

Köln — Spuren des römiſchen Joches — Die St. Marienkirche — Trevylyans Betrachtungen über das Kloſterleben — Das Grab der heiligen drei Könige — Ein Abendausflug auf dem Rhein.

Rom — gewaltiges Rom! Wohin der Pilger ſich wendet, begegnen ſeinen Augen Spuren Deiner Herrſchaft. In das Herz des kühnen deutſchen Stammes haſt Du Deine Adlersklauen gegraben, und in den Gauen des Rheins ſtehen wir bewundernd ſtille vor den großen Denkmälern des italieniſchen Joches.

Zu Köln weilten unſere Reiſenden einige Tage. Sie befanden ſich in der Stadt, welche dem Lager des Markus Agrippa ihre Entſtehung verdankt. Dieſer Boden

hat von dem bewährten Tritte der Legionen Trajans wiedergehallt. In dieſer Stadt wurden Vitellius und Silvanus zu Kaiſern ausgerufen. In jener Kirche * fand der Letztere ſeinen Tod. Als die Reiſenden vor den Thoren der St. Marienkirche vorbeigingen, ſahen ſie einige Landleute, die auf dem geweihten Boden müßig umherſchlenderten, und da ſie Gertruds zarte Wange bemerkten, einen mehr als gewöhnlich achtungsvollen Gruß boten. An dem Platze, wo ſie ſich gerade befanden, hatte das Gebäude eine runde Form; der Sage nach ſollen ſeine Fundamente noch zum Theile aus römiſchem Gemäuer beſtehen. Gerade vor ihnen erhob ſich der Thurm einer ſchlichten, ſchmuckloſen Kirche — ein eigenthümlicher Gegenſatz, den hier die Einfachheit des erneuten Glaubens mit dem Glanze des alten bildete.

Die St. Marienkirche nimmt die Stelle des ehemaligen römiſchen Kapitols ein; der Platz hat den römiſchen Namen beibehalten, und ſelbſt die Züge des Volkes verräthen noch das angeſtammte Blut.

Gertrud, deren Charakter ſich gerne der Verehrung hingab, fand ihre Freude daran, die alten gothiſchen Kirchen zu beſuchen, welche mit ſo beredter Moral das Leben mit dem Tode verknüpfen.

„Verweile einen Augenblick,“ ſagte Trevylyan, ehe ſie die St. Marienkirche betraten; „welche Erinnerungen drängen ſich hier uns auf! An der Stelle des römiſchen Kapitols ſind eine chriſtliche Kirche und ein Kloſter errichtet worden, und zwar von der Mutter Karl Martels, des Beſiegers der Sarazenen, des Erzheros der

* In der St. Severinkirche.

Chriſtenheit. An dieſen ſtillen Ort, in die Räume des Kloſters, das einſt zu dieſer Kirche gehörte, floh der gequälte Geiſt einer königlichen Dulderin, das Opfer Richelieu's, die unglückliche und ehrgeizige Maria von Medicis. Ach! die Zelle und das Kloſter bieten den Unglücklichen, welche zu Gott fliehen wollen, nur Täuſchungen! die Einſamkeit beſänftigt, aber die Einförmigkeit erneuert den Schmerz. Ich wenigſtens betrachtete auf meinen häufigen Reiſen durch katholiſche Länder die ſtillen Wände, hinter welche ſich mönchiſche Eitelkeit vor der Welt zu verſchließen hoffte, nie ohne bittere Wehmuth. Wie viele Herzen im Kampfe mit ſich ſelbſt! — Welche nagende Reue! — Welche ungeſtillte Sehnſucht nach der Vergangenheit! — Welche langen, ſchönen Jahre werden dort durch eine augenblickliche Übereilung, eine Unbeſonnenheit, eine Täuſchung einem moraliſchen Grabe geweiht! Aber dieſe Kirchen bieten eine eindringlichere und weniger traurige Lehre. Das müde Herz klagt nicht mehr — die fieberhaften Pulſe werden ſtiller — der geplagte Geiſt hat ſich in die einzige Ruhe geflüchtet, wo keine Täuſchung ſtattfindet. Macht und Liebe, Hoffnung und Furcht, Habſucht und Ehrgeiz, ſie ſind endlich erloſchen! Der Tod iſt das einzige Kloſter — das Grab die einzige Zelle."

„Du biſt ein leidenſchaftlicher Verehrer eines thätigen Lebens," entgegnete Gertrud, „Du geſtehſt der Einſamkeit keinen Reiz zu, und die Betrachtung ſcheint Dir eine Qual. Wenn je eine drückende Sorge über Dich kommt, ſo willſt Du ſie nie durch Zurückgezogenheit mildern. Du wirſt Dich in die Welt ſtürzen und

Dein individuelles Daſein in dem allgemeinen Strome des Lebens verlieren."

„Ach! ſprich nicht von Sorgen!" ſagte Trevylyan unwillig, „laß uns in die Kirche gehen."

Nachher beſuchten ſie auch den berühmten Dom, der für eines der edelſten Baudenkmale des germaniſchen Geiſtes gehalten wird; aber der romantiſche Wanderer wird ſich noch weit mehr für denſelben intereſſiren, als der Alterthumsforſcher, denn hier befindet ſich hinter dem Hochaltare das Grab der heiligen drei Könige, jener drei, welche der Sage nach zuerſt ehrfurchtsvoll vor unſerem Heilande ihre Knie beugten. Es gibt tauſend Geſchichten von den Reliquien dieſes Grabes. Die drei Könige zu Köln ſind die Schutzheiligen jenes goldenen Aberglaubens, der oft mehr Verehrer zählt, als die Religion ſelbſt, aus welcher er entſpringt, und die einfache Geſchichte von Lucilien ließ Gertrud einen Augenblick an die Heiligkeit dieſes Ortes glauben. Hinter dem Grabe werfen drei gothiſche Fenſter ihr religiöſes Dämmerlicht über den gewürfelten Fußboden und längs der joniſchen Pfeiler hin. Einige von der Ächtheit der Reliquien völlig überzeugte Gläubige knieten an dem Grabe und die Reiſenden blieben ſtehen, aus Furcht, den Aberglauben zu ſtören, welcher, wenn er nur betet und nicht verfolgt, etwas Heiliges hat. Noch immer ertheilen die Gebeine der Weiſen, wie der fromme Katholik glaubt, dem Grabe eine höhere Weihe und an dem oberen Theile des Monumentes hat der Künſtler ihre Anbetung des Jeſuskindes abgebildet.

In ſtiller, ruhiger Schönheit kam der Abend und als die Sonne ihrem Untergange nahte, machten unſere Reiſenden für ein paar Stunden einen Ausflug auf den Rhein. Gertrud befand ſich in jener glücklichen Stimmung, worin die Ruhe der Natur wie ein Seelenbad genoſſen wird, und die Gegenwart deſſen, den ſie ſo hoch verehrte, verwandelte dieſe Stille in einen noch köſtlicheren Frieden. Wohl träumte ſie nicht, wie wenige Stunden ſie nur noch vom Grabe getrennt ſei, als das Boot über den Strand dahinglitt und die Thürme der Stadt in den blauen Abendhimmel emporragten! Indeß, wie erquickend iſt beim Rückblicke auf das Leben einer geliebten Perſon der Gedanke, daß ihre letzten Tage Tage des Lichtes waren, daß nie eine Wolke die Schönheit ihrer untergehenden Sonne verhüllte und daß, wenn ihr Leben auch nur wenige Jahre zählte, dieſer Zeitraum das Zarteſte und Heiligſte in ſich faßte. Kein unfreundliches, kein bitteres Gefühl miſcht ſich dann in unſere Erinnerung an die Dahingeſchiedene; wir trauern zwar, beklagen aber die Betrauerte nicht — unſer Schmerz gehört rein uns ſelbſt an; wenn wir uns zum Gegenſtande deſſelben wenden, ſo glänzen die Bilder der Seligkeit um ihn her und dieſelbe Liebe, welche die Mutter unſeres Kummers iſt, war der Troſt, der Triumph der Entſchlafenen!

Der majeſtätiſche Rhein war ruhig wie ein See; nur das Geplätſcher der Ruder unterbrach die Stille und nach einer langen Pauſe in ihrer Unterhaltung legte Gertrud ihre Hand auf Trevylyans Arm und erinnerte ihn an die verſprochene Geſchichte, denn er war in

eine trübſinnige Stimmung verſunken, aus welcher ſie ihn ihrerſeits zu reißen verſuchte; zudem war es ein Bedürfniß für ſie, ſeine Stimme recht oft zu hören.

„Diesmal,“ ſagte ſie, „eine der Stunde angemeſſene Erzählung; keine wilde Sage — nein, kein groteskes Mährchen, ſondern lieber eine Geſchichte von zartem, frommem Aberglauben. Sie mag von Liebe handeln, von Frauenliebe — von Liebe, die dem Grabe trotzt: denn ſicher lebt dieſelbe auch nach dem Tode fort und der Himmel würde faſt kein Himmel mehr ſein, wenn die Erinnerung aus ſeinen Segnungen ausgeſchloſſen wäre.“

„Ich erinnere mich,“ ſagte Trevylyan, nach einer kleinen Pauſe, „ich erinnere mich an eine kurze, deutſche Legende, deren Einfachheit mich ſehr rührte, als ich ſie hörte; aber,“ fügte er mit einem leichten Lächeln bei, „die Liebe des Weibes erſcheint in dieſer Legende um ſo viel treuer, als die des Mannes, daß ich ſie kaum zu erzählen wage.“

„Nein,“ ſagte Gertrud zärtlich, „der Frevel des Treuloſen erhöht nur unſere Dankbarkeit gegen den Treuen.“

Achtes Kapitel.

Die Seele im Fegfeuer, oder: Liebe iſt ſtärker als der Tod.

Die Engel ſpielten ihre Harfe in dem Himmel und ihre Muſik ſtieg gleich einem Strome von Wohlgerüchen zu den Zellen des Allerhöchſten auf. Aber die Harfe

Seralims klang lieblicher als die ſeiner Genoſſen, und die Stimme des Unſichtbaren (denn die Engel ſelbſt kennen die Herrlichkeit Jehova's nicht; nur fern in den Tiefen des Himmels ſehen ſie ein nie ſchlummerndes Auge, das ewig über der Schöpfung wacht), ſprach alſo: „Verlange eine Gabe für die Liebe, welche in Deinem Geſange glüht, und ſie ſoll Dir gewährt werden.“

Seralim antwortete: „Es ſind an jenem Orte, welchen die Menſchen Fegfeuer nennen, und welcher die Flucht aus der Hölle, aber der ſchmerzvolle Durchgang zum Himmel iſt, manche Seelen, die Dich anbeten und jetzt noch die gerechte Strafe für ihre Sünden erleiden. Geſtatte mir, ſie bisweilen zu beſuchen und durch die Hymnen der Harfe, welche Dir geweiht iſt, in ihren Qualen zu tröſten.“

Und die Stimme erwiderte: „Dein Gebet iſt erhört, o ſanftmüthigſter der Engel! der, welcher nur aus Liebe ſtraft, bewilligt Deine Bitte. Geh und thue, wie Du wünſcheſt.“

Hierauf ſtimmte der Engel einen Lobgeſang zur Ehre Gottes an und als der Geſang zu Ende war, erhob er ſich von ſeinem azurnen Throne, zur Rechten Gabriels, entfaltete ſeine, in den Farben des Regenbogens ſtrahlenden, Schwingen und ſchwebte nach jenem düſtern Sterne, welcher, der Erde am nächſten, von den Seufzern der Seelen wiederhallt, welche durch Qualen gereinigt werden. Dort ſehen die Unglücklichen von Ferne die glänzenden Wohnungen, welche ihnen verheißen ſind und die Geſtalten der glorreichen Weſen, welche gebadet in den Quellen der Unſterblich-

keit, in den Gärten des Paradieſes umherwandeln und fühlen, daß ihre Seligkeit keine Zeit mehr kennt; — und dieſer Gedanke tröſtet die Unglücklichen mitten in ihren Qualen und macht den eigentlichen Unterſchied zwiſchen Fegfeuer und Hölle aus.

Der Engel ſenkte ſeine Schwingen, ging durch die kryſtallenen Thore, ſetzte ſich auf einen ausgebrannten Felſen, rührte ſein göttliches Saiteninſtrument und der Friede kam über die Unglücklichen; der Nachegeiſt hörte auf zu quälen, und das Opfer zu wehklagen. Was der Schlaf den Trauernden auf Erden, war der Geſang des Engels den Seelen auf dem Reinigungsſterne. Mitten in der allgemeinen Ruhe ſchien nur eine Stimme von dem Engel nicht beſchwichtigt zu ſein; es war die Stimme eines Mädchens, die fortwährend in durchdringendem Tone ausrief: „O Adenheim! Adenheim! Traure nicht um die Verlorene!“

Der Engel rührte eine Saite nach der andern, bis ſeine herrlichſten Melodien erſchöpft waren; aber unempfindlich für die liebliche Harfe aus dem Chore der Engel rief fortwährend die einſame Stimme: „O Adenheim! Adenheim! Traure nicht um die Verlorene!“

Jetzt wurde Seralims Theilnahme rege; er näherte ſich dem Orte, von wo die Stimme kam und ſah die Seele eines jungen ſchönen Mädchens, das an einen Felſen gekettet war, während die Dämonen müßig neben ihm lagen. Seralim fragte die Dämonen: „Hat mein Geſang euch in dieſe Ruhe gelullt?“

„Und ſie antworteten: „Ihre Sorge um einen Andern iſt bitterer als alle unſere Qual; deßhalb feiern wir.“

Hierauf näherte ſich der Engel dem Geiſte und ſprach mit einer Stimme, welche ſein Schreien verſtummen machte — denn in welchem Zuſtande kümmerten wir uns nicht um Theilnahme? „Warum, o Tochter der Erde! Warum klagſt Du in ſolch traurigen Klagetönen? Und warum vermag die Melodie der Harfe, welche die Schuldigſten Deiner Genoſſen beruhigt, keinen Eindruck auf Dich zu machen?"

„O ſtrahlender Fremdling," antwortete die arme Seele, „Du ſprichſt zu Einer, die auf Erden Gottes Geſchöpf mehr geliebt hat, als Gott ſelbſt; deßhalb erleidet ſie jetzt eine gerechte Strafe. Aber ich weiß, daß mein armer Adenheim unaufhörlich um mich trauert, und der Gedanke an ſeinen Kummer iſt mir unerträglicher als alle Qualen, welche die Dämonen mir zufügen können."

„Und wie weißt Du, daß er um Dich jammert?" fragte der Engel.

„Weil ich weiß, mit welchem Schmerz ich um ihn getrauert haben würde," antwortete einfach die Seele.

Die göttliche Natur des Engels wurde gerührt; denn Liebe iſt die Natur der Söhne des Himmels. „Und wie," ſagte er, „kann ich Deinen Kummer ſtillen?"

Eine Entzückung ſchien die Seele zu durchbeben, ſie erhob ihre nebelhaften, ungreifbaren Arme und rief: „Erlaube mir, ach erlaube mir auf die Erde zurückzukehren, nur für eine kleine Stunde, damit ich meinen Adenheim beſuchen und, mein eigenes Leiden vor ihm verbergend, ihn in ſeinem Grame tröſten kann."

„Ach," ſagte der Engel, ſein Geſicht hinwegwendend

— denn Engel weinen vor den Augen der Menſchen nicht — „ich könnte Dir dieſe Bitte gewähren, aber Du weißt nicht, welche Buße darauf geſetzt iſt. Die Seelen im Fegfeuer können auf die Erde zurückkehren aber ſchwer iſt die Strafe, welche ſie bei ihrer Heimkehr erwartet. Denn für eine Stunde auf Erden mußt Du tauſend Jahre länger die Qualen Deines jetzigen Kerkers erdulden!“

„Iſt dies Alles?“ rief die Seele; „oh, dann will ich mich gern dieſem Urtheile unterwerfen. Sicherlich liebt man im Himmel nicht, ſonſt würdeſt Du, o himmliſcher Gaſt, wohl wiſſen, daß eine Stunde des Troſtes für den Einen, welchen wir lieben, tauſend und aber tauſend Jahre der Qual für uns ſelbſt nicht aufwiegen. Laß mich meinen Adenheim tröſten und beruhigen; ich murre dann auch über die ſtrengſte Strafe nicht.“

Jetzt blickte der Engel empor und ſah in weit entfernten Regionen, welche auf dieſem Sterne kein anderer wahrnehmen konnte, die Strahlen, die von dem allſehenden Auge ausgingen; und er hörte die Stimme des Ewigen, die ihm zu thun befahl, was ſein Mitleid ihm eingeben würde. Er blickte auf die Seele und ihre ſchattenhaften Arme waren flehend nach ihm ausgeſtreckt; er ſprach das Wort, welches die Thore des Fegfeuers aufſchließt, und ſiehe! die Seele war zurückgekehrt in die Menſchenwelt.

Es war Nacht in den Hallen des Herrn von Adenheim und er ſaß oben an ſeiner glänzenden Tafel; laut und lang war das Lachen und luſtige Scherze erſchollen

ringsum, — und das Lachen und Scherzen des Herrn von Atenheim war lauter und luſtiger als das der Übrigen.

Und zu ſeiner Rechten ſaß eine ſchöne Dame; und immer wieder wandte er ſich von den Andern hinweg, um ihr ſüße Liebesworte ins Ohr zu flüſtern.

„Oh," ſagte die glänzende Dame von Falkenberg, „wie kann ein Weib Deinen Worten glauben? — Verſicherteſt Du nicht mit denſelben Schwüren Ida, Lodens ſchöner Tochter, Deiner Liebe — und doch ſind erſt drei kurze Monden über ihrem Grabe dahingegangen?"

„Bei meiner Seligkeit!" rief der junge Herr von Adenheim, „Du thuſt Deiner Schönheit ſehr Unrecht. Ida! Sicherlich willſt Du mich verſpotten; ich ſollte Lodens Tochter geliebt haben, wie wäre ich dann noch Deiner würdig? Wenige freundliche Worte, hie und da ein Lächeln — dies iſt alle Liebe, welche Adenheim je für Ida empfand. Iſt es denn meine Schuld, wenn die arme Närrin eine ſo alltägliche Höflichkeit mißdeutete? Nein, Theuerſte, dies Herz iſt nur Dir geweiht."

„Und wie," ſagte das Fräulein von Falkenberg, als Adenheims Arm, ohne daß ſie ſich dagegen ſträubte, ihren ſchlanken Leib umfaßte, „trauerteſt Du nicht um die Verlorene?"

„Nun freilich, in der erſten Woche; aber in Deinen ſtrahlenden Augen fand ich bald wieder Troſt."

In dieſem Augenblicke glaubte der Herr von Adenheim einen tiefen Seufzer hinter ſich zu hören; er wandte ſich um, ſah jedoch Nichts als einen leichten Nebel, welcher allmählig zerfloß und in der Entfernung

gänzlich verſchwand. Denn hatte wohl Ida einen Grund, ſich ihm zu erkennen zu geben?

— — — — — — —

„Und Du verkündigteſt alſo Deine Botſchaft dem Geliebten nicht?“ fragte Seralim, als die Seele der unglücklichen Ida nach dem Fegfeuer zurückkehrte.

„Die Dämonen mögen jetzt ihre Qualen wieder beginnen,“ war die Antwort der armen Ida.

„Und was nützt es Dir nun, daß Dû jetzt tauſend Jahre länger leiden mußt?“

„Ach,“ erwiderte Ida, „nach der einzigen Stunde, welche ich auf Erden hinbrachte, ſcheinen mir tauſend weitere Jahre im Fegfeuer wenig Schreckhaftes mehr zu haben!“ *

„Wie! Iſt die Geſchichte zu Ende?“ fragte Gertrud.

„Ja.“

„Aber die arme Ida hat doch gewiß nicht tauſend Jahre länger leiden müſſen und Seralim hat ſie wahrſcheinlich mit ſich in den Himmel genommen?“

„Die Legende ſagt nicht weiter; ſie wollte uns bloß die Beſtändigkeit der Liebe des Weibes zeigen.“

„Und ihren Lohn,“ fügte Vane hinzu.

„Ich habe den letzteren Schluß nicht gezogen, Albert,“ flüſterte Gertrud.

---

* Dieſe Geſchichte iſt ihren Grundzügen nach einem fremden Boden entlehnt. Sie ſchien dem Verfaſſer würdig, ins Engliſche übertragen zu werden, obwohl er fürchtet, daß Vieles von der eigenthümlichen Schönheit des Originals auf dieſem Wege verloren gegangen iſt.

Neuntes Kapitel.

Die Rheingegend hat Ähnlichkeit mit dem Charakter der deutſchen Literatur — Der Drachenfels.

Oberhalb Kölns ſchlängelt ſich der Strom zwiſchen Ufern hindurch, welche die Erwartung, die man von dem Rheine hegt, immer noch nicht befriedigen; indeß wird die Gegend intereſſanter, ſowie man Sürth und Godorf hinter ſich hat. Der eigenthümliche Charakter des Stroms tritt aber erſt in ſeiner Wirklichkeit vor unſere Augen, wenn wir allmählig das Siebengebirge und über alle emporragend das Schloß Drachenfels erblicken. Rings um Niederkaſſel und Rheid liegen die Weinberge dicht, gleichſam büſchelweiſe, beiſammen, und vom Ufer aus ſehen wir bald da, bald dort kleine, grüne Inſeln in länglicher Form ſich ausbreiten und die muntere Flut brechen. Ein Dorf über dem andern erhebt ſich, und von ferne geſehen, übt das Landleben bei dem Vorüberſegeln einen mächtigen, wenn auch in Wirklichkeit täuſchenden Reiz auf uns aus. Es erſcheinen dieſe Dörfchen ſo ſtill, ſo geſchützt vor den Leidenſchaften der Welt, als ob die Leidenſchaften nicht den Winden glichen, die nur gefühlt werden, wo ſie wehen, und unſichtbar ſind, außer in ihren Wirkungen! Auf beiden Seiten ſtürzen ſich viele Flüſſe und Bäche in den breiten Buſen des Rheins. Thürme um Thürme tauchen auf und verſchwinden wieder während der Fahrt. Berg und Stadt — die einſame Inſel, die mit Zinnen geſchmückte Burg, erſcheinen plötzlich vor unſern Augen wie Träume des

Ehrgeizes, entfalten ihren Stolz und verſchwinden in der Dämmerung wieder.

„Jetzt fängſt Du an," ſagte Trevylyan, „den Charakter der deutſchen Literatur zu verſtehen. Der Rhein iſt ein Sinnbild ihrer Fruchtbarkeit und ihrer Romantik. Den beſten Commentar zu dem deutſchen Geiſte bietet eine Reiſe in deutſchen Ländern. Das gewaltige Dunkel des Harzes, die Ritterburgen, welche über Weinberge und tiefe Thäler auf den ſagenreichen Rhein herunterſchauen; die rieſenhaften Überreſte früherer Macht, welche auf Ebenen, Bergen und in Wäldern zerſtreut ſind; die tauſend Erinnerungen jeder Art, welche dieſen Boden heiligen; der ſtolze Römer, der kriegeriſche Gothe, der Ritter des Mittelalters und die düſtere Brüderſchaft der idealen Welt, haben hier gleicher Weiſe ihren Nachklang und ihr Andenken. Und auf einem ſolchen Schauplatze wandelt der junge, deutſche Student. Anſtatt der Pracht und des Luxus eines engliſchen Reiſenden, ſtatt der tauſend Kunſtgriffe zur Verkürzung des Weges hat er bloß ein Buch in der Hand und ein Ränzchen auf dem Rücken. Auf einem ſolchen Schauplatze ſammelt er all die verſchiedenen Materialien, welche nach Jahren zu einer geordneten Darſtellung reifen. Daher die blumenreiche Miſchung der deutſchen Muſe — aus klaſſiſchen, romantiſchen, beſchaulichen, philoſophiſchen und abergläubiſchen Elementen. Jedes iſt das Ergebniß einer Betrachtung über die verſchiedenen Scenen. Jede iſt das Produkt beſonderer, aber verworrener Erinnerungen. Wie der Rhein ſtrömt, ſo ſtrömt des Deutſchen Genius an Bergen und Thälern — an der wildeſten Ein-

ſamkeit — an Thürmen alter Städte — an verfallenen Burgen — an ſtolzen Klöſtern — an niedrigen Hütten hin. Ein glänzendes Leben und einfache Häuslichkeit, Geſchichte und Aberglauben, Wahrheit und Dichtung, folgen auf einander und verbinden ſich zu einem Ganzen."

„Jedoch," fügte Trevylyan nach einem Augenblicke hinzu, „der Deutſche gibt jetzt allmählig ſeine Ideale auf und gewinnt Geſchmack an einer mehr praktiſchen, mehr materiellen Richtung der Literatur. Die geiſtige Revolution, welche ſtürmiſchen Ereigniſſen vorausgeht, bricht an, und die Erinnerungen, welche ihre Vorfahren zur Betrachtung hinzogen, werden die Jugend des kommenden Geſchlechtes zu kühnem Handeln drängen."

Unter ſolchen Geſprächen ſetzten ſie ihre Reiſe auf den glänzenden Wogen und unter einem durchſichtig blauen Himmel fort.

Das Schiff glitt jetzt an dem Siebengebirge und dem Drachenfels vorüber. Die Sonne, langſam untergehend, warf ihre gelben Strahlen über das ſpiegelglatte Waſſer. Am Fuße des Gebirges lag ein Dorf tief in Schatten gehüllt und über demſelben glänzte die Ruine des Drachenfelſen in den Sonnenſtrahlen. Aber in der luftigen Höhe erheiterte das Licht keineswegs die Dunkelheit, welche um den einſamen Rieſenfelſen ſchwebte: da ſtarrte er empor, gleich einem großen Namen, auf welchem der Ruhm wohl ſeinen Glanz wirft, ohne jedoch eine düſtere Wehmuth verſcheuchen zu können, die ſich an die Einſamkeit knüpft, zu welcher ihn gerade ſeine Höhe über dem Spiegel des gewöhnlichen Lebens verdammt.

Zehntes Kapitel.

Die Rolandsſage — Die Abenteuer der Königin Nymphalin auf der Inſel Nonnenwerth — Ihr Geſang — Der Verfall des Elfenglaubens in England.

Dem Drachenfels gerade gegenüber ſtehen die Ruinen von Rolandseck. Sie ſind die zerbrochene Krone eines hohen, ſenkrechten Berges, dem Andenken des tapfern Roland geweiht; unten liegt eine, mit grüner, dichtbelaubten Bäumen, die ſich im glatten Waſſer ſpiegeln, bedeckte Inſel, auf welche Rolands Dame ſich zurückzog.

Nichts kann die beredte, wilde Größe dieſer ganzen Scene übertreffen. Dieſe Landſchaft iſt der Stolz und der Schmuck des Rheines.

Die Legende, welche Burg und Inſel heiligt, iſt ſehr kurz und gehört einer unter den deutſchen Romanzen ſo gewöhnlichen Claſſe an. Roland geht in den Krieg. Ein falſches Gerücht von ſeinem Tode gelangt zu ſeiner Braut. Dieſe zieht ſich in das Kloſter auf der Inſel Nonnenwerth zurück und nimmt den unwiderruflichen Schleier. Roland kommt nach Hauſe, von Ruhm und Hoffnung erglühend, um zu finden, daß gerade die Treue ſeiner Verlobten eine ewige Schranke zwiſchen ihm und ihr errichtet hat. Er baut das Schloß, welches ſeinen Namen führt und über das Kloſter hinſchaut. Dort weilt er bis an ſeinen Tod, glücklich wenigſtens, bis zum letzten Athemzuge nach jenen Mauern blicken zu können, welche das verlorene Kleinod bergen.

Traurig ſenken die Weiden auf der Inſel ihre üppigen Zweige, gleichſam in Übereinſtimmung mit der Erinnerung, welche durch die Öde von tauſend Jahren die Liebe noch immer grün und friſch erhält. Selbſt jene Zuſätze der Dichtung, welche dem Mooſe gleich mit der Zeit über die Wahrheit ſich hinziehen, um ſie zu ſchmücken, aber auch zu verbergen, hat die einfach zarte Sage bis jetzt ferngehalten.

Alles war ſtill auf der Inſel Nonnenwerth; von dem Hauſe aus, das unſere Reiſenden bezogen hatten, ſchimmerten die Lichter fröhlich durch die Bäume hindurch. An einer weichen, ebenen Stelle, wo das kleine Eiland ſich in den Rhein abflacht, verſammelten ſich die reiſenden Elfen.

„O Pipali, wie ſchön!“ rief Nymphalin, entzückt über die Wellen des Stromes; ein Sternenſtrahl ſchien auf ſie herab und ihr gelbes Haar ließ ſeine Locken in dem pfeifenden Winde tanzen. „Zum erſtenmale ſeit unſerer Abreiſe vermiſſe ich die grünen Gefilde Englands nicht.“

„St!“ ſagte Pipali den Athem anhaltend; „ich höre Elfentritte — es müſſen die Tritte von Fremden ſein.“

„Wir wollen uns in dieſes Unkrautdickicht zurückziehen,“ ſagte Nymphalin etwas erſchreckt; der gute Lord Schatzmeiſter ſchläft bereits dort.“ Sie huſchten in den Wald, was dieſes Dickicht wirklich für ſie war, — denn die Halme hatten eine Höhe von zwei Fuß — und dort fanden ſie ohne Zweifel den Lord Schatzmeiſter unter einer Binſe liegend und ſeine Pfeife neben ihm; denn ſeit er in Deutſchland war, hatte er das Rauchen

angefangen, und in der That iſt der wilde Thymian, wenn er gehörig getrocknet wird, ein ſehr guter Tabak für einen Elfen. Sie fanden auch Nip und Trip hart neben einander ſitzend. Nip ſpielte mit dem Haare des Feenmädchens, welches ſich durch eine bewunderungswürdige Schönheit auszeichnete.

„Was macht Ihr hier,“ rief Pipali in barſchem Tone; denn ſie war ſo ziemlich bereits eine alte Jungfer, und konnte es nicht leiden, wenn junge Elfen bei einander ſaßen.

„Wir bewachen Mylords Schlummer,“ ſagte Nip.

„Pah!“ rief Pipali.

„Nun;“ ſagte Trip erröthend gleich einer Seemuſchel; „dies iſt doch ſicherlich nichts Unrechtes!“

„Still!“ rief die Königin, zwiſchen den Halmen hindurchblickend.

Jetzt erhob ſich aus dem grünen Buſen der Erde ein winziger Zug; langſam, paarweiſe, Hand in Hand, ſchlüpften ſie aus einer kleinen, von duftenden Kräutern beſchatteten Öffnung und ſtellten ſich in einen Kreis. Dann kamen andere Elfen, mit Näſchereien beladen, und jetzt ſchoſſen zwei herrliche, weiße Pilze auf, über welchen die Speiſen ausgebreitet wurden. Es begann ein Banket. Ach, wie luſtig waren ſie! Welch zartes Lachen, nicht lauter als ein Jungfernſeufzer! Welche Scherze! Welche Geſänge! Glückliches Geſchlecht! Wenn die Sterblichen dich, gleich mir, in milden Sommernächten ſehen könnten, ſo würden ſie nie an Unterhaltung Mangel haben. Da unſere engliſchen Elfen ſich die angekommene Schaar genau betrachteten, ſo fanden

ſie, daß dieſe fremden Elfen einem von dem ihrigen verſchiedenen Stamme angehörten; ſie waren größer und weniger hübſch; ihr Haar war dunkler, ſie trugen Schnurrbärte und hatten ein wilderes Ausſehen. Die arme Nymphalin fühlte ein wenig Angſt; bald darauf aber ertönte eine ſanfte Muſik, ähnlich den Tönen, die wir oft plötzlich in ſtillen Nächten hören, wenn ein leiſes Lüftchen durch die Binſen pfeift, oder ein Bächlein über Kieſel dahinrollt. Und ſiehe! Aus der Öffnung des Bodens kam ein prachtvoll gekleideter Elfe von edler Geſtalt zum Vorſcheine. Die Königin fuhr zurück, Pipalt rieb ſich die Augen, Trip blickte über Pipalt's Schulter, und Nip, welcher ſie in den Arm kneipte, rief verwundert aus: „Bei dem neueſten Sterne, dies iſt Prinz von Fayzenheim!“

Die arme Nymphalin ſchlug ihre Blicke wieder auf und ihr kleines Herz ſchlug unter ihrer Bienenflügelſchnürbruſt, als ob es brechen wollte. Der Prinz hatte eine melancholiſche Miene, ſetzte ſich abſeits von dem Banket und blickte unverwandt in den Rhein.

„Ach!“ flüſterte Nymphalin ſich zu, „denkt er wohl an mich?“

Jetzt zog der Prinz eine kleine, aus einem dünnen Halme verfertigte Flöte hervor und begann eine klagende Melodie zu ſpielen. Nymphalin horchte ihm entzückt zu; es war eine von denen, welche er in ihrem eigenen Lande gelernt hatte.

Als die Arie zu Ende, ſtand der Prinz auf, näherte ſich den Schmauſenden und ſchickte ſie mit verſchiedenen Aufträgen ab: Einer ſollte den Zwerg des

Drachenfels beſuchen, ein Anderer nach dem Grabe des Muſäns ſehen und eine ganze Schaar erhielt den Befehl, die Heidelberger Studenten zu necken.

Einige Wenige gingen auf Weidenblättern in den Rhein, um beim Sternenlichte zu kreuzen, und eine andere Abtheilung machte auf graubeinigte Motten Jagd. Der Prinz war nun allein, und jetzt hüllte ſich Nymphalin, als ſie die Küſte leer ſah, in einen Mantel aus einem welken Blatte, und zwar ſo, daß nur ihre Augen aus der Kapuze hervorſtrahlten; ſie ſchlich aus dem Röhrig, und wie der Prinz ſich umwand, ſah er eine dunkle Feengeſtalt an ſeiner Seite. Ein wenig erſchrocken, fuhr er zurück und legte die Hand an ſein Schwert, als Nymphalin ihn umkreiſend folgende Worte ſang:

Bei des Glühwurms Schein im thauigen Kraut,
Bei der Spinne luft'gen Gefäßen;
Bei der treuloſen Schlange wechſelnder Haut:
O lehr mich, o lehr mich vergeſſen:
Denn Keiner, ach Keiner
Verſteht dieſen menſchlichen Zauber
So gut, wie du Falſcher, du Einer!

Bei der Feen Tanz auf grünem Gefild;
Bei des Weſtwinds zartem Gekoſe;
Bei dem Stern, welcher ſänftigt mit Blicken mild
Die Wogen am Mutterſchooße;
O gib mir doch Kunde!
Wie, gleich den Blättern vom Sturme zerſtreut,
Das Laub der begrabenen Stunde
Sich nimmer erneut!

Bei dem Veilchen, dem holden Frühlingskind;
Bei des Maimonds duftiger Bläue:

Bei der Inſel, wo meine Schweſtern ſind
Und deine vergeſſene Treue;
O lehr mich die Kunſt,
Wie dein falſches Lieben,
Mich nicht kann betrüben!
O lehre mich ruhig doch leben,
Und die, welcher fern deine Gunſt,
Wird ſegnen dich und dir vergeben!

„Kein Zweifel!“ ſagte Fayzenheim ſtotternd, „kein Zweifel, ich kenne dieſe Stimme!“

Und Nymphalins Mantel fiel von ihrer Schulter. Mit dem Rufe: „Meine engliſche Fee!“ kniete Fayzenheim neben ihr.

Ich wünſchte, Ihr hättet den Elfen knien ſehen, denn Ihr würdet dann geſchworen haben, er ſei einem menſchlichen Liebhaber ſo ähnlich, daß Ihr ſpäter nie mehr über die Liebe gelacht hättet. Die Liebe iſt ein ſo feenhafter Theil von uns, daß auch die der Feen ſich nicht von der unſrigen unterſcheiden kann — vorausgeſetzt, wenn wir wahrhaft lieben.

Große Freude herrſchte auf der Inſel in dieſer Nacht unter den Elfen. Sie führten Nymphalin in ihren unterirdiſchen Palaſt und bewirtheten die König'n höchſt prächtig. Nip erzählte ihre Abenteuer mit ſo viel Geiſt, daß er die luſtigen Fremden bezauberte. Aber Fayzenheim nahm die Königin bei Seite, und erzählte ihr, wie er Herr dieſer Inſel ſei, und kraft der beſtehenden Geſetze, welche ihm alljährlich nur auf eine beſtimmte Zeit abweſend zu ſein erlauben, in ſein Land habe zurückkehren müſſen. „Aber, meine theure Königin, ich hatte immer dabei die Abſicht, nächſtes Frühjahr Dich wieder zu beſuchen.“

„Aber Du hatteſt doch nicht nöthig, uns ſo ſchnell zu verlaſſen,“ ſagte Nymphalin erröthend.

„Verlaſſe nur Du mich nimmer!“ rief der verliebte Elfe; „ſei die Meine, wir wollen unſere Hochzeit an dieſen Ufern feiern. Würdeſt Du etwa nach Deiner grünen Inſel ſeufzen? Nein! Denn dort ſind die Feenaltäre verlaſſen, der Glaube iſt von dem Lande geſchieden; Du gehörſt zu den letzten Gliedern eines ungeehrten, ausſterbenden Stammes; Deine ſterblichen Dichter ſind verſtummt und die Phantaſie, Deine ehemalige Prieſterin, ſchläft ſtill auf ihrem letzten Ruhebette. Ein neuer, kalter Glaube hat die Elfenreligion verbannt. Wer ſchleicht noch in den Julinächten durch die ſternbeglänzten Zweige, um die Tänze und Rundgeſänge Deines Stammes zu belauſchen? Die Räder der Gewerbſamkeit, das Getöſe des Handels haben die Harfen Deiner Unterthanen für ſterbliche Ohren verſtummen gemacht! Und die Menſchen, rauher als ihre träumenden Vorfahren, bedecken mit geräuſchvollen Wohnungen die Thäler und Klüfte, wo Deine Genoſſen weilen: noch einige Jahre, und wo werden dann die grünen, einſamen Gefilde Englands ſein?“

Die Königin ſeufzte und der Prinz, welcher merkte, daß er Gehör fand, fuhr alſo fort: „Wer wünſcht noch in Deinen heimiſchen Geſtaden unter den Menſchenkindern ſich eine Fee zur Beſchützerin? Welche Wiege wollteſt Du bewachen? Auf welches Mädchen wollteſt Du Deine roſigen Gaben herniederſtrömen laſſen, welchem Barden wollteſt Du ſeine Träume einflüſtern? Die Poeſie iſt von dem Inſellande geflohen; wie magſt Du

dahinten bleiben? Die Zeit hat langweilige Gewohnheiten aufgebracht und man ſpottet über ein ſo zartes Weſen wie Du. Puck iſt in der Hyacinthe begraben; er hat keine Nachkommen hinterlaſſen und Niemand trauert um ſeinen Verluſt; denn die Nacht, die Zeit der Elfen, iſt ſo geſchäftig und glänzend, wie der Tag. Welcher Herd iſt jetzt nach der Abendglocke verlaſſen? Welches Haus iſt in Ruhe verſenkt zu der Stunde, wo Deine Tänze beginnen? Deine Herrſchaft unter den Menſchen iſt dahin und Dein Geſchlecht verſchwindet von dem überfüllten Boden. Denn trotz unſerer göttlichen Natur iſt unſere Exiſtenz doch an die der Menſchen geknüpft. Ihre Vernachläſſigung macht uns krank, ihre Vergeſſenheit iſt unſer Tod. Verlaſſe alſo jene langweiligen und doch ſo geräuſchvollen Scenen, welche in Deiner Heimath die Elfenringe umgeben. Laß, o ſchöne Königin, dieſe Berge, dieſes Gras, dieſe ſanftgleitenden Wogen, dieſe zerfallenden Ruinen und dieſe ſternbeglänzten Bäche Dein neues Gebiet ſein. In dieſen Landen werden wir noch geehrt; hier können wir noch die Seele des jungen Barden erfüllen und ſein Verlangen nach dem Schönen, dem Unſichtbaren theilen. Hieher kommen die Pilger der Welt und ſammeln in dieſen Gegenden mit ängſtlicher Sorgfalt die Sagen von uns; Jahrhunderte können vergehen, ehe der Rhein durch unſer Verſchwinden entheiligt wird. Komm alſo, meine Königin, laß dieſen Palaſt Dein eigen ſein und der Mond, welcher dort über den zerfallenen Thürmen des Drachenfelſen aufgeht, ſoll als Zeuge bei unſerer Vermählung leuchten!"

Mit ſolchen Worten ſuchte der Elfenprinz die junge

Königin zu gewinnen, und während ſie über ihre Wahrheit ſeufzte, gab ſie ihrem Zauber nach. Ach, möge doch immer ein Ort auf Erden ſein, wo der Elfenfuß den ſagenreichen Boden tritt — möge es immer noch ein Land geben, wo der Glaube an eine unſichtbare Herrlichkeit heiligt und begeiſtert! Und Du, majeſtätiſcher Rhein, gleite fortwährend dahin, zwiſchen Schatten und Thälern, aus welchen ein weiſer Glaube die Schöpfungen einer jüngeren Welt hervorrufen kann!

Elftes Kapitel.

Worin der Leſer, mit den engliſchen Elfen, die Merkwürdigkeiten und die Weſen unter der Erde kennen lernt.

Während der Hitze des nächſten Nachmittags führte Fayzenheim die engliſchen Gäſte durch die kühlen Höhlen, welche ſich in den Rheingebirgen hinziehen. Hier boten ſich den Blicken der Elfenkönigin tauſenderlei Wunder. Ohne von den gothiſchen Bogen und Chorgängen, welche die ausgehöhlte Erde von ſelbſt bildet, oder von dem Strome, der mit gewaltigem Donnern durch die dunklen Klüfte rauſcht, oder den ſchlanken, von Berggeiſtern des Taunus gearbeiteten, Silberſäulen zu ſprechen, will ich nur der ſeltſamen Bewohner gedenken, die man von Zeit zu Zeit traf. In einer einſamen, mit trockenem Mooſe ausgefütterten Zelle fanden ſie zwei mißgeſtaltete Elfen, welche, größer als die gewöhnlichen und durch gemeine Werktagsgeſichter anwidernd, ſehr laut mit einander ſchwatzten und ein Paar Stiefeln machten. Die

waren Hausmannen oder Hauselfen, die Nachts in den Häuſern der Handwerksleute herumtanzen und allerlei unwürdige Neckereien ausüben. Sie betrugen ſich ſehr höflich gegen die Königin, denn es ſind im Ganzen ſehr gutartige Geſchöpfe und hatten früher viele Verwandte in Schottland. Hierauf, dem Laufe eines rauſchenden Baches folgend, gelangte die Geſellſchaft zu einer Höhle, aus welcher der ſchlaue Kopf eines Fuchſes herausblickte. Die Königin gerieth in nicht geringen Schrecken. „O, kommen Sie nur!“ rief der Fuchs ermuthigend, „ich gehöre auch zum Elfengeſchlechte, und wir Thierelfen ſpielen in der deutſchen Sagenwelt manchen luſtigen Streich.“ — „In der That, Meiſter Fuchs,“ ſagte der Prinz, „Sie ſprechen die reine Wahrheit; wie befindet ſich denn Meiſter Braun?“ — „Sehr gut, mein Prinz; nur findet er ſeine Einſamkeit etwas langweilig, denn wirklich kann unſer Geſchlecht wenig oder gar nichts in der Welt thun und wir liegen hier in unſern alten Tagen, erzählen Geſchichten von der Vergangenheit oder rufen uns die Thaten, die wir in der Jugend verrichteten, ins Gedächtniß zurück, Thaten, von welchen Sie, Madame, in allen Elfengeſchichten in der Bibliothek des Prinzen leſen können.“

„Ihre eigenen Liebesabenteuer zum Beiſpiel, Meiſter Fuchs,“ ſagte der Prinz.

Der Fuchs knurrte ärgerlich und zog den Kopf hinein.

„Sie haben Ihren Freund erzürnt,“ ſagte Nymphalin.

„Ja, er kann keine Anſpielungen auf die verliebten

Thorheiten ſeiner Jugend ertragen. Haben Sie auch ſchon etwas von ſeinem Streite mit dem Hunde gehört, als Beide um die Gunſt der Katze ſich bewarben?"

„Nein, das muß ſehr unterhaltend ſein."

„Gut, meine Königin, ſobald wir ausruhen, will ich Ihnen die Geſchichte von der Freierei des Fuchſes erzählen."

Die nächſte Stelle, an welche ſie kamen, war eine große Runenhöhle, mit dunklen Inſchriften in einer vergeſſenen Sprache bedeckt; und auf einem mächtigen Steine ſahen ſie einen Zwerg mit langem, gelbem Haar ſitzen, der ſeinen Kopf auf die Bruſt herunterbeugte und in tiefes Nachdenken verſunken ſchien.

„Dieſer Geiſt gehört einem weiſen und mächtigen Geſchlechte an, das früher öfters mit den Elfen gekämpft hat," flüſterte Fayzenheim; „aber er iſt von dem gutartigen Stamme."

Jetzt erhob der Zwerg mit trauriger Miene ſein Haupt und blickte auf die von Pechfackeln, welche die Dienerſchaft des Prinzen trug, beleuchteten, glänzenden Geſtalten vor ihm.

„Über was ſinnſt Du nach, o Sprößling des Stammes von Laurin?" fragte der Prinz.

„Über die Zeit!" antwortete der Zwerg düſter. „Ich ſehe einen Strom, ſeine Wogen ſind ſchwarz, ſie fließen aus den Wolken und Niemand kennt ſeine Quelle. Sein Bett immer tiefer grabend, rollt er durch ein grünes Thal, das er langſam verſchlingt, Thurm und Stadt hinwegſpülend und alle Dinge vernichtend; und der Name des Stromes heißt Zeit."

Hierauf ließ der Zwerg ſein Haupt herabſinken und ſprach nichts mehr.

Die Elfen gingen weiter. „Über uns," ſagte der Prinz, „erhebt ſich einer der höchſten Berge am Rheine; denn Gebirge ſind der Zwerge Heimath. Als der große Geiſt die Erde ſchuf, ſah er, daß das Innere der Felſen und Hügel keine Einwohner hatte, während doch ein mächtiges Reich und große Paläſte darin verborgen lagen: — eine furchtbare, finſtere Öde, die aber bisweilen von den Sternenaugen der Edelſteine erleuchtet wurde. Hier waren die Schätze der Menſchenwelt, Gold und Silber, edle Geſteine und mächtige Maſſen von Metallen aufgehäuft. Gott ſchuf alſo Weſen für dieſes ungeheure Reich und begabte ſie mit ausgezeichneter Geiſteskraft und tiefer Weisheit, ſo daß ſie nach den Freuden und dem regen Leben der Außenwelt kein Verlangen tragen, ſondern in dieſen dunkeln Höhlen ihre höchſte Wonne in ſtillem Nachdenken finden. Mit ununterbrochenen Betrachtungen bringen ſie hier ihr Daſein hin und zeigen ſich nur von Zeit zu Zeit auf der Welt, um den Menſchen Wohl oder Wehe zu verkünden, je nach ihrer Natur — denn ſie theilen ſich in zwei Stämme, den Wohlwollenden und den Bösartigen." Während der Prinz ſo ſprach, ſahen ſie aus einer Spalte in dem oberen Theile des Felſens ein grinſendes Geſicht mit langem, wirrem Barte herunterblicken. Der Prinz ſchaute mit feſter Entſchloſſenheit und ſtirnrunzelnd nach dem böſen Zwerge hinauf, denn ein ſolcher war es; aber mit wildem Lachen verſchwand das Geſicht ſogleich und

das Echo ſeines Gelächters hallte geiſterhaft durch die langen Höhlen der Erde.

Die Königin hing ſich an Faizenheims Arm. „Sei unbeſorgt, meine Königin,“ ſagte er; „der böſe Stamm der Zwerge hat keine Gewalt über unſere lichte, ätheriſche Natur; nur mit den Menſchen kämpfen ſie; und gerade derjenige, den wir ſo eben geſehen haben, war in alten Zeiten einer der tödtlichſten Feinde der Menſchheit.“

Jetzt gelangten ſie durch einen Gang ſich windend zu einer ſchönen Höhle in dem Gebirgsreiche. Sie hatte eine kreisförmige Geſtalt und war ungeheuer hoch, in der Mitte ſpielte ein natürlicher Springbrunnen von perlendem Waſſer und rings herum ſtanden Säulen aus maſſivem Granit, die in großartiger Perſpektive emporragten und ſich in den fernen Schatten verloren. Überall ſchimmerten Juwelen und die Fackeln der Elfen warfen ein glänzendes Licht auf die koſtbaren Steine, den Springbrunnen und das bleiche Silber, welches in häufigen Zwiſchenräumen von den Felſen herniederflimmerte. „Hier wollen wir ruhen,“ ſagte der galante Elfe in die Hände klatſchend. „Heda, Muſik und Speiſe!

Die Tafel wurde neben dem Springbrunnen gedeckt, die Höflinge ſtreuten vor dem Prinzen und ſeinen Gäſten Roſenblätter, welche ſie mitgebracht hatten und mitten im dunkeln Reiche der Zwerge ertönte die ſanfte Elfenmuſik. „Wir haben keine ſo böſe Weſen in England,“ ſagte die Königin ſo leiſe, als ſie nur ſprechen konnte; „ſie erregen meine Furcht, aber auch meine Theilnahme. Sagen Sie mir, theurer Prinz, von welcher Be-

ſchaffenheit war der Verkehr des böſen Zwerges mit den Menſchen?“

„Sie wiſſen,“ antwortete der Prinz, „daß alle lebenden Weſen etwas Gemeinſames haben; die gewaltige Kette der Sympathie läuft durch die ganze Schöpfung. Vermöge deſſen, was ihnen mit den Thieren des Feldes oder den Vögeln der Luft gemeinſchaftlich iſt, beherrſchen die Menſchen die niedrigen Geſchlechter; ſie nehmen zu dem gemeinſchaftlichen Affekte der Furcht und des Wetteifers ihre Zuflucht, wenn ſie das wilde Roß zähmen wollen; ſie benützen das gemeinſchaftliche Verlangen nach Beſitz und Gewinn, wenn ſie die Fiſche des Stromes angeln, oder die Wölfe durch das Blöken des Lammes in die Fallgrube locken. So waren es auch in alten Zeiten die Leidenſchaften, welche die Menſchen mit dem dämoniſchen Geſchlechte gemein haben, wodurch dieſe Feinde über ſie herrſchten oder ſie verlockten. Der Zwerg, welchen wir ſo eben ſahen, gehört jenem Geſchlechte an, das durch ſein Streben nach Macht und durch ſeine Habſucht ſich auszeichnet, und er benützte deßhalb bei ſeinem Verkehre mit den Menſchen dieſelben Leidenſchaften in ihrem eigenen Buſen, nämlich den Ehrgeiz und die Habſucht. So gingen ſeine Opfer in die Falle! Aber theuerſte Nymphalin,“ fuhr der Prinz in lebhafterem Tone fort, „jetzt wollen wir nicht von dieſen düſtern Weſen ſprechen. Heda! die Muſik ſoll ſchweigen, kommt Alle hieher und höret auf die wahrhaftige, ungekünſtelte Geſchichte von dem Hunde, der Katze, dem Greif und dem Fuchſe.“

Zwölftes Kapitel.

Die Freierei des Meiſters Fuchs.*

Sie müſſen wiſſen, meine theure Nymphalin, daß zu jener Zeit, von der ich jetzt ſprechen will, die verſchiedenen Thiergattungen noch in keiner Feindſchaft unter einander lebten; der Fuchs und der Haſe unterhielten ſich gegenſeitig ſehr angenehm, und Jedermann weiß, daß der Wolf, noch unbekannt mit dem Schöpſenfleiſche, eine beſonders zärtliche Neigung für das Lamm fühlte. In dieſen glücklichen Tagen beſaßen zwei höchſt ehrenwerthe Katzen von ſehr alter Familie nur eine einzige Tochter. Nie gab es ein liebenswürdigeres oder verführeriſcheres Kätzchen; als ſie heranwuchs, entfaltete ſie ſo viele Reize, daß ihr in kurzer Zeit die ganze Nachbarſchaft den Preis der Schönheit zuerkennen mußte. Brauche ich wohl, theuerſte Nymphalin, ihre Vollkommenheiten zu ſchildern? Sicherlich genügt es, wenn ich anführe, daß ihr Fell dem feinſten Schildpatte glich, daß ihre Pfötchen weicher waren als Sammt, daß ihr

* Der Verfaſſer beabſichtigt mit dieſen Elfengeſchichten die verſchiedenen Weſen, welche dem deutſchen Aberglauben angehören, raſch an dem Leſer vorüberzuführen und auf dieſe Weiſe eine Beſchreibung der äußeren und inneren Welt des Rheinlandes zu liefern. Durch das Mährchen von der Freierei des Fuchſes wollte er beſonders dem engliſchen Leſer einen Begriff von einer nicht bei uns einheimiſchen Novellengattung beibringen, obwohl unſere iriſchen Nachbarn viele derartige Sagen beſitzen. Die darin auftretenden Charaktere ſind alle aus der Thierwelt genommen, aber mit ſolcher Feinheit und Abwechslung gezeichnet, als wenn ſie wirklich der civiliſirten Welt angehörten.

Schnurrbart wenigſtens zwölf Zoll maß und daß ihre Augen von einer, bei Katzen immerhin ſtaunenswürdigen, Sanftheit ſtrahlten. Wenn ſchon bei Lebzeiten der Eltern die junge Schönheit Anbeter in Menge hatte, ſo können Sie ſich leicht denken, daß die Zahl derſelben ſich nicht minderte, als ſie in einem Alter von dritthalb Jahren eine Waiſe und damit einzige Erbin des ganzen elterlichen Vermögens wurde. Sie war mit einem Worte die reichſte Partie im Lande. Ohne Sie, theuerſte Königin, mit den Abenteuern ihrer übrigen Liebhaber, mit ihren Bewerbungen und den erhaltenen Körben zu langweilen, will ich nur von den zwei glücklichſten Rivalen, dem Hunde und dem Fuchſe, ſprechen.

Der Hund war ein hübſcher, biederer, geradſinniger, treuherziger Burſche. „Ich für meinen Theil," ſagte er, „wundere mich nicht, daß meine Baſe Braun dem Bären und Iſegrimm dem Wolfe einen Korb gab; allerdings ſpielen Beide den Vornehmen und nennen ſich ſelbſt adelig; aber was ſteckt auch dahinter? Braun iſt immer übler Laune und Iſegrimm immer leidenſchaftlich; eine Katze von einigem Gefühl würde ein ſehr erbärmliches Leben mit ihnen führen. Ich aber bin immer trefflich aufgelegt, wenn man mich nur nicht foppt, und ich beſitze gar keinen Fehler, außer etwa, daß ich in Ärger gerathe, wenn man mich bei meinem Mahle ſtört. Ich bin jung und wohlgeſtaltet, ein Freund von Spiel und Scherz, und würde einen ſo angenehmen Ehemann abgeben, als eine Katze nur an einem ſchönen Sommertage finden kann. Wenn ſie mich heirathet, ſo iſt's recht; ſie kann ihr Vermögen für ſich behalten, wo

nicht, ſo bin ich ihr deßhalb nicht böſe, zumal ich hoffe, nicht ſo ſehr verliebt zu ſein, um zu vergeſſen, daß es noch andere Katzen in der Welt gibt.“

Hiemit legte der Hund ſeinen Schwanz auf den Rücken und trat mit fröhlicher Miene den Weg zu ſeiner Geliebten an.

Der Fuchs aber hatte dieſes Selbſtgeſpräch des Hundes mit angehört, denn er war fortwährend auf der Lauer, in Höhlen und Gebüſchen, und brach nun, als der Hund ſich ſo eilends davon machte in ein ſchallendes Gelächter aus.

„Ho, ho! mein feiner Burſche,“ ſagte er, „nicht ſo raſch, wenn es gefällig iſt; du mußt wiſſen, daß du den Fuchs zum Nebenbuhler haſt.“

Der Fuchs, wie allgemein bekannt, iſt ein Thier, das nie etwas ohne Manöver thun kann, und da er ſeiner Liſt wegen gewöhnlich in allen Unternehmungen Glück hatte, zweifelte er keinen Augenblick daran, daß er den Hund um die Gunſt der Katze bringen würde. Reinecke war der Anſicht, man müſſe in der Liebe wo möglich ſtets der Erſte auf dem Felde ſein, und er faßte deßhalb den Entſchluß, dem Hunde den Vorſprung abzugewinnen und zuerſt das Haus der Katze zu erreichen. Aber dieſe Sache hatte ihre Schwierigkeiten; denn obwohl Reinecke eine Strecke weit ſchneller laufen konnte, als der Hund, ſo war er ihm doch nicht auf eine weitere Entfernung gewachſen. „Übrigens,“ ſagte Reinecke, „ſind ſolche gutherzige Geſchöpfe nie ſehr weiſe, und ich werde ſchon ein Mittel finden, ihn unterwegs aufzuhalten.“

Hiemit trabte der Fuchs auf einem kürzeren Wege durch den Wald raſch fort, kam dadurch dem Hunde eine Strecke voraus, legte ſich neben einem Loche in der Erde nieder und fing an erbärmlich zu heulen.

Als der Hund das Geheul hörte, ward er ſehr beſtürzt. „Ich will doch ſehen," ſprach er, „ob nicht der arme Fuchs in eine Falle gerathen iſt. Dieſen ſchlauen Geſchöpfen ſtößt jeden Augenblick ein Unfall zu; Gott ſei Dank, daß es mir nie in den Sinn kommt, irgend einen liſtigen Streich auszuführen!" Und das gutherzige Thier lief ſo ſchnell als es konnte, um zu ſehen, was dem Fuchs fehle.

„O Theuerſter!" ſchrie Reinecke, „was ſoll ich thun, was ſoll ich anfangen! Meine arme kleine Schweſter iſt in dieſes Loch geſchlüpft und ich kann ſie nicht mehr herausbringen — ſicherlich wird ſie erſticken." Und der Fuchs heulte noch weit erbärmlicher als zuvor.

„Aber, mein lieber Reinecke," ſagte der Hund in ſeiner Einfalt, „warum gehſt Du nicht nach Deiner Schweſter hinein?"

„Ach, Du haſt gut fragen!" rief der Fuchs, „ſiehſt Du denn nicht, daß ich mich kaum mehr rühren kann? als ich nämlich hinein wollte, habe ich mir das Kreuz verrenkt. O Theurer, was ſoll ich thun, meine arme, kleine Schweſter erſtickt!"

„Laß Dich das nicht anfechten," ſagte der Hund; „ich will ſie in einem Augenblicke herausholen," und hiemit zwängte er ſich, aber nicht ohne die größte Schwierigkeit, in die Höhle hinein.

Sobald der Fuchs ſah, daß der Hund hübſch drinnen

war, ſo rollte er einen großen Stein vor die Öffnung der Höhle und legte ihn ſo dicht an, daß der Hund, der ſich nicht umkehren und mit ſeinen Vorderpfoten denſelben hinwegſchaffen konnte, nun im engſten Kerker lag.

„Ho, ho!“ lachte Reinecke draußen, „unterhalte Dich gut mit meiner armen kleinen Schweſter, während ich an Fräulein Katze Deine Complimente überbringe.“

Hiemit machte ſich Reinecke auf den Weg, trabte langſam dahin und kümmerte ſich keinen Augenblick darum, was wohl aus dem armen Hunde werden mochte. Als er in der Nachbarſchaft von dem Hauſe der ſchönen Katze angelangt war, beſchloß er einer Freundin, einer alten Elſter, welche auf einem Baume lebte und alle Neuigkeiten der Gegend wußte, einen Beſuch abzuſtatten. „Denn,“ dachte Reinecke, „vielleicht erfahre ich auf dieſe Weiſe die ſchwache Seite meiner Geliebten, und dann wird ſie mir nicht mehr entgehen.“

Die Elſter empfing den Fuchs mit der größten Freundlichkeit und fragte, was ihn ſo weit von Hauſe herführe.

„Auf mein Wort,“ ſagte der Fuchs, „nichts als das Verlangen, Ihro Gnaden auch einmal wieder zu ſehen und die ſchönen Anekdoten zu hören, welche Sie mit ſo bezaubernder Anmuth erzählen; ſodann möchte ich Sie auch in ein Geheimniß einweihen — nicht wahr, Sie ſprechen nirgends etwas davon?“

„Auf das Wort einer Elſter,“ unterbrach ihn der Vogel.

„Verzeihen Sie, daß ich auch nur einen Augenblick im Zweifel ſein konnte,“ fuhr der Fuchs fort; „ich hätte

doch bedenken ſollen, daß eine Elſter wegen ihrer Verſchwiegenheit ſprüchwörtlich geworden iſt. Aber was ich ſagen will, kennen Sie Ihre Majeſtät, die Löwin?"

„Gewiß," ſagte die Elſter in ſtolzem Tone.

„Nun gut; es beliebte ihr eine, wie heißt es doch, eine — eine — Caprice für ihren unterthänigſten Diener zu faſſen, und der Löwe wurde ſo eiferſüchtig, daß ich es für gerathen hielt, das Feld zu räumen. Ein eiferſüchtiger Löwe iſt kein Spaß, das kann ich Ihnen verſichern, meine Wertheſte. Aber ſagen Sie doch nirgends etwas davon."

Eine ſo große Neuigkeit entzückte die Elſter. Sie konnte nicht umhin, zum Danke dafür alle ihre Neuigkeiten auszukramen. Sie erzählte dem Fuchs den ganzen Handel von Braun und Iſegrimm und fiel dann auch über die arme junge Katze her. Sie können ſich denken, daß ſie keine ihrer Schwächen verſchonte. Der Fuchs hörte ſehr aufmerkſam zu und gewann die hinlängliche Überzeugung, daß, wenn auch die Elſter noch ſo übertreiben mochte, die Katze doch der Schmeichelei ſehr zugänglich und höchſt eingebildet ſein mußte.

Als die Elſter mit ihren Klatſchereien zu Ende war, bemerkte ſie: „Aber Sie müſſen ſich doch ſehr unglücklich fühlen, von einem ſo glänzenden Hofe, wie dem des Löwen, verbannt zu ſein?"

„Was dies betrifft," erwiderte der Fuchs, „ſo kann ich mich über meine Verbannung mit einem Geſchenke tröſten, das Seine Majeſtät mir bei meiner Abreiſe machte, zur Belohnung meiner ſorgſamen Wachſamkeit über ſeine Ehre und ſeinen Hausfrieden — er ſchenkte

mir nämlich drei Haare von dem fünften Beine des Amorontthologosphorus. Denken Sie ſich nur, Madame!“

„Des, was?“ rief die Elſter, ihr linkes Ohr hinhaltend.

„Das Amorontthologosphorus.“

„Aha!“ ſagte die Elſter; „was bedeutet denn dieſes merkwürdig lange Wort, mein lieber Reinecke?“

„Der Amorontthologosphorus iſt ein Thier, welches auf der anderen Seite des Fluſſes Cylinx lebt; er hat fünf Beine und an dem fünften ſind drei Haare, und wer dieſe drei Haare beſitzt, bleibt immer jung und ſchön.“

„Der Tauſend! Möchten Sie mich nicht dieſe Haare ſehen laſſen,“ ſagte die Elſter und hielt ihre Klaue hin.

„Wie gerne möchte ich Sie dadurch verpflichten, Madame; aber ich darf dieſelben um Alles in der Welt Niemanden zeigen, außer der Dame, welche ich heirathe. Dieſe Haare haben in der That nur auf das ſchöne Geſchlecht eine Wirkung, wie Sie an mir ſelbſt ſehen können, deſſen arme Perſon nicht im geringſten dadurch verſchönert worden iſt; ſie ſind deßhalb zu einem Hochzeitgeſchenke beſtimmt und Se. Majeſtät der Löwe hat mich auf dieſe Weiſe großmüthig dafür belohnt, daß ich auf die Zärtlichkeit der Königin Verzicht leiſtete. Jedermann muß zugeben, daß in einem ſolchen Geſchenke viele Delikateſſe liegt. Aber Sie ſprechen doch nirgends davon?“

„Eine Elſter ſollte ſchwätzen, ei hört doch!“ rief die alte Frau Baſe.

Hierauf wünſchte der Fuchs der Elſter gute Nacht und zog ſich in eine Höhle zurück, um von den Mühen des Tages auszuruhen, bevor er der ſchönen jungen Katze ſeine Aufwartung machen wollte.

Am nächſten Morgen war es, der Himmel weiß wie, in der ganzen Gegend bekannt, Reinecke der Fuchs ſei von Hof weggewieſen worgen, weil Ihre Majeſtät die Löwin ein Aug' auf ihn geworfen; aber der Löwe habe ihm bei ſeinem Abgange drei Haare geſchenkt, welche jede Dame, die der Fuchs heirathen würde, für immer jung und ſchön erhielten.

Die Katze erfuhr zuerſt dieſe Neuigkeit und ſie fühlte ein ungemeines Verlangen, einen ſo intereſſanten Fremden zu ſehen, der im Beſitze von Eigenſchaften war, die nach der Sprache des Tages „jedes Thier glücklich machen würden." Ihr Wunſch ſollte bald erfüllt werden. Als ſie im Walde ſpazieren ging, wußte es der Fuchs ſo zu richten, daß er ihr begegnete. Wie Sie ſich denken können, machte er vor der ſchönen Katze ſeinen beſten Bückling und ſchmeichelte dem armen Fräulein mit einer ſo gewinnenden Miene, daß ſie in der Liebe der Löwin nichts Außerordentliches mehr fand.

Nun wollen wir ſehen, wie es ſeinem Nebenbuhler, dem Hunde, erging.

„Ach, das arme Geſchöpf!" ſagte Nymphalin, „man ſieht wohl, daß es gar nicht nöthig geweſen wäre, ihn lebendig zu begraben, um ihm alle Ausſicht auf eine Heirath mit der reichen Erbin zu benehmen."

„Warten Sie das Ende ab," antwortete Fayzen-

heim.“ Als der Hund merkte, daß er ſo eng eingeſchloſſen ſei, hielt er ſich ſelbſt für verloren. Vergeblich ſtieß er mit ſeinen Hinterfüßen gegen den Stein — er verwundete ſich dadurch nur die Pfoten; und endlich war er genöthigt, mit ausgeſtreckter Zunge und ganz ermattet ſich niederzulegen. „Indeß,“ ſagte er, nachdem er wieder neuen Athem geſchöpft hatte, „ich will doch nicht hier Hunger ſterben, ohne Alles verſucht zu haben; und wenn ich auf einem Wege nicht hinaus kann, ſo will ich ſehen, ob die Höhle an dem anderen Ende keine Öffnung hat.“ Es kehrte nun ſein Muth, der bei ihm die Stelle der Schlauheit vertrat, wieder zurück, und er ſchritt mit derſelben Entſchloſſenheit, womit er ſich ſtets benahm, vorwärts. Im Anfang war der Pfad ſehr enge, und der Hund zerquetſchte ſich die Seiten oft hart genug an den rauhen Steinen, welche aus der Erde hervorragten. Allmählig jedoch wurde der Weg breiter und er konnte nun mit weit größerer Leichtigkeit vorwärts dringen, bis er in eine geräumige Höhle kam, wo ein rieſenhafter Greif auf ſeinem Schweife ſaß und eine gewaltige Pfeife rauchte.

Es war dem Hunde nicht ſehr angenehm, ſo plötzlich mit einem Geſchöpfe zuſammenzutreffen, das nur den Mund öffnen durfte, um ihn auf einmal zu verſchlingen; indeß blickte er der Gefahr kühn ins Geſicht und ſprach, ehrfurchtsvoll dem Greife ſich nähernd: „Ich würde Ihnen den größten Dank wiſſen, mein Herr, wenn Sie mir den Weg aus dieſer Höhle in die Oberwelt weiſen wollten.“

Der Greif nahm ſeine Pfeife aus dem Munde und blickte den Hund grimmig an.

„Ha, Schurke!“ rief er, „wie kommſt Du hieher? Vermuthlich willſt Du meinen Schatz ſtehlen; aber ich weiß ſolche Vagabunden ſchon zu behandeln und ich werde Dich ſicherlich auffreſſen.“

„Sie können es thun, wenn es Ihnen beliebt,“ ſagte der Hund, „aber dies wäre ein ſehr unrühmliches Betragen von einem Thiere, das weit größer iſt, als ich. Ich wenigſtens würde mich ſchämen, einen Hund anzugreifen, der mir an Körperſtärke und Größe nicht gleichkommt. Was aber Ihren Schatz betrifft, ſo iſt mein redlicher Charakter zu gut bekannt, als daß ein ſolcher Verdacht auf mich je gegründet ſein könnte.“

„Meiner Treu,“ rief der Greif, der ums Leben ein Lächeln nicht unterdrücken konnte, „Du biſt ein recht freimüthiger Burſche, aber ſprich, wie kamſt Du hieher?“

Der Hund, welcher vom Lügen nichts wußte, erzählte dem Greif ſeine ganze Geſchichte, wie er auf dem Wege geweſen ſei, der Katze ſeinen Hof zu machen, und wie der Fuchs Reinecke ihn in das Loch geſperrt habe.

Als der Hund zu Ende war, ſagte der Greif: „Ich ſehe, mein Freund, daß Du die Wahrheit ſprichſt; gerade einen ſolchen Diener brauche ich, deßhalb bleibe bei mir und bewache meinen Schatz, wenn ich ſchlafe.“

„Nur ein paar Worte!“ flehte der Hund; „Sie haben mein Gefühl durch einen ſo ungegründeten Verdacht ſehr verletzt und ich möchte lieber auf die Welt

zurückkehren und mich an dem ſchurkiſchen Fuchſe rächen, als einem Herrn dienen, der eine ſo ſchlechte Meinung von mir hegt. Ich bitte Sie deßhalb, mich frei zu laſſen und auf den rechten Weg zu meiner Baſe, der Katze, zu weiſen."

„Ein Greif liebt nicht viele Worte," entgegnete der Gebieter der Höhle, „und ich laſſe Dir die Wahl, entweder mein Diener oder mein Frühſtück zu ſein; das iſt mir einerlei. Ich gebe Dir Bedenkzeit, bis ich meine Pfeife ausgeraucht habe."

Der arme Hund blieb bei einer ſolchen Wahl nicht lange unſchlüſſig. „Allerdings," dachte er, „iſt es ein großes Unglück, in einer Höhle bei einem ſo groben und mürriſchen Greife zu leben; aber wenn ich ihm treu diene, ſo hat er vielleicht eines Tages Mitleid mit mir und läßt mich auf die Erde zurück, damit ich meiner Baſe beweiſen kann, was für ein Schurke der Fuchs iſt; und wenn ich übrigens auch mein Leben ſo theuer als möglich verkaufen wollte, ſo könnte ich doch nicht wohl in dem Kampfe mit einem Greif, der ein ſo großes Maul hat, den Sieg davon tragen." — Kurz, der Hund entſchloß ſich, bei dem Gebieter der Höhle zu bleiben.

„Gib mir die Pfote darauf," ſagte der grimmige Raucher; und der Hund ſtreckte ſeine Pfote hin.

„Und nun," ſprach der Greif, „will ich Dir ſagen, was Du zu thun haſt — ſieh da," und hiermit zog er ſeinen Schweif hinweg und zeigte dem Hunde in einem Loche, das er mit ſeinen Schwanzfedern bedeckt hatte, einen großen Haufen Gold und Silber, deßgleichen,

was dem Hunde noch ſchätzenswerther däuchte, einen großen Haufen Knochen von recht appetitlichem Ausſehen.

„Bei Tage," fuhr der Greif fort, „kann ich dieſen Schatz ſelbſt hüten; aber bei Nacht möchte ich doch auch ſchlafen und Du mußt alſo, während ich ſchlummere, ſtatt meiner über dem Golde und Silber wachen."

„Recht gerne," ſagte der Hund. „Was das Gold und Silber betrifft, ſo habe ich kein Verlangen darnach; aber die Knochen ſollten Sie lieber hinwegſchaffen, denn ich bin des Nachts oft hungrig und —"

„Halt's Maul," ſagte der Greif.

„Aber Herr," bemerkte der Hund nach kurzem Stillſchweigen, „es kommt doch gewiß Niemand an einen ſo einſamen Ort; welches ſind denn die Diebe, wenn ich fragen darf?"

„Wiſſe," antwortete der Greif, „es gibt hier in der Nachbarſchaft viele große Schlangen, welche mir fortwährend meinen Schatz ſtehlen wollen, und wenn ſie mich ſchlummernd träfen, ſo würden ſie ſich nicht allein mit dem Raube begnügen, ſondern mich auch noch todtſtechen. Ich ſterbe deßhalb faſt aus Mangel an Schlaf."

„Ach!" erwiderte der Hund, ein Freund von guter Nachtruhe, „ich beneide Sie nicht um Ihren Schatz, Herr."

Bei Nacht legte ſich der äußerſt ſcharfſichtige Greif, als er ſah, daß er ſich auf den Hunde verlaſſen könne, in einen andern Winkel der Höhle ſchlafen; und der Hund ſchüttelte ſich dann einigemale recht tüchtig und wachte dann über dem Schatze. Freilich wäſſerte ihm dabei der

Mund außerordentlich nach den Knochen, ſo daß er wenigſtens nicht umhin konnte, ſie von Zeit zu Zeit zu beriechen; aber er ſagte immer wieder zu ſich ſelbſt: „Ein Handel iſt ein Handel, und da ich verſprochen habe, dem Greiſe zu dienen, ſo muß ich es auch thun, wie man es von einem ehrlichen Hunde erwarten darf.“

Mitten in der Nacht bemerkte er eine große Schlange, die an einer Wand der Höhle daher ſchlich; aber auf ſein lautes Gebell erwachte der Greif, und die Schlange ſchoß, ſo ſchnell ſie konnte, wieder fort. Dies freute den Greif außerordentlich und er gab dem Hunde zur Unterhaltung einen Knochen. Jede Nacht wachte derſelbe über dem Schatze, und zwar ſo aufmerkſam, daß künftig keine Schlange ſich mehr zu zeigen wagte und der Greif eine vortreffliche Nachtruhe genoß.

Der Hund fand das Leben in der Höhle jetzt weit behaglicher, als er anfangs erwartete. Der Greif gab ihm regelmäßig einen Knochen zum Abendeſſen und behandelte ihn, mit ſeiner Treue höchlich zufrieden, ſo freundlich, als nur ein Greif dies vermag. Jedoch ſehnte ſich der Hund immer noch heimlich nach der Rückkehr auf die Erde; denn weil er den Tag über nichts zu thun hatte, als auf dem Boden liegend zu ſchlafen, träumte er beſtändig von den Reizen ſeiner Baſe, der Katze, und zauste in Gedanken den Schurken Reinecke ſo tüchtig, als je ein Fuchs von einem Hunde zerzaust zu werden die Ehre gehabt haben mag. Keuchend erwachte er, aber ach! ſeine Träume ließen ſich nicht verwirklichen.

Eines Nachts, als er wie gewöhnlich den Schatz hütete, war er nicht wenig erſtaunt, ein ſchönes weiß

und ſchwarzes Hündchen in die Höhle treten zu ſehen, das ſich unſerm ehrenwerthen Freunde ſchmeichelnd näherte, und vergnügt mit ſeinem Schwanze wedelte.

„Ach, lieber Kleiner," ſprach unſer Hund, den wir zum Unterſchiede den Wachthund nennen wollen, „Du würdeſt am beſten thun, den Rückweg wieder anzutreten. Sieh, dort in dem andern Winkel der Höhle ſchläft ein großer Greif, und wenn er aufwacht, ſo wird er Dich entweder freſſen, oder Du mußt ihm dienen, wie ich."

„Ich weiß ſchon, was Sie mir ſagen wollen," rief das Hündchen; „aber ich bin heruntergekommen, um Sie zu befreien; der Stein iſt jetzt von dem Loche weg und Sie können ungehindert mit mir gehen. Kommen Sie, lieber Bruder, kommen Sie."

Dem Hunde klang dieſe Aufforderung äußerſt verführeriſch. „Dringe nicht weiter in mich, mein lieber, kleiner Freund," ſagte er; „Du mußt wiſſen, daß ich mehr als glücklich wäre, wenn ich einmal aus dieſer kalten Höhle herauskäme und wieder auf einem weichen Raſen mich wälzen könnte; aber wenn ich meinen Herrn, den Greif, verlaſſe, ſo werden dieſe verfluchten Schlangen, welche immer auf der Lauer ſtehen, herbeikommen und ſeinen Schatz ſtehlen, ja vielleicht ihn ſelbſt zu Tode ſtechen." Jetzt lief das Hündchen zu den Wachthunde heran, ſtellte ihm alles Mögliche vor, beleckte ihm beide Seiten ſeines Geſichtes, nahm ihn beim Ohre und ſuchte ihn von dem Schatze hinwegzuziehen; aber der Hund wich auch keinen Schritt, obwohl ſein Herz vor Kummer faſt brechen wollte. Endlich ſagte das Hündchen, als alle ſeine Vorſtellungen vergeblich waren: „Nun gut,

ich muß Sie verlaſſen, leben Sie alſo wohl; aber ich bin, bis ich hieher kam, ſo hungrig geworden — würden Sie mir nicht einen von jenen Knochen geben? ſie riechen recht angenehm, und man würde unter ſo vielen einen einzigen gewiß nicht vermiſſen."

„Ach!" rief der Wachthund mit Thränen in den Augen, „wie unglücklich bin ich, daß ich den Knochen, welchen mein Herr mir gab, ganz auffraß; ſonſt würde ich denſelben von Herzen mit Dir getheilt haben. Aber von dieſen da kann ich Dir keinen geben, weil mein Herr mir das Verſprechen abgenommen hat, darüber zu wachen, und ich habe mein Wort mit der Pfote bekräftigt. Sicherlich wird ein ſo ehrenwerther Hund, wie Du, in dieſer Beziehung mir keine weiteren Zumuthungen machen."

Hierauf entgegnete das Hündchen ſehr verdrießlich: „Pah! Wie thöricht ſprechen Sie! Sicherlich wird ein großer Greif einen ſo kleinen Knochen, wie ich ihn nöthig habe, nicht vermiſſen," und hiemit ſtreckte er ſeine Schnauze unter dem Wachthunde hindurch und verſuchte einen Knochen hervorzuholen.

Durch ein ſolches Betragen nicht wenig geärgert, ergriff der Wachthund, obwohl ſehr ungern, das Hündchen beim Genicke und zog es hinweg, jedoch ohne ihm wehe zu thun. Plötzlich verwandelte ſich der kleine Hund in eine rieſige Schlange, größer noch als der Greif ſelbſt, und der Wachthund erhob darüber ein lautes Gebell. Der Greif fuhr haſtig auf und die Schlange ſchoß gegen ihn los, noch ehe er völlig erwacht war. Da hätten Sie, theuerſte Nymphalin, den Kampf ſehen

ſollen, zwiſchen dem Greif und der Schlange, wie ſie kreiſchten und ziſchten und ihre feurigen Zungen wie Blitze gegen einander fuhren. Endlich gewann die Schlange die Oberhand und war im Begriffe, ihre Zunge dem Greif in denjenigen Theil, welchen keine Schuppen bedeckten, hineinzuſtoßen, als der Hund ſie am Schwanze packte und ſo heftig biß, daß ſie ſich raſch umwandte, um ihren neuen Feind zu tödten, welche Gelegenheit ſodann der Greif benützte, um die Schlange mit beiden Klauen vorn an der Kehle zuſammenzudrücken und zu erdroſſeln. Sobald der Greif von dem anſtrengenden Kampfe ſich erholt hatte, überhäufte er ſeinen Lebens=retter, den Hund, mit allen möglichen Schmeicheleien. Der Hund erzählte ihm die ganze Geſchichte, und der Greif ſagte dann, die todte Schlange ſei ein König dieſes Gethiers und habe die Macht beſeſſen, ſich in jede be=liebige Geſtalt zu verwandeln. „Wenn Du,“ fuhr er fort, „den Lockungen der Schlange Folge geleiſtet, und den Schatz nur für einen Augenblick verlaſſen oder ihr irgend einen Theil davon, ja nur einen einzigen Knochen gegeben hätteſt, ſo würde ſie Dich in einem Augenblicke erdrückt und mich, bevor ich erwachen konnte, todtgeſtochen ha=ben; aber ich ſehe, auch das Giftigſte in der Welt iſt nicht im Stande den Redlichen zu verletzen!“

„Dieſer Anſicht bin ich immer geweſen,“ erwiderte der Hund; „doch jetzt, Herr, thäten Sie beſſer, wieder zu ſchlafen und das Übrige mir zu überlaſſen.“

„Nein,“ antwortete der Greif, „ich brauche jetzt nicht länger mehr einen Diener; denn nun der König der Schlangen todt iſt, werden die Andern mich wenig

bekümmern. Bloß um dem Ehrgeize ihres Monarchen Genüge zu leiſten, wagten es ſeine Unterthanen, in die Höhle des Greifen zu ſchleichen.“

Über dieſe Worte war der Hund ausnehmend erfreut. Auf ſeine Hinterfüße ſtehend, bat er den Greif in höchſt rührendem Tone, ihn auf die Erde zurückkehren zu laſſen, damit er ſeine Geliebte, die Katze, beſuchen, und den Fuchs, ſeinen Nebenbuhler, würgen könnte.

„Du dienteſt keinem undankbaren Herrn,“ ſagte der Greif. „Du darfſt zurückkehren, aber noch vorher will ich Dich alle Liſt unſeres Geſchlechtes lehren, welches noch viel liſtiger iſt als das Geſchlecht des prahleriſchen Fuchſes, ſo daß Du es recht gut mit Deinem Rivalen aufnehmen kannſt.“

„Entſchuldigen Sie,“ erwiderte der Hund haſtig, „ich bin Ihnen ſehr verbunden dafür; aber ich denke, Ehrlichkeit braucht ſich nie vor der Schlauheit zu ſcheuen, und ich will lieber ein ehrlicher Hund ſein, als alle Schliche der Welt wiſſen.“

„Meinetwegen,“ ſagte der Greif, etwas erbost über die Ungeſchliffenheit des Hundes, „thu' was Du willſt, ich wünſche Dir alles Glück.“

Hierauf öffnete der Greif eine geheime Seitenthüre der Höhle und der Hund ſah einen breiten Pfad vor ſich, der geradezu in den Wald führte. Er dankte ſeinem Herrn aufs Herzlichſte und ſprang mit wedelndem Schwanze im hellen Mondlichte davon. „Oho! Meiſter Fuchs!“ ſagte er, „es gibt keine Falle für einen ehrlichen Hund, die nicht zwei Ausgänge hat, ſo ſchlau Du auch zu ſein glaubſt.“

Hiemit rollte er den Schwanz galant über ſeinen

linken Beine zuſammen und nun gings in geſtrecktem Trabe nach dem Hauſe der Katze. Als er deſſelben anſichtig wurde, machte er Halt, um ſich an einem Waſſerteiche zu erfriſchen und hier traf er unſere Freundin, die Elſter.

„Was will Er hier machen, Freund?“ rief die Elſter in etwas mürriſchem Tone, denn der Hund ſah nach ſeiner langen Tagreiſe ziemlich verwahrlost aus.

„Ich will meine Baſe, die Katze, beſuchen,“ antwortete er.

„Seine Baſe! Ei warum gar!“ ſpottete die Elſter, „weiß Er denn nicht, daß ſie mit nächſtem Reinecke den Fuchs heirathet? Jetzt hat ſie keine Zeit, um von einem Geſchöpfe, gleich Ihm, Beſuche anzunehmen.“

Dieſe Worte verſetzten den Hund in eine ſolche Wuth, daß er die Elſter für ihre unhöfliche Manier, womit ſie ihm ſo ſchlechte Neuigkeiten mittheilte, beinahe gebiſſen hätte. Doch ſchluckte er ſeinen Zorn hinunter und ging, ohne zu antworten, geradezu nach der Wohnung der Katze.

Die Katze ſaß am Fenſter und nicht ſo bald hatte der Hund ſie erblickt, als er auch ſein Herz an ſie verlor; noch nie hatte er früher eine ſo reizende Katze geſehen; mit der freundlichſten Miene, und mit dem Schwanze wedelnd, näherte er ſich, als plötzlich die Katze aufſprang, das Fenſter vor ihm zuſchlug und, ach! Reinecke der Fuchs an ihrer Stelle erſchien.

„Komm heraus, Schurke!“ rief der Hund, ſeine Zähne weiſend, „komm heraus! Ich fordere Dich zu einem Zweikampfe; ich habe Deine Bosheit nicht ver=

geſſen; ich bin, wie Du ſiehſt, nicht mehr in der Höhle eingeſchloſſen und kann Dich nun für Deine Schurkerei beſtrafen."

„Geh heim, Dummkopf!" höhnte der Fuchs, „Du haſt hier nichts zu ſchaffen, und was den Zweikampf betrifft — Pah!" Hiemit verließ der Fuchs das Fenſter und verſchwand. Aber der Hund kratzte in der höchſten Wuth an der Thüre und machte einen ſolchen Lärm, daß jetzt die Katze ſelbſt wieder ans Fenſter kam.

„He! he!" rief ſie ärgerlich; „wozu dieſe Rohheiten? Wer biſt Du und was willſt Du in meinem Hauſe?"

„O meine liebe Baſe!" ſagte der Hund, „ſprechen Sie nicht ſo böſe. Wiſſen Sie, ich bin hieher gekommen, um Ihnen einen Beſuch abzuſtatten, und was Sie auch immer thun mögen, ſo möchte ich Sie gebeten haben, doch ja nicht auf den ſchurkiſchen Reinecke zu hören; Sie haben keinen Begriff, was für ein Schlingel er iſt!"

„Was!" rief die Katze rothwerdend; „wagſt Du, Leute von Rang auf dieſe Art zu beſchimpfen? Ich ſehe, Du haſt Abſichten auf mich. Packe Dich ſogleich fort, oder — —"

„Genug, Madame," erwiderte der Hund ſtolz; „ich will nichts mehr hören — leben Sie wohl."

Langſam trat er ſeinen Rückweg an und begab ſich unter einen Baum, um daſelbſt für die Nacht ſein Quartier zu nehmen. Am nächſten Morgen aber herrſchte eine erſtaunliche Aufregung in der Nachbarſchaft; ein Fremder, ein Reiſender ganz anderer Art als der Hund, war in der Stille der Nacht angekommen und hatte in der

Höhle eines ſteilen Felſen ſeine Wohnung genommen. Das Geräuſch, welches entſtand, als er durch die Lüfte flog, war ſo groß, daß es jeden Vogel und jedes Thier in dem Sprengel aufgeweckt hatte; auch Reinecke, den ſein böſes Gewiſſen niemals tief ſchlafen ließ, ſtreckte den Kopf aus dem Fenſter und vernahm zu ſeiner großen Beſtürzung, der Fremde ſei nichts Geringeres, als ein rieſenhafter Greif.

Nun ſind die Greifen die reichſten Thiere in der Welt und dies iſt der Grund, warum ſie gewöhnlich unter der Erde ſich aufhalten. Wenn ſie je einmal die Oberwelt beſuchen, ſo iſt dies eine Begebenheit, die man nicht ſo leicht vergißt.

Für die Elſter gab es jetzt vieles Kopfzerbrechen; — was konnte der Greif möglicherweiſe im Schilde führen? Sie beſchloß, ein wenig in die Höhle hineinzublicken und hüpfte deßwegen ſehr ängſtlich auf dem Felſen herum, indem ſie ſich ſtellte, als wolle ſie Reiſer für ihr Neſt ſuchen.

„He da, Madame!“ rief eine ſehr rauhe Stimme, und ſie ſah den Greif ſeinen Kopf aus der Höhle ſtrecken. „He da! Sie ſind gerade die Dame, welche ich zu ſehen wünſchte; Sie kennen doch alle Leute hier in der Umgegend — nicht wahr?“

„Die beſte Geſellſchaft, Euer Gnaden,“ erwiderte die Elſter, ſich höflich verbeugend.

Hierauf kam der Greif heraus und fuhr, während er behaglich ſeine Pfeife rauchte, um der Elſter Zeit zur Faſſung zu geben, alſo fort: „Sind hier in der Nachbarſchaft auch einige ehrenwerthe Thiere von guter Familie anſäſſig?“

„K

„Oh, die nobelſte Geſellſchaft! das kann ich Euer Gnaden verſichern,“ kreiſchte die Elſter; „ich ſelbſt lebe hier ſchon zehn Jahre und die reiche Erbin, nämlich die Katze dort unten, lockt eine große Menge von Fremden herbei.“

„Was Erbin! Ei ſeht doch, Sie wiſſen viel von Erbinnen!“ ſagte der Greif. „Es gibt nur eine reiche Erbin in der Welt und dies iſt meine Tochter.“

„Der Tauſend! Hat Euer Gnaden Familie? Ich bitte recht ſehr um Verzeihung. Aber ich ſah letzte Nacht nur Euer Gnaden eigene Equipage und wußte nicht, daß Sie Jemand mit ſich gebracht haben.“

„Meine Tochter kam zuerſt und hatte ſich bereits eingemiethet, als ich anlangte; durch ſie wurden Sie freilich nicht geſtört, Madame, wie durch mich; denn meine Tochter ſegelt wie ein Schwan durch die Luft; aber ich habe die Gicht in meiner linken Klaue und dies iſt der Grund, warum ich ſo ächze und ſchnaube, wenn ich eine Reiſe mache.“

„Darf ich vielleicht etwa Fräulein Greif beſuchen, und ſehen, wie ſie ſich nach ihrer Reiſe befindet?“ fragte die Elſter näher ſchreitend.

„Ich danke Ihnen, nein; es iſt mir nicht lieb, wenn ihr Jemand während meines hieſigen Aufenthaltes einen Beſuch abſtattet; es genirt ſie, und ich fürchte auch, die jungen Thiere möchten mit ihr davon gehen, wenn ſie einmal gehört haben, wie ſchön ſie iſt; ſie gleicht mir von Kopf bis zu Fuß, aber ſie beſitzt einen unermeßlichen Leichtſinn! Es würde mir zwar keinen großen Kummer machen, wenn ſie mit einem Thiere von Ran-

davon ginge, im Fall ich nicht genöthigt wäre, ihr Vermögen herauszubezahlen, welches erſtaunlich groß iſt; denn ich gebe das Geld, welches ich einmal habe, ſehr ungern wieder her, Madame, ha! ha! ha!"

„Euer Gnaden ſind äußerſt witzig. Aber wenn Sie Ihre Zuſtimmung verweigerten?" fragte die Elſter, um die ganze Familiengeſchichte eines ſo großen Herrn zu erfahren.

„Ich müßte dennoch das ganze Heirathsgut herauszahlen. Sie erbte es von ihrem Oheim, dem Drachen. Aber ſprechen Sie davon nirgends."

„Euer Gnaden kann ſich auf meine Verſchwiegenheit verlaſſen. Ich wünſche Euer Gnaden einen recht guten Morgen."

Hinweg flog die Elſter und hielt nicht eher ſtille, als bis ſie das Haus der Katze erreicht hatte. Die Katze und der Fuchs ſaßen gerade beim Frühſtück, und der Fuchs hielt ſeine Pfote aufs Herz. „O wie ſchön!" rief die Elſter, die Katze erröthete und bat die alte Gevatterin Platz zu nehmen.

Ei wie geläufig ging jetzt die Zunge der Elſter. Welch ein Geſchnatter! Sie erzählte dem verliebten Paare die ganze Geſchichte von dem Greife und ſeiner Tochter und noch viel mehr dazu, was der Greif gar nicht geſagt hatte.

Die Katze horchte aufmerkſam zu. Eine zweite, junge Erbin in der Nachbarſchaft konnte eine furchtbare Rivalin für ſie ſein. „Aber iſt die Greifin auch hübſch?"

„Hübſch!" rief die Elſter, „oh, wenn Sie den Vater geſehen hätten! — Welch einen Mund! Welche

Augen! Welcher Teint! Und er verſicherte, ſeine Tochter ſei das lebendige Abbild von ihm! Aber was ſagen Sie dazu, Herr Reinecke! Sie, der Sie ſchon ſo weit in der Welt herumgekommen, haben gewiß Fräulein Greif ſchon geſehen?"

„Nun, ich weiß nicht," antwortete der Fuchs, wie aus einem Traume erwachend, „aber ſie muß erſtaunlich reich ſein. Sicherlich wird ſich der Tölpel von Hund an ſie machen."

„Apropos!" ſagte die Elſter, „warum lärmte er denn geſtern ſo arg an Ihrer Thüre; wollten Sie denn keinen Beſuch von ihm annehmen, meine Beſte?"

„Oh!" erwiderte die Katze ſittſam, „Herr Reinecke ſagt, er ſei ein Hund von ſehr ſchlechtem Charakter, ein wahrer Abenteurer, und unter einem ſcheinbar gutmüthigen Äußeren berge er den gefährlichſten Hang zum Beißen. Er wird doch mit Ihnen keine Händel anfangen, lieber Reinecke!"

„Mit mir? Oh, der arme Wicht! Nein, er mag wohl ein wenig knurren, aber er weiß, daß, wenn ich einmal zornig werde, ich ein wahrer Teufel im Beißen werde; doch man ſollte ſich nicht ſelbſt rühmen."

Gegen Abend fühlte Reinecke ein ſtarkes Verlangen, einen Spaziergang zu machen, und den Greif ſeine Pfeife rauchen zu ſehen; aber wie ſollte er dies angreifen? Gerade gegenüber lag der Hund unter einem Baume und paßte ihm offenbar auf; aber Reinecke hatte keine Luſt, es mit ſeinen Teufelsbiſſen einmal zu verſuchen. Endlich beſchloß er ſeine Zuflucht zu einer Kriegsliſt zu nehmen, um dadurch den Hund los zu werden.

Ein junger Kaninchenrammler, eine Art Dorfzierbengel hatte bei ſeiner Baſe, der Katze eingeſprochen, um ihr ſeine Aufwartung zu machen. Dieſen nahm Reinecke nun bei Seite und ſagte: „Sehen Sie dort unter dem Baume jenen ſchäbigen Hund? Er hat Ihre Couſine, die Katze ſehr beleidigt, und Sie werden ſich gewiß dafür an ihm rächen; vergeben Sie mir aber meine Kühnheit, bloß die Achtung vor Ihrem Charakter veranlaßte mich Ihnen ſo ohne Weiteres dieſen Vorſchlag zu machen; wiſſen Sie, ich hätte den Schurken ſelbſt gezüchtigt, aber was für einen Lärm würde dies gegeben haben! Wenn ich bereits mit Ihrer Couſine verheirathet wäre, ſo wäre es etwas anderes. Aber Sie können ſich denken, was für ein Geträtſch die verdammte Elſter darüber aufſchlagen würde.“

Der Kaninchenrammler blickte ſehr dumm darein; er verſicherte den Fuchs, daß er dem Hunde nicht gewachſen ſei; er nehme ſich zwar ſeiner Couſine jedenfalls an, aber er ſehe die Nothwendigkeit nicht ein, ſich in ihre häuslichen Angelegenheiten zu miſchen; — kurz, der Rammler ſuchte ſich ſo gut als möglich aus dem Handel zu ziehen, jedoch der Fuchs machte ſo geſchickt ſeine Eitelkeit rege, verſicherte ihm ſo ernſthaft, daß der Hund die feigſte Memme von der Welt ſei, und ſtellte ihm mit ſo beredten Farben den Ruf vor, den er durch ſeinen Beweis von Heldenmuth ernten würde, daß endlich der Rammler ſich überreden ließ und den Hund zum Zweikampfe forderte.

„Ich will Ihr Sekundant ſein,“ ſagte der Fuchs, „und das große Feld auf der anderen Seite des Waldes,

zwei Meilen von hier, wollen wir zum Kampfplatze wählen; dort wird uns Niemand bemerken. Sie gehen zuerſt, ich folge in einer halben Stunde, und hören Sie, im Fall der Hund die Forderung annimmt, und es wird Ihnen im geringſten bange, ſo bin ich auf dem Platze und übernehme mit dem größten Vergnügen Ihre Partie; verlaſſen Sie ſich nur auf mich, mein lieber Herr!"

Der Rammler machte ſich auf den Weg. Anfangs war der Hund über die Tollkühnheit des armen Geſchöpfes ein wenig erſtaunt; als er aber hörte, daß der Fuchs gegenwärtig ſein ſollte, gab er die Zuſage, ſich auf dem Platze einfinden zu wollen.

Dieſe Bereitwilligkeit dünkte dem Rammler durchaus nicht angenehm; er ging nur ſehr langſam nach dem bezeichneten Felde, und als er dort keinen Fuchs ſah, da verließ ihn der Muth völlig; während der Hund mit ſeiner Schnauze auf dem Boden ſchnüffelte, um die Spur des Fuchſes zu entdecken, ſchlüpfte der Rammler in eine Höhle und ließ den Hund ungeſtört wieder zurückkehren.

Mittlerweile hatte der Fuchs bereits den Felſen erreicht; er trat ſehr leiſe auf und blickte mit äußerſter Vorſicht überall herum; denn es ahnte ihm, daß ein Greiſenpapa gegen Füchſe nicht ſehr höflich ſein würde.

Es waren zwei Höhlen in dem Felſen, eine unten und eine oben — ein unterer und ein oberer Stock. Während der Fuchs nun umherſchlich, ſah er eine große Klaue aus dem oberen Stocke ihm zuwinken.

„Aha!" ſagte der Fuchs, „das iſt die verliebte junge Greiſin, darauf will ich ſchwören."

Er näherte ſich und eine Stimme rief: „Liebenswürdiger Herr Reinecke! Glauben Sie nicht, daß Sie eine unglückliche Greifin aus ihrer grauſamen Gefangenſchaft in dieſem Felſen befreien könnten?“

„Beim Himmel!“ rief der Fuchs zärtlich; „welch liebliche Stimme! Ach, mein armes Herz, welch niedliche Klaue! Habe ich die Ehre, der Tochter Sr. Gnaden, des großen Greifen, meine Aufwartung machen zu dürfen?“

„Still, Schmeichler! etwas leiſer, wenn ich bitten darf. Mein Vater macht gerade einen Abendſpaziergang und hat ein ſehr feines Gehör. Er hat mich an meinen Flügeln in der Höhle angebunden, denn er fürchtet immer, es könnte mich ein junger Herr entführen. Wiſſen Sie, ich kann über mein ganzes Vermögen frei verfügen.“

„Sprechen Sie nicht von Vermögen,“ ſagte der Fuchs; „aber wie kann ich Sie befreien? Soll ich hineingehen und den Strick abbeißen?“

„Ach!“ erwiderte die Greifin, „ich bin an eine ſchwere Kette gebunden. Indeß mögen Sie immerhin kommen, damit wir behaglicher mit einander plaudern können.“

Der Fuchs blickte vorſichtig umher, und da er nichts von dem alten Greifen bemerkte, ſo ging er in die untere Höhle und ſchlich die Treppe hinauf nach dem oberen Stocke. Im Hinaufgehen ſah er unermeßliche Haufen von Gold und Edelſteinen und Schätze aller Art, ſo daß der alte Greif wohl darüber lachen konnte, wenn …n die Katze eine reiche Erbin nannte. Der Fuchs

war höchlich erfreut über ſo unzweideutige Zeichen von Reichthum, und er trat in die obere Höhle mit dem feſten Entſchluß, die Reize der Greifin entzückend zu finden.

Es befand ſich jedoch zwiſchen dem Ende der Treppe und dem Orte, wo die junge Dame gefeſſelt war, eine große Spalte, welche zu überſchreiten dem Fuchſe unmöglich ſchien. Die Höhle war ſehr dunkel, aber er ſah genug von dem Körper der Greifin, um den Schluß ziehen zu können, daß ſie trotz ihres Unterrockes das wirkliche Abbild ihres Vaters und die häßlichſte Erbin von der Welt war!

Indeß verſchluckte er ſein Mißbehagen und vergeudete einen ſolchen Schwall von Complimenten, daß die Greifin gänzlich gewonnen ſchien. Er redete ihr zu, ſobald ſie los würde, mit ihm die Flucht zu ergreifen.

„Das iſt unmöglich,“ ſagte ſie, „denn mein Vater läßt mich niemals los, außer in ſeiner Gegenwart, und dann verliert er mich nicht aus den Augen.“

„Der Elende!“ rief Reinecke, „was iſt zu machen?“

„Ich weiß nur ein Mittel,“ erwiderte die Greifin, „und zwar folgendes: Ich koche ihm jedesmal ſeine Suppe, und wenn ich etwas darunter miſchen könnte, das ihn feſt einſchläfern würde, ſo hätte ich während dieſer Zeit Gelegenheit hinauszuſchlüpfen und auf meinem Rücken alle Schätze da drunten mitzunehmen.“

„Vortrefflich!“ rief Reinecke; „welch herrlicher Plan! welcher Scharfſinn! Ich will ſogleich einige Mohnköpfe holen.“

„Ach!“ ſagte die Greifin, „Mohnköpfe haben keine

Wirkung auf Greiſe. Das einzige Mittel, welches meinen Vater feſt einſchläfern kann, iſt eine niedliche junge Katze, die in ſeiner Suppe gekocht werden muß; es iſt erſtaunlich, welchen Zauber dies auf ihn hervorbringt! Aber woher eine Katze bekommen? — Und zudem muß es noch eine Jungfer ſein!"

Reinecke wunderte ſich nicht wenig über ein ſo ſonderbares Opiat. Indeß, dachte er, ſind Greiſe nicht wie andere Weſen, und eine ſo reiche Erbin läßt ſich durch keine gewöhnlichen Mittel gewinnen.

„Ich weiß eine Katze, und überdies eine jungfräuliche Katze," ſagte der Fuchs nach kurzer Pauſe; „aber ich ſchaudere doch ein wenig vor dem Gedanken zurück, daß ſie in der Suppe des Greiſen gekocht werden ſoll. Würde ein Hund nicht eben ſo gut ſein?"

„Welche Erbärmlichkeit!" ſagte die Greiſin und ſchien zu weinen; „Sie ſind in die Katze verliebt, das ſehe ich wohl; heirathen Sie das arme Ding und laſſen Sie mich vor Kummer ſterben."

Umſonſt verwahrte ſich der Fuchs dagegen und ſagte, daß er ſich keinen Pfifferling um die Katze kümmere; nichts konnte die Greiſin beſchwichtigen als ſeine beſtimmte Verſicherung, daß jedenfalls die arme Katze in die Höhle gebracht und dem Greif eine Suppe daraus gekocht werden ſollte.

„Aber wie wollen Sie dieſelbe hieherſchaffen?" ſagte die Greiſin.

„Überlaſſen Sie das nur mir," erwiderte Reinecke. „Hängen Sie einen Korb aus dem Fenſter und ziehen Sie dann das Kätzchen an einem Seile hinauf; im Augen-

blick, wo ſie zum Fenſter gelangt, umklammern Sie mit Ihrer Klaue die Katze, denn ſie iſt ungemein flink."

„Pah!" antwortete die Erbin, „ich wäre eine rechte Greifin, wenn ich nicht wüßte, wie man eine Katze fängt!"

„Aber dies muß ins Werk geſetzt werden, wann Ihr Vater nicht zu Hauſe iſt," ſagte Reinecke.

„Gewiß. Er geht jeden Abend bei Sonnenuntergang ſpazieren.

„Morgen alſo," rief Reinecke voll Sehnſucht nach dem Schatze.

Nach getroffener Übereinkunft hielt es Reinecke für räthlich, ſich davon zu machen. Er ſchlich alſo die Treppe wieder hinunter und ſuchte dabei etwas von dem Schatze mitlaufen zu laſſen; aber es war zu ſchwer für ihn und er ſah nun wohl ein, daß der Schatz unmöglich zu erlangen ſei, ohne die Greifin, deren Rücken außerordentlich ſtark ſchien, mit in den Kauf zu nehmen.

Er kehrte nach Hauſe zu der Katze zurück, und als er ſah, wie nach den Juwelen in der Höhle des Greifen hier Alles einen ſo gewöhnlichen Anblick darbot, wunderte er ſich ungemein, wie die Katze je den geringſten Eindruck auf ihn habe machen können.

Indeß verhehlte er ſeinen ruchloſen Plan und ſeine Gebieterin hielt ihn für liebenswürdiger als je.

„Rath einmal," ſagte er, „wo ich geweſen bin? Bei unſerem neuen Nachbar, dem Greifen; es iſt ein höchſt trefflicher Herr, die Leutſeligkeit ſelbſt und ein Kenner des Hoftones. Die einfältige Elſter wurde von ihm nur zum Beſten gehabt; das, was er von einer

Tochter ſagte, iſt keine Fabel. Er hat gar keine Tochter. Du weißt, meine Liebe, ſolche Scherze ſind bei den Großen an der Tagesordnung. Er ſagte mir, er habe von allen Seiten Deine Schönheit rühmen hören, und als ich ihm erzählte, daß wir uns nächſtens heirathen würden, ſo beſtand er darauf, zu Ehren unſerer Hochzeit einen großen Ball und ein Eſſen zu geben. Er iſt wirklich ein recht galanter, alter Herr, der faſt vor Sehnſucht ſtirbt, Dich zu ſehen. Natürlich war ich genöthigt, die Einladung anzunehmen."

„Du konnteſt wohl nicht anders," erwiderte das argloſe junge Geſchöpf, welches, wie ſchon bemerkt, der Schmeichelei ſehr zugänglich war.

„Denke Dir nur, wie fein ſeine Aufmerkſamkeiten ſind," ſagte der Fuchs. „Da er für ein Thier von ſeinem Range ſehr ſchlecht logirt iſt, und ſein Schatz den ganzen untern Boden einnimmt, ſo muß er den Ball im obern Stocke geben. Er läßt deßhalb einen Korb für ſeine Gäſte hinunter und zieht ſie mit eigener Klaue hinauf. Wie herablaſſend! Aber die Großen ſind gewöhnlich ſehr liebenswürdig!"

Die in der Zurückgezogenheit aufgewachſene Katze war ganz begeiſtert von dem Gedanken, bei einer ſo hohen Perſon eingeführt zu werden, und die Liebenden ſprachen den ganzen nächſten Tag von nichts Anderem. Reinecke ſtreckte gegen Abend den Kopf einmal aus dem Fenſter und ſah ſeinen alten Freund, den Hund, wie gewöhnlich vor dem Hauſe liegen und ihn ſehr grimmig anblicken. „Ach, das verfluchte Geſchöpf! Ich hatte es ganz vergeſſen; was iſt nun zu thun? Er würde mich

mit Haut und Haaren auffreſſen, wenn ich den Fuß aus der Thüre ſetzte."

Nun ſann der Fuchs darüber nach, wie er wohl ſeines Rivalen los werden könnte und endlich kam er auf einen ſehr merkwürdigen Einfall. Er bat die Katze, ſie möchte zuerſt hinausgehen und ihn in einiger Entfernung, an einer Wendung der Straße, erwarten. „Denn," ſagte er, „wenn wir miteinander gehen, werden wir gewiß von dem Hunde inſultirt werden, beſonders da er weiß, daß ein Thier von meinem Stande in Gegenwart einer Dame keine Beleidigung rächen darf. Wenn ich aber allein bin, iſt der Schurke eine ſolche Memme, daß er ſich nicht zu rühren wagt; laß nur die Thüre offen, und ich werde Dir unmittelbar nachfolgen."

Die Katze war ſo gänzlich gegen ihren Vetter eingenommen, daß ſie dieſe Schilderung ſeines Charakters für durchaus wahr hielt und demnach ihren Liebhaber aufs Eindringlichſte ermahnte, er möchte doch ja durch keinen Streit mit dem Hunde ſeiner Würde etwas vergeben. Sodann ging ſie hinans. Der Hund kam ſehr demüthig auf ſie zu und bat um wenige Augenblicke Gehör. Aber ſie empfing ihn ſo hochmüthig, daß er mehr als je erbittert gegen ſeinen Rivalen ſich zurückzog. Aber welche Freude für ihn, als er ſah, daß die Katze die Thüre offen gelaſſen! „Jetzt Elender," dachte er, „kannſt Du mir nicht entrinnen." So ſchlüpfte er raſch zur Hinterthüre hinein, war aber ſehr überraſcht, Reinecke auf dem Stroh ausgeſtreckt zu finden und zu hören, wie derſelbe keuchte, als ob ihm das Herz brechen wollte, und ſeine Augen in Todesqualen verdrehend.

„Ach Freund,“ ſagte der Fuchs mit kläglicher Stimme, „Du biſt gerächt, meine Stunde iſt gekommen; ich werde nächſtens den Geiſt aufgeben; lege Deine Pfote in die meinige und verzeihe mir.“

Trotz ſeines Ärgers konnte der edelmüthige Hund doch ſeinen ſterbenden Feind nicht mit den Zähnen angreifen.

„Du haſt mir einen großen Schurkenſtreich geſpielt,“ ſagte er; „Du wollteſt mich in einer Höhle Hunger ſterben laſſen und haſt mich offenbar bei meiner Baſe verleumdet. Ich hatte den feſten Entſchluß, mich an Dir zu rächen; wenn Du aber wirklich dem Tode nahe biſt, ſo ändert dies die Sache.“

„Ach! ach!“ ächzte der Fuchs höchſt kläglich; „mit mir iſt's vorbei; die arme Katze iſt zum Doktor Affe gegangen, aber er wird mich nicht mehr am Leben treffen. Wie ſchrecklich iſt doch ein böſes Gewiſſen auf dem Sterbebette! Warte indeß, bis die Katze zurückkommt, und ich will Dir, ehe ich ſterbe, in ihrer Gegenwart volle Gerechtigkeit widerfahren laſſen.“

Dem gutmüthigen Hunde ging es ſehr zu Herzen, ſeinen Todfeind in einem ſolchen Zuſtande zu erblicken und er ſuchte ihn, ſo gut er konnte, zu tröſten.

„Ach! ach!“ jammerte der Fuchs, „meine Kehle iſt ſo trocken, es brennt wie Feuer darin;“ und er ſtreckte die Zunge heraus und verdrehte die Augen noch viel gräßlicher, als vorher.

„Iſt kein Waſſer da?“ ſagte der Hund, rings umherblickend.

„Ach nein! — Doch warte, jetzt fällt mir bei, daß

ein wenig dort in dem kleinen Loche in der Wand iſt; aber wie es bekommen! Es iſt mir zu hoch, ich kann in meinem elenden Zuſtande nicht hinaufſpringen, und ich wage einen, den ich ſo ſchwer beleidigte, nicht um dieſen Liebesdienſt zu bitten.“

„O ſchweig davon!“ ſagte der Hund, „aber die Höhlung iſt ſo enge und ich kann meine Schnauze nicht hineinſtecken.“

„Das nicht; aber wenn Du auf jenen Stein klettern, und Deine Pfote in das Grübchen ſtecken würdeſt, ſo könnteſt Du ſie in das Waſſer tauchen, und meinen brennenden Mund kühlen. O welche Qual iſt doch ein böſes Gewiſſen!“

Der Hund ſprang auf den Stein und ſtreckte, auf die Hinterbeine ſich ſtellend, eine ſeiner Vorderpfoten in die Höhlung, als Reinecke plötzlich eine Schnur, die er unter dem Stroh verborgen hatte, anzog und der Hund ſeine Pfote mit der Schlinge feſt an die Wand gebunden ſah.

„Ha, Schurke!“ rief er, ſich umkehrend; aber der Fuchs ſprang fröhlich von dem Stroh auf, befeſtigte die Schnur mit ſeinen Zähnen an einen Nagel auf der anderen Seite der Wand und rief, zur Thüre hinausſpringend: „Lebe wohl, theurer Freund; hüte Dich ein andermal, an plötzliche Bekehrungen zu glauben!“ Der Hund konnte nun, auf ſeinen Hinterbeinen ſtehend, das Haus bewachen.

Reinecke fand die Katze an der bezeichneten Stelle und ſie gingen nun zärtlich miteinander nach der Höhle zu. Es war dunkel; die Greifin hatte den Korb bereit-

herabgelaſſen und der Fuchs half der armen Katze in denſelben hineinſteigen. „Es iſt bloß Raum für eine Perſon," ſagte er, „Du mußt alſo zuerſt hinauf!" Der Korb wurde in die Höhe gezogen und der Fuchs hörte ein kläglich es Miau! und dann nichts mehr.

„Nun, wohl bekomm dem Greifen ſeine Suppe," dachte er.

Er wartete geduldig eine Zeitlang, als die Greifin vom Fenſter aus mit ihrer Klaue ihm freundlich zuwinkend ſagte: „Es iſt Alles im Reinen, lieber Reinecke; mein Papa hat die Suppe gegeſſen und ſchläft felſenfeſt! Kein Geräuſch in der Welt könnte ihn jetzt aufwecken, bis er die Katze ausgeſchlafen hat, welches immerhin zwölf Stunden dauert. Komm und hilf mir den Schatz zuſammen packen; ich werde auch keinen einzigen Diamant dahinten laſſen."

„Gewiß nicht!" ſagte der Fuchs. „Warte, ich will durch den unteren Stock hinaufkommen; wie, die Thüre iſt verſchloſſen? Ich bitte, ſchöne Greifin, öffne ſie Deinem ungeduldigen Anbeter."

„Ach, mein Vater hat den Schlüſſel verborgen? Ich weiß nie, wo er ihn hinlegt; ich will den Korb hinunter laſſen und Dich heraufziehen."

Dem Fuchſe war es gerade nicht angenehm, ſich demſelben Fuhrwerke anzuvertrauen, das ſeine Geliebte in die Suppe befördert hatte; aber auch der Vorſichtigſte begeht eine Unbedachtſamkeit, wenn es ſich um Geldgewinn handelt, und der Geiz kann auch einen Fuchs in die Falle locken. Er ſetzte ſich alſo ſo bequem möglich in den Korb und ward augenblicklich

hinaufgezogen. Jedoch ehe er das Fenſter ganz erreichte, hielt der Korb ſtille und der Fuchs fühlte nicht ohne einigen Schauer, wie ihn die Greifin mit ihrer Klaue den Rücken ſtreichelte.

„O, welch ein ſchöner Pelz!“ rief ſie ſchmeichelnd.

„Du biſt gar zu gütig!“ ſagte der Fuchs; „aber Du kannſt ihn bequemer befühlen, wenn ich oben bin. Eile deßhalb, ich bitte Dich.“

„O, was für ein ſchöner, buſchiger Schweif! Nie habe einen ſolchen Schweif befühlt!“

„Er ſteht Dir ganz zu Dienſten, ſüße Greifin,“ ſagte der Fuchs; „aber laß mich jetzt hinein. Warum noch einen Augenblick zaudern?“

„Nein, nie befühlte ich einen ſolchen Schweif! Kein Wunder, daß Du ſo großes Glück bei den Damen machſt.“

„Ach! geliebte Greifin! Mein Schweif iſt auf ewig Dein, aber Du zwickſt ihn etwas zu hart.“

Kaum hatte er dies geſagt, als der Korb hinabfiel, aber ohne den Fuchs darin. Dieſer war am Schweife aufgehängt und baumelte vermittelſt eines gleichen Flaſchenzuges, wie der, womit er den Hund angebunden, in der halben Felſenhöhe. Sie können ſich ſeine Beſtürzung denken; er bellte ſo laut er konnte (denn es thut einem Fuchſe außerordentlich weh, wenn man ihn mit dem Kopfe nach unten am Schweife aufhängt), als die Thüre des Felſen ſich öffnete und der Greif ſelbſt, ſeine Pfeife rauchend, mit einer großen Schaar aller, dem Honoratiorenſtande angehörigen Thiere der Nachbarſchaft heraustrat.

„Oho, Bruder!“ rief der Bär, ſich faſt todtlachend, „wer ſah je einen Fuchs am Schwanze aufgehängt?“

„Sie werden eines Arztes bedürfen?“ fragte der Affe.

„Eine hübſche Partie, in der That; eine Greifin für ſolch ein Geſchöpf, wie dieſes!“ ſagte die Geis, ſtolz vorüberſchreitend.

Der Fuchs biß vor Schmerz die Zähne zuſammen und ſprach nichts. Aber was ihn am meiſten verletzte, war das Mitleid eines einfältigen Eſels, der ihn mit großem Ernſte verſicherte, daß er an ſeiner Lage durchaus nichts zum Lachen finde.

„Jedenfalls betrogen, geprellt, gefoppt, verrathen, wie ich bin, habe ich doch auch dem Hunde denſelben Streich geſpielt,“ ſagte der Fuchs endlich; „gehen Sie meine Herren und lachen Sie ihn gleichfalls aus; er verdient es ſo gut als ich.“

„Bitt' um Verzeihung!“ ſagte der Greif, die Pfeife aus dem Munde nehmend; „man lacht nie über den Redlichen.“

„Seht, hier iſt er!“ ſagte der Bär.

Der Hund hatte wirklich nach vielen Anſtrengungen die Schlinge abgebiſſen und ſeine Pfote losgemacht; die Witterung des Fuchſes hatte ihn in den Stand geſetzt, ſeine Spur zu verfolgen und ſo kam er rachedürſtend an, fand ſich aber bereits gerächt.

Vor allem dachte der Hund jetzt an ſeine liebe Baſe. „Ach wo iſt ſie!“ rief er in kläglichem Tone; „ohne Zweifel hat der Schurke von Fuchs ihr einen niederträchtigen Streich geſpielt.“

„Ich fürchte faſt, mein alter Freund,“ erwiderte der Greif; „aber kümmere Dich deßhalb nicht; nach Allem zu ſchließen, war ſie nicht viel Rares. Du ſollſt meine Tochter, die Greifin, heirathen und den ganzen Schatz bekommen; ja und noch alle Knochen dazu, welche Du einſt ſo treu bewachteſt.“

„Ich will nichts davon hören,“ entgegnete der redliche Hund; „Ihr Schatz iſt mir gleichgültig und nehmen Sie mir nicht übel, Ihre Tochter mag zum Teufel gehen. Ich will die ganze Welt durchlaufen, bis ich meine liebe Baſe finde.“

„Sieh da!“ ſagte der Greif, und die ſchöne Katze, ſchöner als je, ſprang aus der Höhle hervor und — lag in den Pfoten des Hundes.

Welch ein Anblick für den Fuchs! Bei ſeiner genauen Kenntniß des weiblichen Herzens wußte er zwar wohl, daß viele kleine Treuloſigkeiten Entſchuldigung finden; aber lebendig einem Greife als Suppe gekocht zu werden, nein, eine ſolche Beleidigung war unverzeihlich!“

„Wiſſet, Herr Reinecke,“ ſagte der Greif, „ich habe keine Tochter, und ich war es, dem Ihr Liebesanträge machtet. Da mir die Schwatzhaftigkeit der Elſter wohl bekannt iſt, ſo band ich ihr eine Schnurre auf — Ihr wüßt ja, ſo etwas iſt Ton bei Hofe.“

Der Fuchs machte eine gewaltige Anſtrengung und fiel, ſeinen Schwanz dahinten laſſend, zu Boden. Er bekam nicht ſobald einen neuen.

„Seht!“ rief der Greif, als alle Thiere über die Figur des in den Wald laufenden Reinecke lachten,

„ſeht der Hund ſticht am Ende doch den Fuchs bei den Damen aus, und ſo ſchlau er auch ſonſt ſein mag, ſo iſt der Fuchs doch am wenigſten zum Liebhaber geeignet.“

„Vortrefflich!“ rief Nymphalin in die Hände klatſchend; „derartige Geſchichten gefallen mir am meiſten. Und ich vermuthe, Euer Hoheit,“ ſagte Nip vorwitzig, „daß der Hund und die Katze nachher ein ſehr glückliches Leben mit einander führten? Das eheliche Glück von Hund und Katze iſt ja ſprüchwörtlich.“

„Ich darf wohl behaupten, daß ſie ſo gut mit einander lebten, als ſonſt ein verheirathetes Paar,“ erwiderte der Prinz.

Dreizehntes Kapitel.

Das Grab eines Vaters vieler Kinder.

Da jetzt ſowohl der Schmaus als die Geſchichte zu Ende waren, ſo kehrten die Elfen wieder um, und zwar auf einem anderen Pfade. Während ſie ſo in guter Ruhe dahinwandelten, ſahen ſie ein rothes, unbewegliches Licht, gleich den Feuern des wilden Jägers im Fichtelgebirge, durch die langen Baſaltgewölbe ihnen entgegenglänzen.

Der Prinz mäßigte ſeinen Schritt etwas und ſagte in feierlichem Tone: „Ihr nähert Euch jetzt dem größten unſerer Tempel, Ihr werdet nun das Grab eines mächtigen Gründers unſeres Geſchlechtes mit eigenen Augen

ſehen!“ Die Königin konnte ſich eines heimlichen Schauers nicht erwehren. Auf die Feuer lautlos zugehend, gelangten ſie in einen ungeheuer großen Raum, in deſſen Mitte ein einſamer, grauer Steinblock ſich befand, ſo wie ſie der Reiſende unter den ſchauerlichen Trümmern des egyptiſchen Thebens trifft.

Auf dieſem Steine lag die rieſenhafte Geſtalt eines Mannes — todt, aber nicht todt ausſehend; denn ein unſichtbarer Zauber hat ſeit vielen Jahrhunderten das Fleiſch und das lange Haar erhalten; neben ihm lag ein rotes, muſikaliſches Inſtrument, zu ſeinen Füßen ein Schwert und ein Jagdſpeer und darüber ragte der Felſen hohl und dachlos in die freie Luft hinauf, und das Tageslicht drang krank und bleich zwiſchen den rothen Feuern herunter, welche fortwährend auf einfachen Altären, wie ein wildes Geſchlecht ſie kennt, rings um den Todten brannten. Der Ort war jedoch nicht einſam; denn viele regungsloſe, aber nicht lebloſe Geſtalten ſaßen auf großen Steinblöcken neben dem Grabe. Da ſah man den Zauberer, eingehüllt in ſeinen langen, ſchwarzen Mantel, und ſein Geſicht mit den Händen bedeckt — da den ungeſtalten, plumpen Zwerg, unverſtändliche Worte murmelnd — da ſaß der Hauselfe — dort glühten aus einer dunkeln Spalte in der Wand die blitzenden Augen und leuchtenden Schuppen des ungeheuern nordiſchen Drachen herunter. Eine mit Lumpen bedeckte Alte ſtand auf einen Stab gelehnt und die Fremden, mit triefenden, aber feurigen Augen grimmig anſchauend, an der entgegengeſetzten Seite des Rieſengrabes. Und nun vervollſtändigten die Elfen

ſelbſt dieſe Gruppe! Aber alles war düſter und unſäglich ſtille, wie das Schweigen, welches über einer alten, wüſten Stadt liegt, wenn zum erſtenmal nach hundert Jahrhunderten ein lebender Fuß ihre öden Trümmer betritt — wie das Schweigen über dem Staube der Vorzeit — tief, feierlich, greifbar und auf dem Herzen wie Blei laſtend. Auch die engliſche Elfin ſprach nichts; den Athem anhaltend, blickte ſie auf das Grab und las in rohen, gewaltigen Zügen eingegraben, das Wort:

TEUT.

„Wir ſind alles, was von ſeiner Religion noch vorhanden iſt!“ ſagte der Prinz, als ſie den furchtbaren Tempel verließen.

Vierzehntes Kapitel.

Die Elfengrotte und der Elfenwunſch.

Es war Abend und die Elfen tanzten beim Zwielichte der Sterne.

„Warum biſt Du ſo traurig, mein liebes Veilchen?“ ſagte der Prinz,“ Deine Augen blicken ja zu Boden!“

„Jetzt, da ich Dich gefunden,“ erwiderte die Elfenkönigin, „und jetzt, da ich fühle, wie ſehr die Liebe eine Elfin beglückt, ſeufze ich über die Liebe, wovon ich neulich unter den Sterblichen Zeuge war, deren knoſpendes Glück auch ſchon den Wurm in ſich birgt. Du ſagteſt mit Recht, mein lieber Prinz, daß eine geheimnißvolle Verwandtſchaft uns an die Menſchen kettet, denn alles Reine und Edle unter ihnen erregt unſere Theilnahme [und] fordert unſere Pflege.“

[illegible]

„Vornehmlich," ſagte der deutſche Elfe, „ſtehen die Liebenden unter unſerer Obhut; denn Liebe iſt die goldene Kette, die ſich um das ganze Weltall ſchlingt; Liebe leuchtet gleich dem Sterne und dem Glühwurm, und wo immer Liebe im Schickſale der Menſchen ſich findet, da findet ſich auch jene geheime Verwandtſchaft zwiſchen Menſchlichem und Göttlichem."

„Aber die Liebe des menſchlichen Geſchlechtes," ſagte Nymphalin, „überdauert die Zeit nicht; denn entweder endigt ſie mit dem Tode oder wechſelt mit der Gewohnheit. Wenn die Blüte in Frucht übergegangen, ſo wird ſie gepflückt und dann nicht mehr geſehen; deßhalb tröſte ich mich beim Anblicke einer zu frühem Grabe verurtheilten, treuen Liebe immer damit, daß ich wenigſtens nicht die Schönheit verwelken und das ſanfte Herz ſich verſteinern ſehe. Aber, mein Prinz, ſo lange noch in jener ſchönen Geſtalt, die ich ſeit Kurzem überwache, der Puls ſchlagen und das warme Blut fließen kann, will ich ſie nicht verlaſſen; durch meinen Einfluß ſei auch ferner noch der Himmel über ihr heiter, und die Luft um ſie rein; laß mich ihr zu liebe die Dünſte von dem Monde und die Wolken vom Antlitze der Sterne hinwegſcheuchen, laß mich ihre Träume mit zarten und glänzenden Bildern erfüllen und ihr im Spiegel des Schlafes die seligſten Erſcheinungen des Elfenlandes zeigen; laß mich über ihre Augen den Zauber ausgießen, welcher ſie keinen Fehler an Demjenigen erblicken läßt, dem ſie ihre Seele weihte! Und wie der Tod Schritt für Schritt heranrückt, laß mich das ſchauerliche Geſpenſt ſeiner Schrecken und das Grab ſeines Stachels

berauben, damit ihr Leben ſanft und ihr ſelbſt unbewußt in den großen Ocean, wo die Schatten ruhen, hinabgleiten, und die ſchuldloſe Seele ohne Schmerz ihre Wohnung verlaſſe!“

Der Elfenwunſch ging in Erfüllung.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Rheinufer von Drachenfels bis Brohl — Ein Vorfall, welcher für dieſe Geſchichte eine Epoche bildet.

Vom Drachenfels an beginnt erſt die eigentliche Herrlichkeit des Rheins und noch einmal beſiegten beim Anblicke dieſer Ufer Gertruds Augen die Mattigkeit, welche allmählig über ſie kam.

Sanft wehte die Luft und munter kräuſelte ſich das Waſſer. Gertrud fühlte den Geier nicht, welcher ſeine Klauen in ihre Bruſt eingeſchlagen hatte. Zwiſchen Drachenfels und Unkel erweitert ſich der Rhein gleich einem breiten See; die ausgedehnte Fläche linker Hand iſt mit Dörfern überſäet; rechts erblickt man die Inſel Werth und die Häuſer von Oberwinter; Weinreben bedecken die Hügel und noch immer warf Gertrud einen ſehnſüchtigen Blick nach dem hohen Kamme des Siebengebirges.

Es ging weiter und die Thürme von Unkel ſtiegen über einer Uferkrümmung auf; am jenſeitigen Geſtade lagerten jene wunderbaren Baſaltſäulen, die ſich bis in die Mitte des Stromes erſtrecken, und welche man bei niedrigem Waſſerſtande gleich einer verſunkenen Stadt

unter den durchſichtigen Wogen erblickt. Hierauf kommen die Ruinen von Okenfels und bald hört man die Stimme des ländlichen Gasbachs, der ſein Waſſer in den Rhein ergießt. Mitten aus den Felſenſpalten blickt die Rebe in üppiger Fülle hervor und verleiht den von Natur kahlen und unfruchtbaren Steinwänden Reichthum und Färbung.

„Blicke rückwärts, nach der rechten Seite zu,“ ſagte Trevylyan; „dieſe Ufer waren früher die eigentliche Heimath der kühnen Räuber des Rheins, und aus dem dichten Geſträuche, welches damals die zerriſſenen Klippen bedeckte, ſtürzten ſie ſich auf ihre Beute. Welche gewaltige Bilder drängten ſich in jenen mittelalterlichen Tagen zuſammen! Ein Räuberleben zwiſchen dieſen Bergen und an den Ufern dieſes Stromes muß eine in Thaten übergegangene Poeſie geweſen ſein.“

In Brohl, einem zwiſchen zwei Bergen gelegenen Städtchen, machten ſie Halt. Auf dem Gipfel des einen Berges ſieht man die grauen Ruinen von Rheineck. Dieſer Ort gewährt einen etwas unheimlichen, übernatürlichen Anblick; ſein Boden trägt deutliche Spuren, daß in früheren Zeiten, von welchen ſelbſt die Sage nichts mehr weiß, ein Vulkan hier ſein verheerendes Feuer ausgoß. Die obere Erdſchichte iſt ſchwarz und pechig und die Quellen haben ein dunkles, ſtark riechendes Waſſer. Hier fällt auch der Brohlbach in den Rhein, und in einem mit Eichen und Fichten reich bewachſenen Thale, deſſen zahlreiche Höhlen zu bevölkern die Sage nicht unterläßt, ſteht das Schloß Schweppenburg, welches unſere Geſellſchaft gleichfalls beſuchte.

Gertrud fühlte ſich nach ihrer Rückkehr müde und Trevylyan blieb bei ihr in dem kleinen Gaſthauſe, während Vane mit wiſſenſchaftlicher Neugier ſich aufmachte, um die verſchiedenen Erdſchichten zu unterſuchen.

Gertrud und Trevylyan ſprachen mit der ganzen Freimüthigkeit, welche ihnen ihr bereits ſtattgehabtes Verlöbniß erlaubte, von Gegenſtänden, die ſich nur für Liebende ſchicken — von dem glänzenden Abſchnitte in der Geſchichte ihrer Liebe; von ihrem erſten Zuſammentreffen; von ihren erſten Eindrücken; von den kleinen Vorfällen auf ihrer gegenwärtigen Reiſe — Vorfälle, welche nur ſie beachtet hatten; kurz, von jenem Leben im Leben, das zwei Perſonen zuſammen kennen — das die Eine nicht ohne die Andere kennt — das für Beide aufhört, ſobald ſie getrennt werden.

„Ich weiß nicht, von welcher Beſchaffenheit die Liebe Anderer ſein mag,“ ſagte Gertrud; „aber die unſrige ſcheint mir verſchieden von Allem, was ich darüber geleſen habe. Bücher erzählen uns von Eiferſüchteleien und Mißdeutungen, von dem dringenden Erforderniſſe einer zeitweiligen Abweſenheit und von der Süßigkeit eines Streites; aber wir, theuerſter Albert, haben keine ſolche Erfahrungen in der Liebe gemacht. Wir haben einander nie mißverſtanden; wir können auf keine Wiederausſöhnung zurückblicken. Wann fand ich je Gelegenheit, Dich um Verzeihung zu bitten? Unſere Liebe hat bloß eine Erinnerung — unwandelbare Zärtlichkeit! Nie trübte ein hartes Wort oder ein verletzender Gedanke das Glück, welches wir fühlten und noch fühlen.“

„Theuerſte Gertrud,“ erwiderte Trevylyan, „un-

ſere Liebe verdankt ihren Charakter allein Dir. Du durchdringſt dieſelbe mit Deiner Sanftmuth und Zärtlichkeit, und die Welle war glatt und rein, denn Du warſt der Geiſt, der in ihren Tiefen lebte.“

Auf dieſes Geſpräch folgte eine noch ſüßere Stille — das Schweigen des beſänftigten, überflutenden Herzens. Die letzten Stimmen der Vögel — die allmählig im Weſten hinabſinkende Sonne — der erfriſchende Duft des fallenden Thaus erfüllten ſie mit jener tiefen, geheimnißvollen Sympathie, welche zwiſchen der Liebe und Natur exiſtirt.

Nach einer ſolchen Stille — einer langen Stille, die jedoch nur einen Augenblick gedauert zu haben ſchien — war es, daß Trevylyan ſprach und Gertrud nicht antwortete. Nach ihrer ſüßen Stimme ſchmachtend, wandte er ſich um und ſah, daß ſie in Ohnmacht lag.

Dies war das erſte Zeichen, daß ihre Schwäche bereits einen hohen Punkt erreicht hatte. Trevylyans Herz ſtand ſtille, und dann ſchlug es wieder heftig; tauſend Schreckensgedanken ſtürzten über ihn herein; er ſchloß die Geliebte in ſeine Arme und trug ſie an das offene Fenſter. Die untergehende Sonne fiel auf ihr Antlitz, von welchem der ſanfte Schimmer der Jugend und einer warmen Phantaſie geflohen war, und der ſtillen Bläße ihrer verheerenden Krankheit Platz gemacht hatte. O Gott! welche Gefühle durchbohrten ihn! ſein Herz war wie verſteinert; über ſeine Schläfe brauste es wie ein Strom; ſeine Augen wurden dunkel — er war beinahe vernichtet durch das Übermaß ſeiner Verzweif-

lung. In der letzten Woche hatte er für ſeine Geliebte wieder neue Hoffnung geſchöpft; Gertrud ſchien wieder weit kräftiger, denn ihr Glück lieh ihr eine trügeriſche Stütze, und obwohl es Augenblicke gab, wo er ſeine Hoffnung plötzlich ſchwinden ließ, wenn er die hektiſche Farbe auf ihren Wangen, wenn er ihren matten Gang und ihren kurzen Athem bemerkte, ſo hatte Trevylyan doch bis jetzt noch nicht mit ſolcher furchtbaren Gewißheit den ganzen Umfang ſeines nahen Unglückes erkannt, welches aus dem ruhigen, ſchönen Geſichte Gertruds ihm entgegenſtarrte und durch ſeine glühende, leidenſchaftliche Liebe noch vergrößert erſchien. Gertrud lag in ſeinen Armen; leiſe wehte der Athem von ihren Lippen, auf welchen die Roſen noch weilten, und ihr langes, reiches Haar, weich und ſeiden wie das eines Kindes, drängte ſich aus ſeiner Haft hervor. Gertruds Schönheit war ſo unausſprechlich ſanft, rein und jugendlich! Kaum ſiebenzehn Jahre alt, hielt man ſie für jünger als ſie wirklich war; ihre Geſtalt hatte ihre Rundung verloren, aber wie leicht, wie lieblich waren noch ihre Trümmer! der Nacken weißer als Schnee — die ſchöne kleine Hand! Ihr Geliebter fühlte kaum ihr Gewicht, als er ſie in den Armen hielt, und er, welch ein Gegenſatz! ſtand in der ſchönſten Blüte eines ſtolzen Mannesalters. Er hatte eine hohe Stirne, ein krauſes Haar, ein ſtolzes Auge, einen geſchmeidigen Körperbau, und dieſem ſchwachen, gebrechlichen Weſen hatte er alle ſeine Liebe, alle Hoffnungen ſeiner Jugend, den Stolz ſeiner Männlichkeit, ſeine Plane, ſeine Thatkraft, ſeinen Ehrgeiz zugewendet!

„O Gertrud!“ rief er, „iſt — iſt denn wirklich keine Hoffnung mehr vorhanden?“

Als Gertrud allmählig wieder zum Bewußtſein kam und die Augen aufſchlagend Trevylyan ins Geſicht blickte, überwältigten dieſen ſeine Gefühle ſo ſehr, daß er ſie an ſein Herz ſchloß, als wollte er dem Tode ſeine Beute ſtreitig machen, und bittere Thränen über ſie weinte — nicht jene Thränen, welche das Herz erleichtern, ſondern die der feurige Regen eines inneren Sturmes, die Zeichen eines wilden Tumultes ſind, der das Mark des Lebens erſchüttert.

Vollſtändig wieder zu ſich ſelbſt gekommen, ſchlang Gertrud erſtaunt und erſchrocken ihre Arme um ſeinen Nacken, blickte ihm ernſthaft ins Geſicht und bat ihn zu ſprechen.

„War es meine Krankheit, Lieber?“ ſagte ſie, und die Muſik ihrer Stimme erinnerte ihn nur daran, wie bald dieſelbe auf immer für ihn verſtummen würde. „Nein,“ fuhr ſie ſchmeichelnd fort, „es war nur die Hitze des Tages; ich fühle mich jetzt beſſer — ich bin wohl; Du darfſt wegen meiner unbeſorgt ſein,“ und mit all der naiven Zärtlichkeit der erſten Jugend küßte ſie die brennenden Thränen von ſeinen Augen.

Dieſes mit ſeinem Geſchicke noch unbekannte Mädchen zeichnete ſich durch eine Liebenswürdigkeit, eine Unſchuld aus, welche ihr Schickſal doppelt rührend machte und welche auf den rauhen, durch die Schule der Welt gegangenen, Trevylyan einen unwiderſtehlichen Zauber ausübte. Jetzt, als ſie ihr Haar auf die Seite ſtrich und ihm dankbar, aber doch flehend, ins Geſicht blickte

konnte er ſich kaum enthalten, ihr ſeine Angſt und Verzweiflung zu entdecken. Aber die Nothwendigkeit der Selbſtbeherrſchung, die Nothwendigkeit, ihr einen zur Überzeugung gereiften Gedanken zu verhehlen, der, ihre Einbildungskraft beherrſchend, ſie vielleicht nur früher dem Grabe zuführen konnte, während er noch dazu den argloſen Genuß der Gegenwart ihr verbittern mußte, hielten ihn von einem ſolchen Geſtändniſſe ab. Er drängte mit jener gewaltigen Anſtrenzung, welche man nur bei Männern findet, die Zeichen ſeiner Aufregung zurück, und ſuchte durch einen Schwall von Worten die Aufmerkſamkeit ſeiner Geliebten von einer Schwäche abzulenken, deren Urſachen er nicht erklären konnte. Glücklicherweiſe kehrte Vane bald zurück und Trevylyan verließ, nachdem er Gertrud ſeiner Obhut empfohlen, in aller Eile das Zimmer.

Gertrud wurde nachdenklich.

„Ach, lieber Vater!“ ſagte ſie plötzlich nach einer Pauſe, „wenn ich wirklich kränker wäre, als ich letzthin glaubte — wenn ich bald ſterben ſollte, was würde Trevylyan empfinden? Bitte Gott, daß ich für ihn am Leben bleibe!“

„Mein Kind, ſprich nicht alſo; Du befindeſt Dich beſſer, weit beſſer als vorher. Noch ehe der Herbſt zu Ende geht, wird Trevylyans Glück Deine geſetzliche Sorge ſein. Denke nicht mit ſolcher Niedergeſchlagenheit an Dich ſelbſt.“

„Ich dachte nicht an mich,“ ſeufzte Gertrud, „ſondern an ihn!“

Sechszehntes Kapitel.

Gertrud — Der Ausflug nach Hammerſtein — Betrachtungen.

Am folgenden Tage beſuchten ſie die Umgegend von Brohl. Gertrud war ungewöhnlich ſtille, denn ihr von Natur heiteres und enthuſiaſtiſches Temperament ſtrömte ſonſt auf Alles, was ſie ſah, ſeine Klarheit aus. Ach! wie ſchwebend war einſt ihr Gang! Wie wogend ihre jugendlich=anmuthige Geſtalt! Wie fröhlich tanzten einſt die ſchönen Locken auf ihren lachenden Wangen! Aber mit noch innigerer Zärtlichkeit als ſonſt ſchmiegte ſie ſich jetzt an Trevylyans kräftige Geſtalt; noch begieriger lauſchte ſie auf ſeine Worte; noch häufiger ergriff ſie ſeine Hand, preßte dieſelbe an ihre Lippen und ſeufzte. Etwas, das ſie nicht geſtehen wollte, ſchien in ihr vorzugehen und verdüſterte ihr ſonſt ſo heiteres Gemüth. Aber ein beſonders merkwürdiger Umſtand bei Gertrud war der, daß ihre Zärtlichkeit in dem Maße zunahm, in welchem ihr Frohſinn wich. Die Schwäche des Körpers berührte die Seele nicht. Sie blieb fortwährend freundlich, ſanft und treu liebend bis zum Tode.

Sie hatten nach dem jenſeitigen Ufer übergeſetzt, um das Schloß Hammerſtein zu beſuchen. Der Abend war durchſichtig klar und heiter, und noch durchdrang die Sonnenwärme die Luft, obwohl ſchon die Dämmerung hereingebrochen und bereits der Mond aufgegangen war, als ihr Boot auf einem Umwege nach dem Dorfe zurückkehrte. Breit und gerade ſtrömt der Rhein an dieſer Stelle ſeines Laufes. Auf der einen Seite liegt d[...]

waldige Dorf Namedy, der Weiler Fornich, hinter demſelben der Felſen des Kreuzborner Ley und die Berge, welche das geheimnißvolle Brohl umgeben; auf dem entgegengeſetzten Ufer erblickten ſie den mächtigen Felſen des Hammerſtein, der mit ſeinen grünen, bleichen Ruinen im melancholiſchen Mondlichte ſchlief. Zwei Thürme erhoben ſich ſtolz über das übrige, ſehr zerfallene Mauerwerk. Welche Veränderung, ſeit die Fahnen der Spanier und Schweden in jenem großen Kriege, worin der furchtbare Wallenſtein ſeine Lorbeeren erntete, abwechſelnd von den Wällen dieſer Burg herunterwehten! Und in ernſter Ruhe floß der alte Rhein dahin; das Schiff ſpiegelte ſich auf ſeiner breiten Fläche, und oben warf der Mond, umgürtet von dünnen, ſchattigen Wolken, ſein Streiflicht auf die mit zartem Grün bedeckten Felſen und goß über die Zwillingsthürme Andernachs in der Ferne einen matten Glanz aus.

„Wie ſchön iſt dieſe Stunde!“ ſagte Gertrud mit leiſer Stimme; „gewiß, wir leben nicht genug in der Nacht; die Schönheit der Welt wird zur Hälfte verſchlafen. Was kommt am Tage der heiligen Ruhe, der freundlichen Stille gleich, welche der Mond jetzt über die Erde verbreitet? Solche Stunden,“ fuhr ſie, Trevylyans Hand drückend, fort, „leben in der Erinnerung, und Du — wirſt Du ſie je vergeſſen?“

Es liegt Etwas in der Betrachtung über derartige Zeiten und Scenen, das nicht dem gemeinen Leben angehört, ſondern eher eine Epiſode in ſeiner Geſchichte bildet; ſie gleicht einer Wanderung in eine idealere Welt; ſie ſchließt alle niedrigeren Gedanken aus; ſie

nimmt ihre beſondere Stelle in unſerer Seele ein, um dort für immer zu bleiben, läßt ſich aber nicht ſo leicht zurückrufen. Keinem lebenden Weſen können wir ſolche Erinnerungen anvertrauen — wer kann völlig verſtehen, was wir gefühlt haben? Dies macht gerade die Poeſie aus, und jene Blätter, denen wir unſer Innerſtes anvertrauen, enthalten die Gedanken, die auf unſerer Bruſt laſten. Wir ſchreiben, denn das Geſchriebene iſt unſer Freund, das lebloſe Papier unſer Beichtſtuhl; wir theilen ihm Gedanken mit, die wir keinem irdiſchen Ohre anvertrauen möchten, und fühlen uns erleichtert, getröſtet. Wenn der Genius ein ſchöneres Vorrecht beſitzt, als die übrigen Menſchen, ſo iſt es dasjenige, welches ihn in den Stand ſetzt, die Todten zu ehren — die Schönheit, die Tugend, die nicht mehr ſind, wieder zu beleben, Kränze, welche die Zeit überdauern, über die Urne zu winden, die ſonſt von der Welt vergeſſen würde!

Wenn der Dichter in unſterblichen Liedern um die Todten trauert, ſo ſage man mir nicht, daß die Sehnſucht nach irdiſchem Ruhme ihn beherrſche; ſeine Seele iſt mit Gedanken, mit Empfindungen erfüllt, die alles Weltliche ausſchließen. Er vertraut ſeinem Genius, dem einzigen beſtändigen Freunde, der von der Wiege an mit ihm aufwuchs, die Sorgen an, welche zu zart ſind für menſchliche Sympathie, und wenn er ſpäter dieſes Bekenntniß dem großen Publikum übergibt, ſo geſchieht es in der That aus Ehrbegierde; aber nicht um ſeiner eigenen Ehre, ſondern um der Ehre desjenigen Weſens willen, das nicht mehr iſt.

Siebenzehntes Kapitel.

Brief Trevylyans an —

Koblenz.

„Ich danke Dir, theurer Freund, für Deinen Brief, zu deſſen Beantwortung ich im Laufe unſerer raſchen Reiſe noch keine Zeit, vielleicht auch nicht den Muth hatte. In dieſer Stadt jedoch halten wir uns einige Tage auf, und ich ſchreibe Dir nun am frühen Morgen, wo noch kein Menſch in unſerem Gaſthofe wach iſt. Sage mir nichts von kühnen Unternehmungen, von Politik, von Intriguen; mein ganzes Weſen hat ſich verändert. Ich legte Dein ſo geiſtreiches und glänzendes Schreiben mit krankem, widerſtrebendem Herzen hinweg; jetzt aber iſt meine Niedergeſchlagenheit etwas gewichen. Gertrud befindet ſich beſſer, wirklich — ja, wirklich beſſer; ein hieſiger Arzt macht mir neue Hoffnung; alle meine Sorge iſt darauf gerichtet, ſie beſtändig zu unterhalten und nie zu ermüden, nie zu geſtatten, daß ſie an ihren eigenen Zuſtand denkt. Denn ich bin der Meinung, eine Krankheit könne, wenigſtens in der friſchen Kraft unſerer Jahre, nicht unheilbar uns angreifen, wenn wir ſie nicht durch unſeren eigenen Glauben an ihre Exiſtenz nähren. Menſchen vom zarteſten Körperbau ſieht man in öffentlicher und gewerblicher Thätigkeit wirken, die buchſtäblich keine Zeit zum Krankſein haben. Laß ſie müßig gehen — laß ſie für ſich ſelbſt ſorgen — laß ſie an ihren Geſundheitszuſtand denken — ſo werden ſie ſterben! Der Roſt verzehrt den

Stahl, welchen der Gebrauch erhält; und Gott ſei Dank, obwohl Gertrud einmal während unſerer Reiſe durch eine unvorſichtige Rührung von meiner Seite einigen Verdacht über ihren Zuſtand ſchöpfte, ſo ging dieſer doch bald vorüber. Sie denkt jetzt ſelten an ſich; ich beſchäftige immer ihre Gedanken und komme wenig von ihrer Seite; auch kennſt Du ja den hoffnungsvollen, leichtgläubigen Charakter einer ſolchen Krankheit. Aber wirklich hoffe ich jetzt ſelbſt mehr, als ſeit der ganzen Zeit, daß ich ſie kenne.

„Als ich nach einem geräuſchvollen, abenteuerlichen Leben, welches in einem Zeitraume von wenigen Jahren ſo viele Wechſelfälle umfaßte, in einem entfernten Theile des Landes in der größten Zurückgezogenheit lebte, und Gertrud nebſt ihrem Vater meine einzigen Nachbarn waren, befand ich mich in einem ſolchen Seelenzuſtande, in welchem die durch die Einſamkeit verjüngten Leidenſchaften für reinere und göttlichere Empfindungen zugänglich ſind. Ich war von Gertruds Schönheit betroffen und von ihrer Naivetät entzückt. Auf mich, den die Welt mit ihren Sitten und Gebräuchen anekelte, machte die unerfahrene, vertrauensvolle, zarte Jugend dieſes Mädchens einen bezaubernden Eindruck; aber als ich den Stempel unſerer Nationalkrankheit in ihrem glänzenden Auge und auf ihrer durchſichtigen Wange ſah, da erkaltete meine Liebe, während meine Theilnahme wuchs. Ich glaubte mich ſicher, und ſetzte mich täglich der Gefahr aus; ich dachte ein ſo reines Licht könne nicht brennen, während ich doch verzehrt wurde. Erſt als meine ängſtliche Sorgfalt in Schmerz, meine Theil-

nahme in Schrecken überging, erkannte ich das Geheimniß meines eigenen Herzens; und in dem Augenblicke, wo ich dieſes Geheimniß entdeckte, entdeckte ich auch, daß Gertrud mich liebe. Was für ein Loos wurde mir! Welches Glück, und dabei welches Elend! Gertrud war mein — aber auf wie lange? Ich mochte dieſe zarte Hand berühren — ich mochte auf das liebevollſte Geſtändniß dieſer Silberſtimme lauſchen — immer, während mein Herz von Liebe ſprach, flüſterte mein Verſtand von Tod. Du weißt, daß man mich für einen kalten, faſt harten Charakter hält, daß ich ſelten in Leidenſchaft gerathe, aber gerade mein Stolz ließ mich hier in Schwachheit verſinken. Um meinen Schutz ward mit ſo ſanfter Stimme gebeten, meine Wachſamkeit ſo beſtändig in Anſpruch genommen. Du weißt, daß meines Vaters raſches Temperament in mir glüht, daß ich hitzig, ſtreng und eigenſinnig bin; aber ein einziges, ſchnelles Wort, ein einziger Gedanke an mich ſelbſt, wäre hier unverzeihlich. Ihrem irdiſchen Glücke könnte ein ſo kurzes Ziel geſteckt ſein — darf ich es deßhalb auch nur einen Augenblick verbittern? Gerade das Gefühl der Ungewißheit, welches bei kalter Überlegung meine Liebe gehemmt haben würde, ſteigerte ſie faſt zu übernatürlicher Stärke. Was eine Mutter für ihr einziges krankes Kind fühlen ſoll, fühle ich für Gertrud. Ich habe kein eigenes Daſein, ſondern lebe in ihr!

„Zu Hauſe nahm ihre Krankheit zu, und die Ärzte ſchlugen eine Reiſe vor. Sie wählte denjenigen Weg, welchen wir jetzt machen, und glücklicherweiſe iſt mir derſelbe ſo genau bekannt, daß ich ihr die Reiſe be=

ſtändig zu erheitern vermag. Sie ſoll keine langweilige Stundehaben; Du würdeſt faſt lächeln, wenn Du ſäheſt, wie ich mein gewöhnliches Stillſchweigen abgelegt habe, wie der nachdenkliche Geſchäftsmann zur Romantik ſeiner Kindheit zurückgekehrt iſt und Gertrud mit Mährchen und Sagen vom Rheine ergötzt.

„Ich glaube jedoch mein Ziel erreicht zu haben; wo nicht, was bleibt mir dann noch übrig? Gertrud befindet ſich beſſer! Welche Hoffnungen dämmern mir in dieſen Worten auf! Ich wünſchte Du hätteſt ſie geſehen, bevor wir England verließen, Du würdeſt alsdann meine Liebe zu ihr verſtanden haben. Nicht als ob wir in den glänzenden Hauptſtädten Europa's unſere vorübergehenden Huldigungen keinen bezaubernderen Schönheiten dargebracht hätten, nicht als ob wir bis jetzt durch keinen glänzenderen Geiſt, durch keine feinere Anmuth entzückt worden wären; aber in Gertrud liegt etwas, das ich zuvor nie ſah; eine Vereinigung von Kindheit und Verſtand, eine ätheriſche Einfachheit, ein Gemüth, das ſich nie verdüſtern läßt, eine Zärtlichkeit — o Gott, laß mich nicht von ihren Tugenden ſprechen, denn ſie allein ſagen mir, wie wenig Gertrud für die Erde taugt.

„Ein Brief von Dir wird mich in Mainz treffen, wohin unſere Reiſe jetzt geht, und Du wirſt mich übrigens entſchuldigen, daß dieſe meine Antwort Deinem Schreiben ſo wenig entſpricht.

Dein aufrichtiger Freund

A. G. Trevylyan.

Achtzehntes Kapitel.

Koblenz — Ausflug nach dem Taunusgebirge: Römerthurm im Thal von Ehrenbreitſtein — Die Annehmlichkeiten des Reiſens, von der Jugend und dem Alter verſchieden beurtheilt — Der Heidelberger Student; ſeine Kritik der deutſchen Literatur.

Gertrud hatte ſich während ihres Aufenthaltes zu Koblenz ſcheinbar erholt; und ein franzöſiſcher Arzt in dieſer Stadt (der die Lungenſchwindſucht nach einer beſondern Methode, und zwar nicht mit gewöhnlichem Erfolge behandelte) machte ihrem Vater und Trevylyan die glänzendſten Hoffnungen auf ihre endliche Wiederherſtellung. Die Zeit, welche ſie innerhalb der weißen Mauern von Koblenz verlebten, war deßhalb die glücklichſte und heiterſte Periode auf ihrer ganzen Reiſe. Sie beſuchten die verſchiedenen Ortſchaften in der Nähe; was aber Gertrud am meiſten ergötzte, war ein Ausflug nach dem Taunusgebirge.

Die Reiſenden benützten dazu einen ſchönen Septembertag und begannen, nachdem ſie über den Strom geſetzt, ihre Tour vom Thal Ehrenbreitſtein aus. Unterwegs machten ſie Halt, um die Trümmer eines in dem Thale befindlichen Römerthurmes zu beſichtigen, denn dieſer ganze Diſtrikt trägt häufige Spuren von den alten Welteroberern. Noch ſind die Taunusgebirge mit den Straßen durchſchnitten, welche die Römer zu den Minen führten, die ihnen Silber lieferten. Römiſche Urnen und mit Inſchriften bedeckte Steine werden öfters in dieſer alterthümlichen Gegend gefunden. Die Steine, beſchrieben mit völlig unbekannten Namen, ſind

ein Bild der Vergänglichkeit des Ruhmes, und die Urnen, deren Aſche verloren gegangen, eine Satire auf das Leben.

Einſam, grau und verwittert ſteht dieſer Thurm oben im Thale. Der kalte Vane lächelte, als er einen Preußen in ſeiner modernen Uniform mit weißer Kuppel und aufgepflanztem Bajonet an der Stelle erblickte, wo einſt der Klang der römiſchen Waffen wiederhallte. Der Soldat liebelte gerade mit einem Landmädchen, deſſen Strohhut und bäuriſche Kleidung die Eitelkeit des Geſchlechtes keineswegs unterdrückte und dieſe ungeſchmückte, naive Galanterie an einem ſolchen Orte, war eine weitere Moral in der Geſchichte der menſchlichen Leidenſchaften. Oben blickten die Wälle einer neuen Feſtung düſter auf den einſamen Thurm herab, mit jenem frechen Stolze, womit die gegenwärtige Gewalt auf die in Trümmern liegende Vergangenheit, das lebende Geſchlecht auf die Größe der Vorfahren ſchaut. Und diesmal wirklich mit Recht! Denn die neuere Zeit kennt kein Seitenſtück zu jener Vernichtung der Menſchenwürde, womit die römiſche Kaiſerzeit die grauſame und ſittenloſe Meſſalinenherrſchaft die alte Welt brandmarkte.

An den alten Bädern von Ems vorüberziehend, folgten ſie den Ufern der romantiſchen Lahn und kamen nach Holzapfel.

„Ach!“ bemerkte Gertrud eines Tages auf einem Ausfluge zu den Quellen des Karolingiſchen Wiesbadens, „gewiß muß das Reiſen in Geſellſchaft derer, welche wir lieben, der glücklichſte Zuſtand ſein. Wenn die Heimath ihre Bequemlichkeiten hat, ſo hat ſie auch ihre Sorgen;

aber hier ſind wir zu Hauſe in der Natur und die unbedeutenderen Übel verſchwinden faſt, ehe man ſie fühlt."

„Sicherlich," entgegnete Trevylyan, „entgehen wir dadurch dem Kleinlichen, welches ſonſt mit dem Leben unzertrennlich iſt — den trivialen Sorgen, die uns aufzehren, den alltäglichen Widerwärtigkeiten. Der göttlichſte Theil unſerer Natur — der Trieb zur Bewunderung wird durch das Reiſen fortwährend angeregt."

„Aber das Widerwärtigſte von Allem," ſagte Vane, „iſt ein unzertrennlicher Wechſel. In der Mannigfaltigkeit ſelbſt kann es eine Eintönigkeit geben. Wie das Auge, wenn es lange auf die ewig neuen und neuen Geſtalten des Kaleidoſkops blickt, uns wehe thut, ſo ermüdet den Geiſt ein beſtändiger Wechſel der Gegenſtände und wir kehren recht gerne zur Ruhe zurück, welche für das Leben das iſt, was das Grün für die Erde."

Während ihres Beſuches der verſchiedenen Taunusbäder trafen ſie zufällig einen Heidelberger Studenten, der gerade eine Fußtour machte, wie ſie bei ſeinem Stande ſo beliebt ſind. Er war friedlicher und ſanfter als die meiſten dieſer jungen Wanderer, und unſere Reiſegeſellſchaft fand beſonders Gefallen an ſeinem naiven Enthuſiasmus. Er hatte ſich eine Zeitlang in England aufgehalten und redete die engliſche Sprache faſt wie ein Eingeborener.

„Unſere Literatur," bemerkte er eines Tages gegen Vane, „hat zwei Fehler — wir ſind zu ſpekulativ und zu unbeholfen. Wir ſprechen nicht genug zum allge-

meinen Menſchenverſtande, wir möchten immer von Fleiſch und Blut abſtrahiren. Unſere Kritiker haben Ihren Hamlet in eine Allegorie verwandelt; ſelbſt Shakſpeare'n wollen ſie es nicht zugeben, daß er einen Menſchen ſchildere, ſondern behaupten, er verkörpere nur gewiſſe Eigenſchaften. Die Poeſie machen ſie zu Metaphyſik und die Wahrheit ſcheint ihnen ſchaal, wenn man nicht irgend eine Allegorie auf dem Grunde ſieht. Ja, unſere poeſiereichſten Werke haben eine Unbeholfenheit, die wir für rührend halten, welche aber in der That lächerlich iſt. So verfallen wir ewig vom Erhabenen ins Lächerliche — wir brauchen Geſchmack."

„Aber doch hoffentlich nicht den franzöſiſchen Geſchmack. Richten Sie einen Göthe oder auch einen Jean Paul ja nicht nach Boileau," ſagte Trevylyan.

„Nein, Boileau's Geſchmack war falſch. Menſchen, welche wegen ihres guten Geſchmackes im Rufe ſtehen, erlangen denſelben oft, weil es ihnen an Genie fehlt. Unter Geſchmack verſtehe ich einen ſchnellen und richtigen Takt in der harmoniſchen Compoſition, die Kunſt, zwiſchen dem Ganzen und ſeinen Theilen ein richtiges Verhältniß zu beobachten, die Concinnitas, welche Schiller allein von unſern Schriftſtellern beſaß. Aber wir ſind der Beſſerung nahe, und indem wir ſo lange Schatten verfolgten, ſind wir endlich zum Weſen hingeleitet worden. Unſere frühere Literatur iſt für uns, was die Aſtrologie für die Wiſſenſchaft — falſch, aber veredelnd und zu der wahren Sprache des geiſtigen Himmels führend."

Ein andermal, als ſie öfters an Kloſterruinen vor-

beikamen, ging die Unterhaltung auf das Kloſterleben und die verſchiedenen Zuſätze über, womit die Religion ſchon entſtellt worden iſt. Der deutſche Student ſagte in dieſer Hinſicht: „Eine Religionsgeſchichte iſt vielleicht eines von den Werken, welche der Welt noch am meiſten mangeln. Wir haben zwar mehre Bücher über dieſen Gegenſtand, aber keines, welches unſer Bedürfniß vollkommen befriedigt. Ein Deutſcher ſollte ſie ſchreiben; denn wahrſcheinlich nur ein Deutſcher würde die erforderliche Gelehrſamkeit beſitzen. Nur ein Deutſcher würde dieſe gewaltige Aufgabe mit Kühnheit und zugleich mit Ehrfurcht behandeln — ohne die ſeichte Geſchwätzigkeit des Franzoſen und die furchtſame Sektendienerei des Engländers. Es wäre ein würdiges Unternehmen, die Labyrinthe früherer Irrthümer zu durchforſchen, den erſten Glanz der göttlichen Wahrheit aufzudecken; Jehova's Wort von menſchlicher Erfindung zu trennen; den Allbarmherzigen zu rechtfertigen gegen den ſchrecklichen Glauben des Blutvergießens und der Furcht; das Aufgehen des wahren Sternes am großen Himmel der Wahrheit zu erwarten, und ihm gleich den Weiſen des Morgenlandes zu folgen, bis er über dem wahren Gotte ſtille ſteht. Weit entfernt, mich an eine ſolche Aufgabe machen zu wollen,“ fuhr der Deutſche leicht erröthend fort, „entwarf ich hier nur eine kleine Skizze, welche bloß einen Theil dieſes hehren Thema's behandelt. Man kann ſie, während ein erhabener Geiſt ſich an die Geſchichte der wahren Religion machen mag, als die Darſtellung einer falſchen betrachten, eines

ſolchen Glaubens, wie ihn das Chriſtenthum im Norden verdrängte, oder wie man ihn vielleicht noch unter den wildeſten Völkerſtämmen trifft. Es iſt eine Dichtung, wie Sie ſich leicht denken können; aber durch beſtändige Bezugnahme auf die älteſten Urkunden menſchlicher Wiſſenſchaft verſuchte ich dieſelbe aus Wahrheiten zuſammenzuſetzen. Wollen Sie dieſe Erzählung vielleicht hören? Sie iſt ſehr kurz —

„Recht gerne,“ erwiderte Vane; und der Deutſche zog ein ſauber gebundenes Manuſcript aus der Taſche.

„Nachdem ich ſelbſt die Fehler unſerer Nationalliteratur ſo freimüthig kritiſirt habe,“ ſagte er lächelnd, „könnten Sie mit Recht auch die Fehler eines ihrer beſcheidenen Schüler kritiſiren; aber wie Sie ſehen werden, obwohl ich mit der Allegorie oder dem Übernatürlichen begann, verſuchte ich doch das Spekulative und die Planloſigkeit zu vermeiden, welche ich an den regelloſeren von unſern Schriftſtellern table. Was den Styl betrifft, ſo wollte ich denſelben meinem Gegenſtande anpaſſen; er ſollte, wenn ich nicht irre, rauh und maſſiv, gleichſam aus dem Felſen einer Urſprache gehauen ſein. Aber Sie, mein Fräulein, verſtehen ohne Zweifel nicht Deutſch?“

„Ihre Mutter war eine Öſterreicherin,“ ſagte Vane, „und ſie hat wenigſtens ſo viel Kenntniß von der Sprache, um Sie verſtehen zu können; wollen Sie alſo gefälligſt anfangen.“

Ohne weitere Einleitung begann der Deutſche ſeine

Geſchichte, welche der Leſer im nächen Kapitel überſetzt findet.*

Neunzehntes Kapitel.

Der gefallene Stern, oder Geſchichte einer falſchen Religion.

Die Sterne ſaßen jeder auf ſeinem rubinfarbigen Throne und wachten mit ſchlafloſen Augen über der Welt. Es war die Nacht, mit welcher das neue Jahr beginnt, eine Nacht, in der jeder Stern von dem Erzengel, welcher alsdann die Milchſtraße beſucht, ſeine beſonderen Aufträge erhält. Die Schickſale von Menſchen und Reichen werden alsdann für das kommende Jahr ausgetheilt, und ohne daß wir es wiſſen, werden unſere Looſe den Sternen anvertraut. Es iſt eine ſtille, feierliche Nacht, in welcher die dunkeln Thore der Zeit ſich öffnen, um den Geiſt des todten Jahres zu empfangen, und der junge, ſtrahlende Fremdling aus den umwölkten Klüften der Ewigkeit hervorſtürzt. In dieſer Nacht ſollen die Geiſter, welche wir nicht ſehen, ihre Vorrechte und Macht ausüben können. Die Todten werden in ihren vergeſſenen Gräbern aufgeſtört, aber die Menſchen ſchmauſen und lachen, während Dämonen und Engel um ihr Loos mit einander kämpfen.

Es war Nacht im Himmel; überall herrſchte eine unausſprechliche Stille; die Muſik der Sphären ſchwieg und kein Ton kam von den Engeln der Sterne; und

* Nichts deſtoweniger muß ich erklären, daß der deutſche Student ein Betrüger iſt und daß er nicht das Recht hat, eine fremde Dichtung ſich anzueignen.

derer, welche auf dieſen glänzenden Thronen ſaßen, waren 3010, Jeder dem Andern gleich. Ewige Jugend bekleidete ihre ſtrahlenden Glieder mit himmliſcher Schönheit, und auf ihren Geſichtern war jene ſchreckliche Ruhe, jene fürchterliche Stille geſchrieben, welche nicht fühlt, welche nicht Theil nimmt an den Looſen, über denen ſie brütet. Krieg, Sturm, Peſt, das Entſtehen und Vergehen von Reichen ordnen ſie ohne Freude, ohne Mitleid an. Die unmenſchlichen, himmelſchreienden Verbrechen, welche umherſchleichen, wenn die Welt im Schlafe liegt; der Vatermord mit ſeinem leiſen Schritte, ſeiner finſteren Stirne und ſeinem erhobenen Meſſer; die gattenloſe Mutter, welche aus ihrer Wohnung hinausſchlüpft, ſchaudernd zurückblickt, ihr Kind in den Fluß wirft, ſein Gewimmer hört und kein Mitleid fühlt — beim Geplätſcher deſſelben nicht zittert; auf ſolche Scenen des Grauens blicken die Sternenkönige herab, zu ihnen leiten ſie den unbewußten Schritt; aber die Schuld bleicht ihren Glanz nicht, noch laſſen Gewiſſensbiſſe ihre faltenloſe Jugend welken. Jeder Stern trug ein königliches Diadem; um die Lenden eines Jeden ſchlang ſich ein Gürtel mit mannigfaltigen und erhabenen Charakteren bezeichnet; der Fuß eines jeden ruhte auf einer brennenden Kugel und der rechte Arm lag auf dem Knie, während ſie ſich von ihren Thronen herniederbeugten; ſie regten kein Glied und keine Miene, außer dem Zeigfinger der rechten Hand, welchen ſie fortwährend langſam bewegten und die Schickſale der Menſchen damit leiteten, wie der Arm der Sonne nur den Lauf der Zeit andeutet.

Nur einer von den 3010 hatte nicht daſſelbe Ausſehen wie ſeine gekrönten Brüder. Es war ein kleinerer Stern als die übrigen, und weniger leuchtend. Auf ſeinem Antlitze lag nicht die ſchauerliche Ruhe der Andern; aber ſeine mächtige Stirne drückte Verdrießlichkeit und Unzufriedenheit aus.

Und dieſer Stern ſprach zu ſich ſelbſt: „Siehe ich bin minder herrlich erſchaffen als meine Genoſſen, und der Erzengel theilt mir nicht dieſelbe hohe Beſtimmung zu. Nicht für mich ſind die Looſe der Könige und Barden, der Beherrſcher der Reiche und der noch edleren Lenker und Beſchwichtiger der Seelen. Träg iſt der Geiſt und niedrig das Loos der Menſchen, die ich durch ein dunkles Leben zu einem ruhmloſen Grabe führen muß. Und warum? Iſt es mein eigener Fehler, oder iſt es nicht meine Schuld, daß ich aus weniger glanzvollen Strahlen gewoben wurde, als meine Brüder? Ja, wenn der Erzengel kommt, will ich mein gekröntes Haupt ſeinen Geboten nicht beugen. Ich will ſprechen wie der alte Lucifer vor mir; er empörte ſich wegen ſeiner Herrlichkeit, ich wegen meiner Dunkelheit; er aus Übermuth, ich aus Unmuth.“

Während der Stern alſo mit ſich ſelber ſprach, theilte ſich der obere Himmel, wie durch einen langen Lichtſtrom und in dieſem Strome fuhr ſchnell und geräuſchlos der Erzengel zum Beſuche der Sterne herab. Seine gewaltigen Glieder ſchwammen in dem hellen Glanze und ſeine ausgebreiteten Schwingen, in welchen jede Feder die Glorie einer Sonne barg, trugen ihn leiſe dahin, aber dichte Wolken verhüllten ſeinen Glanz vor

den Augen der Sterblichen und während oben Alles in ein Lichtmeer verſenkt war, tobten in den niedrigeren Regionen Ungewitter und Sturm über den Kindern der Erde: Er beugte den Himmel und kam herab, und Finſterniß war unter ſeinen Füßen.

Und die Stille auf dem Antlitze der Sterne wurde noch ſtiller und die Schrecklichkeit verwandelte ſich in Schrecken. Gerade über ihren Thronen hemmte der Erzengel ſeinen Lauf, und ſeine Schwingen ragten von Oſten nach Weſten und überſchatteten mit dem Schatten des Lichtes die Unermeßlichkeit des Raumes. Jetzt, in der leuchtenden Stille rollte die donnergleiche Muſik ſeiner Stimme und als Bote Gottes wieß er jedem Sterne ſeine Pflicht und ſeine Aufgabe an, und jeder Stern beugte ſein Haupt noch tiefer, als er den Befehl hörte, während ſein Thron bei der Majeſtät des Wortes zitterte. Als nun jeder von den glänzenden Sternen, der Reihe nach, ſeine Befehle und die Herrſchaft über die Nationen der Erde, den Purpur und die Königskrone erhalten hatte, wandte ſich der Erzengel zu dem kleineren Sterne, der entfernt ſaß von ſeinen Genoſſen: „Siehe," ſprach der Erzengel, „die rauhen Stämme des Nordens, die Fiſcher des Stromes, der unten fließt, und die Jäger in den Forſten, welche die Berggipfel mit dunklem Grüne ſchmücken, dieſe ſind Deiner Obhut anvertraut, und ihr Schickſal ſoll Deine Sorge ſein. Glaube ja nicht, o Stern mit den trüben Strahlen, daß Deine Aufgabe unrühmlicher iſt, als die Deiner Brüder; denn der Landmann iſt in den Augen Deines und meines Gebieters nicht geringer als der

Monarch; und das Schickſal der Reiche hängt ebenſowohl von der Heerde, als von dem Beherrſcher ab. Die Leidenſchaften und das Herz ſind das Gebiet der Sterne — ein mächtiges Reich; nicht minder mächtig unter dem Felle, womit ſich der Schäfer bedeckt, als unter den juwelenbeſetzten Mänteln der Könige des Morgenlandes."

Jetzt erhob der Stern das bleiche Antlitz von ſeiner Bruſt und antwortete dem Erzengel: „Siehe, Jahrhunderte ſind dahingegangen und jedes Jahr haſt Du mir dieſelbe niedrige Aufgabe zugetheilt. Entbinde mich von den Pflichten, die ich verachte, oder wenn Du willſt, daß die niedrigeren Stände unter den Menſchen meiner Obhut anvertraut ſein ſollen, ſo ertheile mir die Aufſicht nicht über Viele, ſondern über Einen und erlaube, daß ich ihn mit jenem feurigen Streben erfülle, welches die Tiefen des Lebens verachtet und ſeine Höhen erſteigt. Wenn ich über die Niedrigen wachen ſoll, ſo laß Einen unter ihnen ſein, den ich zur Demüthigung des Stolzen erziehen darf; denn ſiehe, Ordner der Sterne, indem ich ſeit ungezählten Jahren auf meinem einſamen Throne ſaß, und über die Dinge da unten nachdachte, ſammelte mein Geiſt Weisheit aus den Wechſeln, die im irdiſchen Leben vorgehen. Auf die Sterblichen herabſchauend, ſah ich, wie die Menge beherrſcht wird und entdeckte den Pfad, der die Schwäche zur Gewalt leitet, und ich möchte gerne der Führer eines ſolchen ſein, der, obwohl aus niederem Stande nach der Herrſchaft ſtrebt."

Wie eine plötzliche Wolke über dem Antlitze des

Mittags, war der Wechſel auf der Stirne des Erzengels.

„Stolzer, düſterer Stern!" ſagte der Herold des Himmels, „Dein Wunſch hadert mit dem Laufe des unſichtbaren Schickſals, welches da oben thront und Alles beherrſcht und ordnet, mit der Quelle, aus der die kleineren Ströme des Geſchicks ewig durch das Herz des Weltalls fließen. Denkſt Du, daß Deine Weisheit allein den Bauer zum König machen könne?"

Und der gekrönte Stern blickte unerſchrocken dem Erzengel ins Angeſicht und antwortete: „Ja, laß mich nur einmal den Verſuch machen."

Ehe der Erzengel eine Antwort darauf geben konnte, ſpaltete ſich der fernſte Mittelpunkt des Himmels wie durch einen Blitz; der göttliche Bote bedeckte ſein Geſicht mit den Händen und eine leiſe, ſüße, im Bewußtſein unwandelbarer Macht, milde Stimme, ſprach zu dem mißvergnügten Sterne: „Die Zeit iſt gekommen, wo Dein Wunſch Dir gewährt wird. Dort drunten auf jener einſamen Ebene ſitzt ein Sterblicher, düſter wie Du ſelbſt, der unter Deinem Einfluſſe geboren, Deiner Führung überlaſſen ſein ſoll."

Die Stimme ſchwieg, gleich der Stimme eines Traumes. Stille herrſchte über den Meeren des Raumes und der Erzengel ſchwebte wieder in die Höhe, und zog langſam nach einem entlegeneren Himmel, um den göttlichen Willen den Sternen entfernterer Welten zu verkünden. Aber die Seele des mißmuthigen Sternes frohlockte, und er ſprach zu ſich ſelbſt: „Ich will herhervorrufen einen König vom Thale der Hirten, der

die Könige meiner Genoſſen niedertreten und den Schützling des verachteten Sternes glorreicher machen ſoll, als die Lieblinge ſeiner begünſtigten Brüder; ſo will ich mich für die Vernachläſſigung rächen — ſo will ich meine Rechte auf alles, was die Erde Großes hat, nachweiſen!“

— — — — — —

Obwohl die Welt damals ſchon durch Jahrtauſende hindurchgerollt war, und der Pilgerlauf des Menſchen ſchon verſchiedene Zuſtände durchwandelt hatte, wovon unſere dunkle Tradition keine Kunde überlieferte, ſtand doch unſer Geſchlecht auf der nördlichen Hemiſphäre zu jener Zeit auf einer ſolchen Bildungsſtufe, welche wir unſererer unvollkommenen Anſicht nach als eine der früheſten bezeichnen.

— — — — — —

Bei einer rohen, ungeheuren Steinſchichte, dem Mauerwerke aus einer vergeſſenen Periode ſaß einſam um Mitternacht ein Mann und blickte zum Himmel auf. Ein Sturm war ſo eben vorübergezogen, die Wolken hatten ſich hinweggewälzt und die hohen Sterne blickten herab auf die raſchen Wogen des Rheines, und keinen Laut außer dem Brauſen der Wellen und dem Träufeln des Regens von den gewaltigen Bäumen hörte man rings um den Trümmerhaufen: die weißen Schafe lagen auf der Ebene zerſtreut, und ſchlummerten. Der Mann wachte über der Heerde, damit kein benachbarter Feind unverſehens einen räuberiſchen Angriff machen könnte, und er ſprach alſo zu ſich ſelbſt: „Der König ſitzt auf ſeinem Throne und er

wird von einem kriegeriſchen Stamme geehrt und der Krieger frohlockt über die gewonnenen Trophäen. Der Jäger ſchreitet kühn über den Rücken des Berges und ſein Name ertönt Nachts um das Tannenfeuer von den Lippen des Sängers und der Sänger ſelbſt wird in der Halle geehrt. Aber ich, der ich nicht zum Königsgeſchlechte gehöre und deſſen Glieder nicht für Raubzüge geſchaffen, noch geſchickt genug ſind, um den Horſt des Adlers und das Lager des raſchen Hirſches zu erſteigen; deſſen Hand keine Harfe ſchlagen kann und deſſen Stimme zu rauh für den Geſang iſt: ich habe weder Ehre noch Macht und kein Menſch beugt das Haupt, wenn ich vorübergehe, und doch trage ich das Bewußtſein einer großen Kraft in mir, die über Meinesgleichen herrſchen, und nicht gehorchen ſollte. Mein Auge durchdringt die Geheimniſſe des menſchlichen Herzens; ich ſehe ſeine Gedanken, ehe die Lippen ſie ausſprechen; und ich verachte, während ich ſie ſehe, die Schwäche und die Gebrechen, welche ich niemals theilte. Ich lache über die Thorheit des Kriegers, ich verſpotte in meinem Innern die Tyrannei der Könige. Sicherlich liegt etwas in der menſchlichen Natur, was geſchickter zum Befehlen und würdiger des Ruhmes iſt, als die Sehnen des Arms, die Behendigkeit der Füße, oder der Zufall der Geburt."

Während Morven, der Sohn Oßlahs, alſo in ſeinem Innern dachte und immer noch nach dem Himmel ſchaute, ſah der einſame Mann, wie plötzlich ein Stern ſeine Stelle verließ und durch den ſtillen Äther herunter eilte, bis er eben ſo plötzlich über dem mitternächtigen Strome

ſtehen blieb, dem Hirten an dem Steinhaufen gerade gegenüber.

Als dieſer auf den Stern blickte, ergriffen ihn allmählig ſeltſame Gedanken. Er trank gleichſam aus ſeiner feierlichen Erſcheinung den Geiſt großer Entſchlüſſe. Eine finſtere, raſch über die Erde dahinziehende Wolke entriß den Stern ſeinem Blicke; aber ſeinem erwachten Geiſte ſchwebten immer noch die Gedanken und die dunkeln Pläne vor, die er beim Hinaufblicken nach dem Sterne gefaßt hatte.

Als die Sonne aufging, übernahm einer ſeiner Brüder die Obhut über die Heerde und er ging fort, aber nicht in das Haus ſeines Vaters. Nachdenklich gerieth er in das einſame Dunkel des blätterloſen, winterlichen Waldes und geſtaltete immer deutlicher und feſter aus ſeinen wilden Gedanken die Grundzüge ſeiner kühnen Hoffnung. In tiefe Betrachtungen verſunken, hörte er ein großes Geräuſch im Walde und ſtieg, aus Furcht, der feindliche Stamm Alerichs möchte auf dieſem Wege eindringen, auf einen der höchſten Tannenbäume, deren ewiges Grün auch im Winter den Schutz gewährte, den er ſuchte, und durch die Äſte des Baumes verborgen, blickte er ängſtlich nach der Richtung, woher das Geräuſch gekommen war. Und es kam — es kam mit einem Stampfen und Knarren und Krachen auf den Reiſern und Blättern, welche den Boden bedeckten — es kam — es kam das Ungeheuer, welches die Welt jetzt nicht mehr kennt — der mächtige Mammuth des Nordens. Langſam bewegte ſich die rieſige Geſtalt, und die glühenden Augen leuchteten durch den dunklen Schatten;

die geöffneten Kinnbacken zeigten die Zähne, womit das Thier die jungen Eichen des Waldes zermalmte, und die ungeheuren Hauer, welche ſich bis zur Mitte ſeines maſſiven Gliederbaues hinabkrümmten, glänzten weiß und geſpenſtiſch und machten beinahe das Blut eines Mannes gerinnen, welcher nachher der furchtbarſte Herrſcher dieſes fernen Zeitalters werden ſollte.

Die ſchwarzgelben Augen des Ungeheuers entdeckten den Hirten ſelbſt in der dichten Finſterniß des Tannenbaumes. Das Thier ſtand ſtill — es ſtarrte ihn an — ſeine Kinnladen öffneten ſich und ein dumpfer, tiefer Laut, gleich dem Donner, erſchien dem Sohne Oßlahs wie das Todtengeläute zu einem ſchauervollen Grabe. Nachdem der Mammuth ihn einige Augenblicke angeſtarrt, ſetzte er wieder ruhig, die Zweige zermalmend, ſeinen furchtbaren Weg fort, bis der letzte Ton ſeines ſchweren Trittes in der Ferne erſtarb. *

Ehe jedoch Morven den Muth faßte, vom Baume herunterzuſteigen, ſah er Waffen durch die kahlen Zweige des Waldes glänzen und bekam jetzt eine kleine Rotte von dem Heere des feindlichen Alerichs zu Geſicht. Er war völlig vor den Kriegern verborgen und hörte wie im Vorüberziehen Einer zu dem Andern ſagte:

„Die Nacht bedeckt alle Dinge, warum greifen wir ſie bei Tage an?“

Und der, welcher das Haupt der Bande ſchien, ant=

* Dem Kritiker diene zur Beachtung, daß dieſe Beſchreibung eines Thieres, deſſen Geſchlecht längſt verſchwunden iſt, bloß die entfernte Weltperiode bezeichnen ſoll, in welche die gegenwärtige Erzählung fällt.

wortete: „Ganz richtig! Nächtlicherweiſe, wenn ſie in der Stadt ſchlafen, wollen wir ſie überfallen. Sie werden trunken ſein vom Weine und wie Schafe in unſere Hände gerathen."

„Aber wo, o Hauptmann," ſagte ein Dritter von der Bande, „ſollen wir während des Tages unſere Leute verbergen? Es gibt viele Jäger unter der Jugend des Stammes von Öſtrich und leicht könnten ſie uns im Walde bemerken und ihren Stamm gegen uns bewaffnen."

„Dafür habe ich geſorgt," erwiderte der Häuptling. „Iſt nicht in der Nähe die dunkle Höhle Oberlins? Wird ſie uns nicht vor dem Auge unſerer Opfer verbergen?"

Hierauf lachten die Männer und zogen jubelnd ihren Weg weiter durch den Wald.

Als ſie vorüber waren, ſtieg Morven vorſichtig vom Baume herab und eilte auf einem breiten Pfade nach einem Thale, welches zwiſchen dem Walde und dem Fluſſe ſich befand und worin die Stadt lag, in welcher der Fürſt dieſes Landes reſidirte. Als er an den wehrhaften Männern vorüberging (damals Rieſen, welche in den Straßen, wenn man dieſen Ausdruck gebrauchen darf, ſich drängten, leichte Kleider um ihre gewaltigen Glieder, einen Köcher auf dem Rücken und einen Jagdſpeer in der Hand) lachten ſie und ſchrien, mit den Fingern auf ihn deutend: „Morven, Du Weib! Morven, Du Krüppel! Was machſt Du unter Männern?"

Der Sohn Oßlahs war klein von Geſtalt und ſchmächtig und hinkte ſeit ſeiner Geburt; aber er ging ſorg-

los durch die Reihen der Krieger. In der Vorſtadt kam er zu einem hohen Gebäude, in welchem einige alte Männer beiſammen wohnten, die den König beriethen in den Zeiten der Gefahr, oder wenn Mißwachs, Hungersnoth oder Dürre den Herrſcher in Verlegenheit brachten und die wilden Stirnen ſeines kriegeriſchen Stammes umwölkten.

Sie ertheilten ihre Rathſchläge aus Erfahrung, wenn aber Erfahrung ihnen abging, ſo nahmen ſie in ihrer gläubigen Unwiſſenheit Zuflucht zu Deutungen aus den Winden des Himmels, dem Wechſel des Mondes und dem Fluge der wandernden Vögel. Durch die Stimmen der Elemente und die mannigfaltigen Geheimniſſe, welche auf der Erde ewig wechſeln, ungelöst durch die Verwunderung, welche nicht ruht, die Furcht, welche glaubt und das ewige Ergebniß jeder Erfahrung, welches die Wirkungen einer Urſache zuſchreibt — durch dieſes Alles mit dem Gedanken an höhere Mächte erfüllt, kamen ſie ihrer Unwiſſenheit durch die Vermuthungen ihres Aberglaubens zu Hülfe. Aber ſie wußten noch nichts von Liſt und übten keinen freiwilligen Betrug, ſondern zitterten vor den Geheimniſſen, welche ihr Glaube ſelbſt geſchaffen hatte. Sie riethen, was ſie ſelbſt glaubten, und ſo alte, ergraute Männer hatte nie ein kühner Traum verlockt, ihre Krieger und Könige durch die Kunſtgriffe des Truges zn beherrſchen.

Der Sohn Oßlahs betrat furchtlos das hohe Gebäude und näherte ſich dem oberen Ende der Halle, wo die Greiſe verſammelt waren.

„Wie, niedriggeborener Feigling!“ rief der Älteſt

ſeiner Zeit ein angeſehener Krieger, „wie wagſt Du es ohne Weiteres in den geheimen Rath der weiſen Männer Dich zu drängen? weißt Du nicht, Landſtreicher, daß die Todesſtrafe darauf geſetzt iſt?“

„Erſchlage mich, wenn Du willſt!“ erwiderte Morven, „aber höre! Als ich vergangene Nacht unter den Ruinen unſeres alten Königspalaſtes ſaß und, wie mir mein Vater gebot, die Schafe weidete, damit nicht die wilden Banden Alerichs unverſehens von den Bergen herabkommen und die Heerde rauben möchten, entſtand ein heftiger Sturm; aber als der Sturm vorübergezogen und ich nach dem Himmel blickte, ſah ich einen Stern von ſeiner Höhe zu mir niederſteigen, und eine Stimme von dem Sterne rief mir zu: „„Sohn Oßiahs, verlaß Deine Heerde und gehe in den Rath der weiſen Männer und ſage ihnen, daß ſie Dich aufnehmen ſollen unter ihre Zahl, oder es werde das Verderben plötzlich über ſie und die ihrigen hereinbrechen.““ Aber ich faßte Muth und antwortete der Stimme: Spotte nicht des armen Hirtenſohnes. Siehe, ſie werden mich tödten, wenn ich ſo kühne Worte mir erlaube, denn ich bin arm und werthlos in den Augen des Stammes von Öſtrich, und die durch Thaten Berühmten und durch Alter Ergrauten ſitzen allein im Rathe der Weiſen.“

„Hierauf ſprach die Stimme: „„Thue nach meinem Befehle und ich will Dir ein Zeichen geben, daß Du von den Mächten kommeſt, welche die Jahreszeiten beherrſchen und auf den Fittigen des Windes einherziehen. Sage den weiſen Männern, es werde, wenn ſie ſich weigern, Dich in ihre Mitte aufzunehmen, noch dieſe

Nacht das Unglück über ſie hereinbrechen und ihnen ein blutiger Morgen dämmern.““

„Die Stimme ſchwieg und eine Wolke verhüllte den Stern; ich dachte lange darüber nach und kam, o ehrwürdige Väter, trauernd zu Euch. Ich fürchtete nämlich, Ihr würdet mich erſchlagen wegen meiner frechen Zunge, und Ihr würdet mich zum Tode verurtheilen, weil ich etwas fordere, das ſelbſt den Söhnen der Könige kaum geſtattet würde.“

Hierauf blickten die ſtrengen Älteſten einander an und wußten vor Staunen nicht, welche Antwort ſie dem Sohne des Hirten geben ſollten.

Endlich ſagte einer der Weiſen: „Sicherlich muß Wahrheit ſein in dem Sohne Oßlahs, denn er würde nicht wagen, die großen Lichter des Himmels zu Lügnern zu machen. Wenn er die Worte des Sterns einem Menſchen zugeſchrieben hätte, ſo könnte man mit Recht an ihrer Wahrheit zweifeln. Wer möchte aber die Götter der Nacht zur Rache herausfordern?“

Hierauf nickten die Älteſten billigend mit dem Kopfe; einer jedoch brachte folgende Einrede vor: „Sollen wir den Sohn des Hirten als Unſeresgleichen aufnehmen? Nein!“

Der Name des Mannes, welcher alſo antwortete, war Darvan und ſeine Worte gefielen den Älteſten.

Aber Morven erwiderte: „Wahrlich, Ihr Räthe des Königs, ich verlange nicht gleichen Rang mit Euch einzunehmen; ich will nur die Thore Eures Palaſtes bewachen und Euch als der Sohn Oßlahs dienen.“ Dies ſprechend beugte er demüthig das Haupt.

Hierauf ſagte der Oberſte der Alten, denn er war weiſer als die Übrigen: „Aber wie willſt Du uns von dem Verderben befreien, das kommen ſoll? Ohne Zweifel hat Dir der Stern einen Dienſt angegeben, den Du uns erweiſen kannſt, wenn wir Dich in unſeren Palaſt aufnehmen, ſo gut er Dir das Unglück genannt haben wird, welches über uns hereinbricht, im Fall wir uns weigern."

Morven antwortete demüthig: „Wenn Du Deinen Diener aufnimmſt, ſo wird der Stern ihn gewiß belehren, womit er Dir nützlich ſein kann; aber bis jetzt weiß er nur, was er bereits geſagt hat."

Hierauf baten ihn die Weiſen, daß er abtreten möchte, und ſie berathſchlagten lange mit einander; denn obwohl ſie kühne Männer waren, welche das Kriegsgeſchrei eines menſchlichen Feindes verachteten, ſchauderten ſie doch über die Prophezeihung des Sterns. Sie faßten alſo den Entſchluß, den Sohn Oßlahs aufzunehmen und ihn zum Thürhüter des Rathſaales zu machen. Er hörte ihre Entſcheidung, beugte ſein Haupt, ging zu der Thüre und ſetzte ſich daneben ſtille nieder.

Und die Sonne ſank im Weſten hinab und die erſten Sterne der Dämmerung fingen an zu flimmern, als Morven von ſeinem Sitze aufſprang und ein Zittern ſeine Glieder zu ergreifen ſchien. Seine Lippen ſchäumten; Zucken und Todesangſt kamen über ihn; er krümmte ſich wie Einer, der vom feindlichen Speere eine tödtliche Wunde erhalten und fiel plötzlich mit dem Geſichte auf den ſteinigen Boden.

Die Älteſten kamen herbei und hoben ihn verwun-

dert auf. Wie aus einer Ohnmacht kam er wieder langſam zu ſich und ſagte mit wild rollenden Augen: „Hörtet Ihr nicht die Stimme des Sternes?“

Und der Oberälteſte antwortete: „Nein, wir hörten keinen Laut.“

Hierauf ſeufzte Morven tief.

„An mich allein erging das Wort. Bietet plötzlich, o Ihr Rathgeber des Königs! bietet die Bewaffneten und die ganze Jugend des Stammes auf und laßt ſie das Schwert und den Speer ergreifen und Eurem Diener folgen. Denn ſiehe, der Stern hat ihm verkündet, der Feind werde in unſere Hände fallen, wie die wilden Thiere des Waldes.“

Der Sohn Oßlahs ſprach mit gebieteriſcher Stimme und die Älteſten waren erſtaunt. „Warum zaudert Ihr?“ rief er. „Lügen die Götter der Nacht? Auf mein Haupt falle das Verderben, wenn ich Euch betrüge.“

Da berathſchlagten ſich die Älteſten untereinander und boten ſodann die Bewaffneten und die ganze Jugend des Stammes auf; Jeder ergriff das Schwert und den Speer und Morven that desgleichen. Und der Sohn Oßlahs ging voran, immer nach dem Sterne blickend, und er ermahnte ſie, ſtille zu ſein und mit leiſem Tritte einherzuſchreiten.

So zogen ſie durch das Dickicht des Waldes, bis ſie zum Eingange einer großen, mit alten, ſtruppigen Bäumen überwachſenen Höhle kamen, welche die Höhle Oderlins hieß, und er gebot den Führern, ſie ſollten die Bewaffneten auf beiden Seiten der Höhle, zur Rechten und zur Linken, im Gebüſche aufſtellen.

So ſtanden ſie ſchweigend auf der Lauer, bis die Nacht finſterer wurde, als ſie ein Geräuſch in der Höhle und Fußtritte hörten, und heraus kam ein Bewaffneter; aber Morvens Speer durchbohrte ihn und er fiel todt am Eingange der Höhle nieder. Ein Zweiter und ein Dritter hatten das gleiche Schickſal. Hierauf erſchallte laut und lang das Kriegsgeſchrei Alrichs und heraus=ſtürzte, wie ein Fluß über ein enges Bett, der Strom der Bewaffneten. Und die Söhne von Öſtrich fielen über ſie her und der Feind gerieth in ein gewaltiges Gedränge; denn die Raſchheit des Angriffs und die Dunkelheit der Nacht verbreiteten Schrecken unter ſeinen Reihen, und es entſtand ein großes Gemetzel.

Als der Morgen anbrach, zählten die Kinder von Öſtrich die Erſchlagenen und fanden unter ihnen den Führer von Alrich und die Hauptleute des Stammes, weßhalb große Freude ſich ihrer bemächtigte. Im Triumphe zogen ſie nach der Stadt und trugen Oßlahs wackeren Sohn auf ihren Schultern, unter dem Jubelrufe: „Ehre dem Diener des Sterns."

Und Morven ſaß im Rathe der Weiſen.

Nun hatte der König des Stammes eine Tochter, und ſie war ſtattlich unter den Weibern des Stammes und ſchön von Anſehen. Und Morven blickte ſie an mit den Augen der Liebe; aber ſein Herz wagte es nicht, mit ihr zu ſprechen.

Der Sohn Oßlahs lachte heimlich über die Thorheit der Menſchen; er liebte ſie nicht, denn ſie hatten ihn verſpottet; er achtete ſie nicht, denn er hatte die Weiſeſten unter ihren Alten getäuſcht. Er mied ihre Feſte

und Ergötzlichkeiten und führte ein einſames Leben. Dieſe Zurückgezogenheit erhöhte die geheimnißvolle Huldigung, welche ſein Umgang mit den Sternen ihm verſchafft hatte, und die Künſtler der Krieger beugten ihr Haupt vor dem Lieblinge der Götter.

Eines Tages wandelte er am Ufer des Fluſſes und ſah einen großen Raubvogel vom Waſſer ſich erheben und auf einen Habicht Jagd machen, der die volle Flugkraft ſeiner Schwingen noch nicht erlangt hatte. Seit früher Jugend pflegte der ſtille Morven in den großen Wäldern und an den Ufern des mächtigen Stromes die Gewohnheiten der Weſen zu beobachten, welche die Natur dem Menſchen unterworfen hat, und als er jetzt die Vögel erblickte, ſagte er zu ſich ſelbſt: „So geht es immer; durch Liſt oder durch Gewalt ſucht jedes Geſchöpf Seinesgleichen zu bemeiſtern.“ Während dieſer Betrachtung hatte der größere Vogel den Habicht niedergeſtoßen und dieſer fiel erſchrocken und keuchend zu Morvens Füßen. Morven nahm den Vogel in ſeine Hände und der Geier erhob ein lautes Geſchrei über ihm und näherte ſich, immer engere Kreiſe ziehend, ſeiner beſchützten Beute; aber Morven verſcheuchte den Geier, trug den Habicht in ſeinem Buſen nach Hauſe, pflegte ihn ſorgfältig, fütterte ihn mit ſeiner eigenen Hand, bis er ſeine Kräfte wieder erlangt hatte und der Habicht kannte ihn und folgte ihm wie ein Hund. Morven ſprach lächelnd zu ſich ſelbſt: „Siehe, die leichtgläubigen Thoren ſchauen nach dem Fluge und der Bewegung der Vögel. Ich will dieſen armen Habicht lehren, daß er meinen Zwecken dient.“ Er zähmte alſo den Vogel und

richtete ihn ſeiner Natur gemäß ab; aber er verbarg ihn ſorgfältig vor Anderen und pflegte ihn nur im Geheimen.

Der König des Landes war alt und dem Tode nahe und die Augen des Stammes blickten auf ſeine beiden Söhne, von denen man nicht wußte, welcher der Herrſchaft am würdigſten ſei. Morven ging eines Abends durch den Wald und ſah den jüngeren von Beiden, der ein großer Jäger war, traurig unter einer Eiche ſitzen und mit nachdenklichen Augen zur Erde ſchauen.

„Worüber ſinnſt Du hier nach, o ſchnellfüßiger Siror?“ ſagte der Sohn Oßlahs, „und warum biſt Du traurig?“

„Du kannſt mir nicht helfen,“ erwiderte der Prinz mit barſchem Tone; „geh Deines Wegs.“

„Nein,“ antwortete Morven, „Du weißt nicht, was Du ſagſt; bin ich nicht der Liebling der Sterne?“

„Hinweg, ich bin kein Graubart, den die Nähe des Todes albern macht; ſage mir nichts von den Sternen; ich kenne bloß diejenigen Dinge, welche mein Auge ſieht und mein Ohr hört.“

„Stille!“ ſagte Morven feierlich und bedeckte ſein Geſicht; „ſtille, oder der Himmel möchte Deine trotzige Rede rächen; aber ſiehe, die Sterne haben mir Macht verliehen, die Geheimniſſe des menſchlichen Herzens zu durchſchauen und ich kann Dir die Gedanken des Deinigen ſagen.“

„Sage ſie, Niedriggeborner!“

„Du biſt der Jüngere von Zweien und Dein Name iſt im Kriege weniger bekannt, als der Name Deines Bruders, und doch möchteſt Du über ihn erhoben werden und auf dem hohen Throne Deines Vaters ſitzen.“

Der Jüngling wurde bleich. „Du haſt Wahrheit auf Deinen Lippen,“ ſprach er mit zitternder Stimme.

„Nicht von mir, ſondern von den Sternen kommt die Wahrheit.“

„Können die Sterne meinen Wunſch erfüllen?“

„Sie können es; morgen treffen wir uns wieder.“ Alſo ſprechend ging Morven in den Wald.

Am nächſten Tage, um die Mittasgsſtunde, kamen ſie wieder zuſammen.

„Ich habe die Götter der Nacht um Rath gefragt, und ſie haben mir die Gewalt, um die ich bat, verliehen, aber unter einer Bedingung.“

„Nenne ſie.“

„Du ſollſt Deine Schweſter auf ihren Altären opfern, Du ſollſt einen Steinhaufen errichten und Deine Schweſter in den Wald nehmen, ſie auf den Steinhaufen legen und Dein Schwert in ihre Bruſt ſtoßen, ſo allein wirſt Du regieren.“

Der Prinz ſchauderte, erhob ſich und zückte ſeinen Speer gegen Morvens bleiche Stirne.

„Zittere,“ ſprach der Sohn Oßlahs mit lauter Stimme, „höre auf die Götter, welche Dich mit Tod bedrohen, weil Du es gewagt haſt, Deinen Arm gegen ihren Diener zu erheben.“

Während er ſo ſprach, rollte der Donner über ihnen; denn es war einer der häufigen Gewitterſtürme des beginnenden Sommers ausgebrochen. Der Speer fiel dem Prinzen aus der Hand; er ſetzte ſich und heftete ſeine Augen auf den Boden.

„Willſt Du den Befehl der Sterne erfüllen und regieren?“ ſagte Morven.

„Ich will,“ rief Siror mit verzweiflungsvollem Tone.

„Dieſen Abend alſo, wenn die Sonne untergeht, ſollſt Du Deine Schweſter allein hieherbringen; ich kann Dich nicht begleiten. Jetzt laß uns den Steinhaufen errichten.“

Schweigend ergriff der Jäger mit ſeiner ganzen ungeheuren Stärke die Felſenſtücke, welche Morven ihm zeigte; ſie bauten den Altar und Jeder ging ſeines Weges.

Herrlich iſt das Verſcheiden der großen Sonne, wenn der letzte Geſang der Vögel in den Schooß des Schweigens verſinkt, wenn die Wolkengefilde ſich im Lichte baden und der erſte Stern über dem Grabe des Tages aufzeht!

„Wohin führſt Du mich, mein Bruder?“ fragte Orna; „warum zittert Deine Lippe? Und warum wendeſt Du Dein Geſicht hinweg?“

„Iſt der Wald nicht ſchön, und lockt er uns nicht weiter?“

„Und wozu dienen dieſe Steinhaufen?“

„Das mögen Andere Dir ſagen; ich errichtete ſie nicht.“

„Du zitterſt, Bruder, wir wollen umkehren.“

„Nein, bei dieſen Steinen liegt ein Vogel, den mein Speer heute durchbohrt hat; ein Vogel mit wundervollem Gefieder, den ich für Dich erlegte.“

„Wir ſind bei dem Steinhaufen; wo haſt Du den Vogel hingethan?“

„Hier!“ rief Siror, und er nahm die Jungfrau

in ſeine Arme, legte ſie auf den rohen Altar, ergriff ſein Schwert und wollte ihr das Herz durchſtoßen.

Gerade über den Steinen erhob ſich eine rieſige Eiche, ſchon viele Jahrhunderte alt, und von der Eiche, oder vom Himmel herab erſchallte eine laute, feierliche Stimme: „Halt inne, Du Königsſohn! Die Sterne ſchonen ihr Eigenthum; Du ſollſt das Mädchen nicht tödten, und dennoch über den Stamm von Öſtrich regieren; aber Orna ſollſt Du als Braut dem Lieblinge der Sterne geben; erhebe Dich und gehe Deines Wegs!“

Die Stimme ſchwieg. Der Schrecken hatte Orna's Lebensgeiſter für einen Augenblick überwältigt und Siror trug ſie in ſeinen ſtarken Armen durch den Wald nach Hauſe.

„Ach,“ ſagte Morven, als er am nächſten Tage den ehrgeizigen Prinzen wieder traf, „ach, die Sterne haben mir ein Loos beſchieden, wornach mein Herz nicht verlangt; denn ſtets in Zurückgezogenheit lebend und krüppelhaft an Geſtalt, bin ich unempfindlich gegen die Flammen der Liebe, und habe immer, wie Du und Dein Stamm weiß, die Augen der Weiber gemieden, denn die Mädchen lachten über meinen hinkenden Schritt und meine düſteren Geſichtszüge. So lernte ich ſchon frühzeitig alle Liebesgedanken verbannen. Aber ſeitdem die Sterne (wie ſie Dir erklärten) mir die Weiſung gaben, daß Du, o theuerſter Prinz, nur durch dieſe Heirath die Federkrone Deines Vaters erlangen könneſt, bin ich bereit, mich in ihren Willen zu fügen.“

„Aber,“ ſagte der Prinz, „erſt wenn ich König bin, kann ich Dir meine Schweſter zur Ehe geben; denn Du

weißt, daß mein Vater, der König, mich zu Staub zermalmen würde, wenn ich von ihm verlangte, er ſolle die Blume unſeres Stammes dem Sohne des Hirten Oßlah geben.“

„Du ſprichſt Worte der Wahrheit. Gehe heim und fürchte Dich nicht; aber wenn Du König biſt, ſo muß das Opfer gebracht und Orna die Meinige werden. Ach! wie kann ich es wagen, meine Augen zu ihr zu erheben! Aber ſo verlangen es die furchtbaren Könige der Nacht! Wer darf ihrem Worte widerſprechen?“

„An dem Tage, wo ich König werde, wird Orna die Deinige,“ erwiderte der Prinz.

Morven wandelte ſeiner Gewohnheit nach allein weiter und ſagte zu ſich ſelbſt: „Der König iſt zwar alt, doch kann er noch lange zwiſchen mir und meiner Hoffnung leben!“ Und er begann darüber nachzuſinnen, wie er dieſe Zeit abkürzen könnte. In ſolche Gedanken vertieft, wandelte er achtlos weiter, bis die Nacht heranrückte und er ſeinen Pfad in dem dichten Walde verloren hatte und den Heimweg nicht mehr finden konnte. Er legte ſich alſo ruhig unter einen Baum, bis der Morgen dämmerte. Dann kam der Hunger über ihn und er ſuchte im Gebüſche nach ſolchen ſchlichten Wurzeln, womit er (denn er kümmerte ſich wenig um Nahrung) gewöhnlich die Forderungen der Natur befriedigte.

Unter bekannteren Kräutern und Wurzeln fand er auch eine rothe Beere von ſüßem Geſchmacke, welche er früher noch nie geſehen. Morven aß nur wenig davon, und kaum hatte er einige Schritte im Walde weiter gethan, als es ihm vor den Augen flimmerte und eine

tödtliche Krankheit ihn zu befallen drohte. Mehre Stunden lang lag er in Krämpfen auf der Erde und erwartete den Tod; aber die Magerkeit ſeines Körpers und ſeine unveränderliche Mäßigkeit ſiegten über das Gift und er genaß nach einer großen Beängſtigung allmählig wieder. Mit ſchwachen Schritten kehrte er an den Ort zurück, wo die Beeren wuchſen, und nachdem er mehre derſelben gepflückt, verbarg er ſie in ſeinem Buſen und gelangte mit Einbruch der Nacht in die Stadt.

Am nächſten Morgen ging er zu ſeines Vaters Heerde und nöthigte ein Lamm, einige von den Beeren zu freſſen; das Lamm ſprang hierauf davon und fiel bald nachher todt nieder. Sodann kochte Morven eine gute Portion von den Beeren, vermiſchte den Saft mit Wein und gab den Wein heimlich einen von ſeines Vaters Knechten zu trinken und der Knecht ſtarb.

Nun ging Morven zu dem Könige, und als er allein vor ihn gelaſſen wurde, ſprach er zu ihm: „Wie befindet ſich mein Herr?“

Der König ſaß auf einem Lager aus Wolfsfellen, und ſein Auge war gläſern und trübe; aber gewaltig waren ſeine betagten Glieder, rieſenhaft ſeine Geſtalt, und er war um einen Kopf höher geweſen denn die Kinder der Menſchen, und Niemand vermochte den Bogen zu ſpannen, den er in ſeiner Jugend geſpannt hatte. Grau, hager, verkommen, wie jene rieſigen Knochen, die bisweilen aus dem Schooße der Erde gegraben werden, war der König nur noch ein Überreſt alter Kraft.

Und der Fürſt ſagte mit ſchwacher Stimme und

geiſterhaftem Lächeln: „Männern von meinem Alter geht es ſchlimm. Was hilft mir meine Kraft? Lieber wäre ich als ein Krüppel geboren, wie Du, dann dürfte ich in meinen alten Tagen nichts betrauern."

Eine Röthe flog über Morvens Geſicht, aber er verbeugte ſich demüthig.

„O König! Wie, wenn ich Dir Deine Jugend zurückgeben — wie, wenn ich Dir jene Kraft wieder verſchaffen könnte, wodurch Du Dich vor den Söhnen der Menſchen auszeichneteſt, als die Krieger von Alrich gleich dem Graſe durch Dein Schwert fielen?"

Der König erhob ſeine verdunkelten Augen und ſagte: „Wie meinſt Du, Sohn Oßiahs? Ich höre viel von Deiner großen Weisheit, und daß Du nächtlicher Weile mit den Sternen ſprichſt. Können die Götter der Nacht Dir das Geheimniß mittheilen, das Alter wieder jung zu machen?"

„Verſuche ſie nicht durch Zweifel," erwiderte Morven ehrfurchtsvoll. „Alle Dinge ſind den Beherrſchern der finſtern Stunde möglich, und ſiehe! der Stern, welcher Deinen Diener liebt, ſprach zu ihm in der Stille der Nacht: „„Stehe auf und gehe zu dem Könige, und ſage ihm, daß die Sterne den Stamm von Öſtrich ehren und daran denken, wie der König ſeinen Bogen ſpannte gegen die Söhne von Alrich; daher ſieh nach unter dem Steine, welcher rechts von Deiner Wohnung — gerade neben dem Tannenbaume — liegt, und Du wirſt ein irdenes Gefäß finden, und in dem Gefäße einen ſüßen Saft; dieſer wird den König, Deinen Herrn, ſein Alter für immer vergeſſen machen."" Als nun der Morgen

anbrach, mein Herr, da ging ich hinaus und ſah nach unter dem Steine und fand das irdene Gefäß, und ich habe es hieher zu meinem Herrn, dem Könige, gebracht."

„Schnell, Sklave, ſchnell! Ich will davon trinken und meine Jugend wieder erlangen!"

„Nein, höre, o König! Der Stern ſprach weiter zu mir: „„Nur bei Nacht, wenn die Sterne Gewalt haben, wird dieſe Gabe etwas nützen; daher muß der König warten bis zur Stille der Mitternacht, wenn der Mond hoch am Himmel ſteht, dann mag er den Saft mit ſeinem Weine miſchen. Aber er darf es Niemand offenbaren, daß er die Gabe aus der Hand des Dieners der Sterne empfangen hat. Denn ſie thun ihr Werk im Verborgenen und wenn die Menſchen ſchlafen; daher lieben ſie nicht das Geplapper der Mäuler, und der, welcher ihre Wohlthaten nicht verſchweigt, wird ſicherlich ſterben.""

„Sei ohne Sorge," ſprach der König, nach dem Gefäße greifend; „Niemand ſoll es erfahren, und ſiehe, morgen werde ich jünger aufſtehen als meine beiden Söhne, welche um meine Krone ſich ſtreiten!"

Hierauf lachte der König laut, dankte kaum dem Diener der Sterne und verſprach ihm auch keine Belohnung; denn in jenen Zeiten dachten die Könige faſt nur an ſich ſelbſt.

Und Morven ſagte zu ihm: „Soll ich meinem Herrn nicht zur Seite bleiben, denn ohne mich könnte der Trank vielleicht ſeine Wirkung verfehlen."

„Ja," ſprach der König, „bleibe hier."

„Nein," erwiderte Morven; „Deine Diener wer-

den ſich wundern und viel darüber reden, wenn ſie den Sohn Oßlahs in Deinem Palaſte weilen ſehen. Dadurch könnte vielleicht das Mißfallen der Götter der Nacht erregt werden. Geſtatte, daß die Hinterthüre Deines Palaſtes unverſchloſſen bleibt, dann werde ich, wenn der Mond mitten am Himmel ſteht, unvermerkt in Dein Gemach ſchleichen und den Saft mit Deinem Weine miſchen."

„So ſei es!" ſagte der König. „Du biſt weiſe, obwohl Deine Glieder krumm und kurz ſind, und die Sterne einen größeren Mann hätten wählen können." Hierauf lachte der König wieder und Morven lachte auch; aber es lag etwas Gefährliches in der Freude Oßlahs.

Die Nacht begann abzunehmen und die Bewohner von Öſtrich waren in tiefen Schlaf verſunken, als eine laute Stimme durch die Straßen rief: „Wehe! wehe! Wachet auf, ihr Söhne von Öſtrich, wehe!" Hierauf ſtürzten wild, bleich, erſchrocken, mit dem Speere in der Hand, die Rieſenſöhne des rauhen Stammes aus ihren Wohnungen und ſahen einen Mann auf einer Anhöhe in der Stadt, welcher „wehe" rief, und es war Morven, der Sohn Oßlahs; und er ſagte zu ihnen, als ſie ſich um ihn ſchaarten: „Männer und Krieger, zittert vor dem, was ihr nun höret. Der Stern des Weſtens hat alſo zu mir geſprochen: „„Unglück ſoll kommen über das königliche Haus von Öſtrich, ja, ehe der Morgen dämmert; deßhalb gehe wehklagend durch die Straßen und verkünde den Einwohnern das Unheil!"" Ich erhob mich alſo und that wie der Stern mir geboten." Wäh-

rend Morven noch ſprach, kam ein Diener aus dem königlichen Hauſe und rief der verſammelten Menge zu: „Der König iſt todt!“ Sie gingen nun in den Palaſt und fanden den König ſtarr auf ſeinem Lager und ſeine rieſigen Glieder krampfhaft zuſammengekrümmt durch die Todesqualen und ſeine Hände geballt wie zur Drohung gegen einen Feind — den Feind alles lebendigen Fleiſches! Nun kam Furcht über alle, die es ſahen und ſie blickten auf Morven mit ehrerbietigerer Scheu, als der kühnſte Krieger je hätte hervorrufen können; ſie trugen ihn zurück nach der Rathshalle der weiſen Männer, jammernd und ihre Waffen zum Zeichen der Trauer zuſammenſchlagend, unter dem öfteren Rufe: „Ehre Morven, dem Propheten!“ Und damals zuerſt wurde das Wort Prophet in jener Gegend gebraucht.

Am dritten Tage nach dem Tode des Königs kam Siror um Mittag zu Morven und ſagte: „Siehe, mein Vater lebt nicht mehr und das Volk ſchreitet dieſen Abend nach Sonnenuntergang zur Wahl ſeines Nachfolgers; gewiß werden nun die Krieger und die jungen Leute meinen Bruder wählen, denn er iſt bekannter im Kriege. Verlaß mich deßhalb nicht.“

„Schweig, Knabe!“ ſagte Morven in ſtrengem Tone; „wage es nicht, die Wahrhaftigkeit der Nachtgötter zu bezweifeln.“ Morven begann jetzt auf ſeine Gewalt unter dem Volke zu pochen und die Sprache eines Herrſchers zu führen, ſelbſt gegen die Söhne des Königs. Er brachte den ungeſtümen Siror zum Schweigen und dieſer wagte nicht mehr ein Wort zu erwidern.

„Siehe,“ ſprach Morven und zog einen farbigen

Federbuſch hervor; „trage dieſen auf Deinem Haupte und blicke muthig drein, denn das Volk liebt einen hoffnungsvollen Geiſt. Geh mit Deinem Bruder hinunter auf den Platz, wo der neue König erwählt wird, und überlaß den Sternen das Übrige. Aber vor Allem vergiß nicht dieſen Federbuſch; er iſt von den Göttern der Nacht geweiht.“

Der Prinz nahm den Federbuſch und kehrte nach Hauſe zurück.

Es war Abend und die Krieger und Häuptlinge des Stammes hatten ſich auf dem Platze verſammelt, wo der neue König gewählt werden ſollte. Und die Stimmen der Meiſten begünſtigten den Prinzen Voltoch, den Bruder Sirors, denn er hatte zwölf Feinde mit ſeinem Speere getödtet und in jenen Tagen wurde dies einem Könige als großes Verdienſt angerechnet.

Plötzlich entſtand ein Geſchrei in den Straßen und das Volk rief: „Platz für Morven, den Propheten, Platz für den Propheten!“ Das Volk hegte noch größere Ehrfurcht vor dem Sohne Oßlahs, als ſelbſt vor ſeinen Häuptlingen. Seit er die Aufmerkſamkeit auf ſich gelenkt, hatte Morven eine ſo majeſtätiſche Miene angenommen, wie der Sohn des Hirten in ſeinen früheren Tagen ſie niemals kannte, und obwohl er klein von Geſtalt war und noch dazu hinkte, ſo lag doch Ernſt und Hoheit in ſeiner Miene. Er allein unter dem Stamme trug ein Gewand, das den Boden berührte; ſein Haupt war bloß, ſein langes ſchwarzes Haar reichte bis zum Gürtel herab, und ſelten bemerkte man eine Veränderung oder eine menſchliche Leidenſchaft auf

ſeinem ruhigen Geſichte. Er wohnte keinen Feſtgelagen bei, trank keinen Wein und ließ ſich ſelten auf der Straße ſehen. Er lachte und lächelte nicht, außer wenn er allein im Walde war — und dann lachte er über die Thorheiten ſeines Stammes.

So ſchritt er langſam durch die Menge, ſich weder rechts noch links wendend, während das Volk Platz machte, und er ſtützte ſeine Schritte mit einem knotigen Fichtenſtabe.

Als Morven an die Stelle kam, wo die Häuptlinge verſammelt waren und die beiden Prinzen in der Mitte ſtanden, bat er das Volk, rings umher Stille zu gebieten. Sodann beſtieg er ein großes Felſenſtück und ſprach alſo zu der Menge:

„Prinzen, Krieger und Barden! Ihr weiſen Rathgeber und Ihr, o Jäger des Waldes und Angler der Fiſche des Stromes, höret auf Morven, den Sohn Oßlahs. Ihr wißt, daß ich niedrig von Abkunft und ſchwach am Körper bin; aber gab ich nicht den Stamm von Alrich in Eure Hände und erſchluget Ihr die Feinde nicht im Dunkel der Nacht und richtetet ein großes Blutbad an? Sicherlich ſeid Ihr feſt überzeugt, daß der Sohn des Hirten dieſes nicht von ſich ſelbſt hat, ſondern als das Werkzeug der glänzenden Götter handelte, welche die Kinder von Öſtrich lieben. Hörte man nicht vor drei Nächten, als Schlummer auf der Erde lag, meine Stimme in den Straßen? Rief ich nicht Wehe über das Königshaus von Öſtrich? Und es iſt der dunkle Arm auf die Bruſt des Mächtigen gefallen, der nicht mehr iſt. Konnte mir ſo etwas nur ein Traum einge-

geben haben, oder war ich nicht die Stimme der glänzenden Götter, welche über dem Stamme von Öſtrich wachen? Deßhalb o Männer und Häuptlinge, verachtet nicht den Sohn Oßlahs, ſondern höret auf ſeine Worte; denn ſind ſie nicht die Weisheit der Sterne? Seht, geſtern Nacht ſaß ich allein im Thale und die Bäume ſchwiegen ringsumher und kein Lüftchen bewegte ihre Zweige, und ich blickte auf zu dem Sterne, der dem Sohne Oßlahs Rath ertheilt und ſagte: „„Furchtbarer Beherrſcher des Wolken, der Du Deine Schönheit in den Strömen badeſt und mit Deinem Lichte die Tannenzweige durchdringſt, ſiehe Deinen Diener, wie er trauert, weil der Mächtige dahingegangen iſt und viele Feinde die Häuſer meiner Brüder umgeben; es wäre gut, daß ſie einen tapferen, im Kriege glücklichen und von den Sternen geliebten König hätten. Deßhalb, o Stern, der Du die Krieger von Alrich in unſere Hände gabſt und warnend uns den Fall der Eiche unſeres Stammes verkündeteſt, deßhalb bitte ich Dich, Du möchteſt unſerem Volke ein Zeichen geben, daß ſie Denjenigen zum Könige wählen, welchen die Götter der Nacht vorziehen!““ Hierauf tönte, lieblicher als die Muſik des Barten, eine Stimme durch die Stille der Nacht: „„Deine Liebe zu Deinem Stamme iſt den Sternen angenehm; gehe alſo, Du Sohn Oßlahs, in die Verſammlung der Häuptlinge und des Volkes, wo man einen König wählt und ſage ihnen, ſie ſollen Dich nicht verachten, weil Du langſam auf der Jagd und unbekannt im Kriege biſt; denn die Sterne haben Dir zum Erſatze für Alles Weisheit verliehen. Sage dem Volke,

daß, wie die weiſen Räthe ihre Belehrung aus dem Fluge der Vögel ſchöpfen, ſo ſoll ihnen durch den Flug der Vögel ein Zeichen gegeben werden, daß ſie ihren König darnach wählen. Denn, ſagte der Stern der Nacht, die Vögel ſind Kinder der Winde; ſie ziehen durch den Ocean der Luft hin und her und beſuchen die Wolken, welche Kriegsſchiffe der Götter ſind. Und ihr Geſang beſteht nur aus Bruchſtücken der Melodien, welche ſie von den Harfen da droben hören. Sind ſie nicht die Boten des Sturmes? Wißt Ihr nicht aus den Klagetönen der Vögel und ihrem niedrigen Kreisfluge über der Erde, daß ein Ungewitter nahe iſt, noch ehe der Strom gegen ſeine Ufer braust? Daher urtheilet Ihr mit Recht, daß die Kinder der Luft die beſten Dollmetſcher ſind, zwiſchen den Söhnen der Menſchen und den Herren der Welt da droben. Sage alſo zu dem Volke und den Häuptlingen, ſie ſollen von den Tauben, die im Dache des Palaſtes niſten, eine weiße Taube nehmen und ſie in der Luft fliegen laſſen und die Götter der Nacht werden die Taube als ein Gebet betrachten, das von dem Volke kommt, und werden einen Boten ſenden, um die Bitte zu gewähren und dem dem Stamme von Öſtrich einen König zu geben, der ſeiner würdig iſt.““

„Weiter ſprach der Stern nichts.“

Jetzt murrten die Freunde Voltochs und ſagten: „Soll dieſer Mann uns einen König vorſchreiben?“ Aber das Volk und die Krieger jauchzten Beifall und riefen: „Höret auf den Stern; beginnen oder vermeiden wir

nicht eine Schlacht nach dem Fluge der Vögel? Sollen wir nicht nach dem gleichen Zeichen Denjenigen wählen, der die Schlacht leitet?“ Dieſer Vorſchlag däuchte ihnen ganz naturgemäß, denn er ſtimmte mit den Gewohnheiten des Stammes überein. Hierauf nahmen ſie eine von den Tauben, die in dem Dache des Palaſtes niſteten, und brachten ſie an den Ort, wo Morven ſtand. Dieſer blickte auf zu den Sternen, murmelte einige Worte und ließ den Vogel fliegen.

Nicht weit davon entfernt, war ein junges Gehölz, und als die Taube aufſtieg, erhob ſich plötzlich ein Habicht aus dem Gehölze und verfolgte dieſelbe. Die Taube war erſchreckt und ſchwebte hoch über dem Volke in kreisförmigem Fluge herum, als der Habicht einige Augenblicke ſich auf ſeinen Schwingen wiegend, plötzlich ſeine Beute nicht länger verfolgte, ſondern auf das befiederte Haupt Sirors herabfuhr.

„Seht!“ rief Morven mit lauter Stimme, „ſeht Euern König!“

„Heil! Heil dem Könige;“ jauchzte das Volk. „Heil dem Erkorenen der Sterne!“

Jetzt erhob Morven ſeine rechte Hand, und der Habicht verließ den Prinzen und flog auf Morvens Schulter. „Vogel der Götter!“ ſagte er ehrerbietig, „haſt du nicht eine geheime Botſchaft für mein Ohr?“ Dann legte der Habicht ſeinen Schnabel an Morvens Ohr, und Morven beugte ſein Haupt ehrfurchtsvoll. Von dieſem Augenblicke an blieb der Vogel bei ihm und wollte ſich nicht mehr hinwegſcheuchen laſſen. Und Morven ſagte: „Die Sterne haben mir dieſen Vogel

geſandt, daß ich bei Tage, wenn ich ſie nicht ſehe, nie ohne einen Rathgeber im Unglücke bin."

So wurde Siror König, und Morven der Sohn Oßlahs mußte nach dem Willen des Königs Orna zum Weibe nehmen; und das Volk und die Häuptlinge ehrten Morven den Propheten vor allen Älteſten des Stammes.

Eines Tages ſagte Morven nachdenklich zu ſich ſelbſt: „Bin ich nicht bereits dem Könige gleich? Ja, iſt nicht der König mein Diener? Setzte ich ihn nicht über die Häupter ſeiner Brüder? Bin ich deßhalb nicht geſchickter zur Regierung als er? Soll ich ihn daher nicht von ſeinem Throne ſtoßen? Es iſt ein mühevolles, unſicheres Amt, über die wilden Männer von Öſtrich zu herrſchen, in der vollen Halle zu ſchmauſen und die Krieger in den Kampf führen. Wenn ich aber nicht ſchmauſete, noch in den Krieg auszöge, könnten ſie ſagen, dies iſt kein König, ſondern der Krüppel Morven, und Einige von dem Stamme Sirors erſchlügen mich heimlich. Aber kann ich nicht weit größer ſein als Könige, und dieſelben fortwährend wählen und beherrſchen, wenn ich wie jetzt, nach meiner Bequemlichkeit lebe? Wahrlich, die Sterne ſollen mir einen neuen Palaſt und viele Unterthanen geben."

Unter den Weiſen war Darvan, und Morven fürchtete ihn, denn ſein Auge ſpähte oft den Ränken des Sohnes Oßlahs nach.

Und Morven ſagte: „Es wäre beſſer, dieſen Mann in das Geheimniß zu ziehen, als ihn zu hintergehen; denn ich brauche einen Gehülfen und Freund." Er ſagte

alſo zu dem Weiſen, als er allein daſaß und die untergehende Sonne betrachtete: „Es ſcheint mir, o Darvan, wir ſollten ein großes Gebäude zu Ehren der Sterne errichten, und das Gebäude ſollte herrlicher ſein, als alle Paläſte der Häuptlinge, ja ſelbſt als der Palaſt des Königs; denn ſind nicht die Sterne unſere Herren? Und Du und ich ſollten die Hauptbewohner in dieſem neuen Palaſte ſein, und wir wollen den Göttern der Nacht dienen und ihre Altäre mit dem Auserleſenſten der Heerde und den lieblichſten Früchten der Erde bedecken.“

Und Darvan ſagte: „Du ſprichſt, wie es dem Diener der Sterne geziemt; aber wird das Volk eine ſolches Gebäude erbauen helfen? denn es iſt ein kriegeriſcher Stamm, der die Arbeit nicht liebt.“

Und Morven antwortete: „Ohne Zweifel werden die Sterne das Werk gebieten, ſei deßhalb unbeſorgt.“

„Du biſt in Wahrheit ein wunderbarer Mann, Deine Worte treffen immer ein,“ erwiderte Darvan, „und ich wünſchte, mein Freund, Du möchteſt mich die Sprache der Sterne lehren.“

„Ja, wenn Du mir dienſt, ſo ſollſt Du ſie kennen,“ ſagte der ſtolze Morven; und Darvan war heimlich erbittert, daß der Sohn des Hirten von einem Älteſten und Häuptlinge Dienſte verlangte.

Als Morven zu ſeiner Gemahlin heimkehrte, fand er ſie in Thränen gebadet. Sie liebte den Sohn Oßlahs ausnehmend, denn er war nicht wild und rauh wie die Männer, welche ſie bisher kennen gelernt hatte, und

ſie war ſtolz auf ſeinen Ruhm unter dem Volke. Er nahm ſie in ſeine Arme, küßte ſie und fragte, warum ſie weine. Dann erzählte ſie ihm, ihr Bruder, der König habe ſie beſucht und bittere Worte gegen Morven geäußert: „Er bringt mich um die Neigung meines Volkes," habe Sirox geſagt, „und blendet daſſelbe mit Lügen. Er hat mich zum Könige gemacht; wie wenn er mir den Thron wieder nehmen wollte? Kann nicht ein neues Mährchen von den Sternen das alte verdrängen?" Und der König befahl ſeiner Schweſter, ſie ſolle Morvens Geheimniſſe nachforſchen, und ſehen, ob er die Wahrheit rede, wenn er ſich des Umganges mit den Mächten der Nacht rühme.

Aber Orna liebte Morven mehr als Sirox; deßhalb erzählte ſie ihrem Gemahle Alles.

Und Morven beklagte ſich ſehr über die Undankbarkeit des Königs und war nicht wenig bekümmert, denn ein König iſt ein mächtiger Feind; aber er tröſtete Orna und rieth ihr, ſich zu verſtellen und ſich auch bei ihrem Bruder über ihn zu beklagen, damit derſelbe ihr arglos anvertrauen möchte, was er etwa gegen Morven im Schilde führte.

Neben Morvens Hauſe war eine Höhle, in welcher er den heiligen Habicht verbarg, und worin er heimlich noch andere Vögel für künftige Nothfälle aufzog. Die Thüre der Höhle war fortwährend verſchloſſen. Als er eines Tages daſelbſt die Vögel abrichtete, erblickte er eine Ritze in der Wand, die er früher nie geſehen hatte, und die Sonne ſchien luſtig herein. Da ſah er, daß der Sonnenſtrahl verdunkelt wurde, und alsbald gewahrte

er ein menſchliches Geſicht, welches durch die Ritze hereinſchaute. Morven zitterte, denn er wußte nun, daß man ihn belauert hatte. Haſtig ſprang er aus der Höhle, aber der Späher war unter den Bäumen verſchwunden, und Morven ging geradenwegs nach der Wohnung Darvans und ſetzte ſich daſelbſt nieder. Darvan kehrte erſt ſpät zurück und erbleichte, als er Morven ſah. Aber Morven grüßte ihn als Bruder und lud ihn zu einem Feſte, das er zum erſtenmale beim Vollmonde zu Ehren der Sterne geben wollte. Und von Darvans Wohnung kehrte er heim zu ſeiner Gemahlin, und befahl ihr, ſie ſolle ſich das Haar zerraufen und in der Dämmerung zu ihrem Bruder, dem Könige, gehen und ſich bitterlich über Morvens Mißhandlung beklagen, um dadurch die ſchwarzen Pläne aus der Bruſt des Königs zu locken. „Denn gewiß," ſagte er, „hat Darvan Deinen Bruder belogen, und es wartet irgend ein Unglück auf mich, das ich gerne wiſſen möchte."

Am nächſten Morgen ſuchte Orna den König auf und ſprach: „Der Sohn des Hirten hat mich geſchmäht und harte Worte zu mir geſprochen; wird mir keine Rache dafür?"

Da ſtampfte der König mit dem Fuße und ſchüttelte ſein gewaltiges Schwert. „Gewiß ſollſt Du gerächt werden; denn ich habe von einem der Älteſten etwas gehört, was mich überzeugt, daß der Menſch das Volk hintergangen hat und der Niedriggeborene muß ſterben. Ja, ſobald er allein in den Wald geht, will ich mit meinem Bruder ihn überfallen und ihn tödten."

Mit dieſem Troſte entließ Siror ſeine Schweſter.

Orna warf ſich zu den Füßen ihres Gemahls und flehte: „Flieh, o flieh mein Geliebter, flieh in die Wälder, fern von meinen Brüdern, oder ſicherlich wird das Schwert Sirors Deine Tage endigen.“

Hierauf kreuzte der Sohn Oßlahs ſeine Arme und ſchien in ſchwarze Gedanken verſunken. Er achtete nicht auf die Stimme Orna's, bis ſie ihn wieder und wieder zur Flucht mahnte.

„Fliehen!“ ſprach er endlich. „Nein, ich ſann nur über die Strafe nach, welche die Sterne über unſern Feind kommen laſſen ſollen. Die Krieger mögen fliehen; Morven, der Prophet, kämpft mit ſtärkeren Waffen als dem Schwerte.“

Deſſen ungeachtet konnte ſich Morven der Beſtür= zung nicht erwehren und er fand lange kein Mittel, der Rache des Königs zu entgehen. Während er nun hoff= nungslos darüber nachdachte, hörte er das Brauſen des Waſſers. Der Strom — denn es war gerade zu Ende des Herbſtes — hatte ſeine Ufer überſchritten und ſtürzte über das Thal gegen die Häuſer der Stadt hin. Jetzt kamen die Männer, die Weiber und Kinder und ſchrien mit lautem Wehklagen vor Morvens Wohnung: „Siehe, der Strom iſt über uns hereingebrochen! Rette uns, o Beherrſcher der Sterne!“

Ein raſcher Gedanke durchzuckte Morven und er be= ſchloß, ſein Schickſal an einen verzweifelten Plan zu ſetzen.

Ruhig und düſter trat er aus dem Hauſe und ſprach: „Ihr wiſſet nicht, was Ihr fordert; ich kann Euch nicht aus dieſer Gefahr retten, denn Ihr habt ſie ſelbſt über Euch gebracht.“

Und ſie ſchrien: „Wie? O Sohn Oßlahs! wir wiſſen von keinem Verbrechen.“

Und er antwortete: „Geht hinunter zum Palaſte des Königs und wartet vor demſelben; ich werde Euch folgen und dann ſollt Ihr erfahren, warum die Götter dieſe Strafe über Euch verhängt haben.“

Hierauf zog ſich die Volksmenge tobend wie die Meeresebbe zurück, und als ſie den Platz verlaſſen, ging Morven allein nach dem Hauſe Darvans, welches dem ſeinigen zunächſt lag, und Darvan ſchwebte in großer Angſt, denn er war hochbetagt und hatte weder Kinder noch Freunde, weßhalb er fürchtete, nicht allein dem Waſſer entgehen zu können.

Und Morven ſprach tröſtend zu ihm: „Siehe, das Volk liebt mich und ich will ſehen, daß Du gerettet wirſt; denn Du biſt ſehr freundlich gegen mich geweſen und haſt mir manchen Dienſt beim Könige geleiſtet.“

Als er ſo ſprach, öffnete Morven die Thüre des Hauſes, blickte hinaus und ſah, daß ſie ganz allein waren. Dann ergriff er den alten Mann bei der Kehle und würgte ihn ſo lange, bis er völlig todt war. Morven ließ den Leichnam des Älteſten auf dem Boden liegen, ſchlich aus dem Hauſe und verſchloß das Thor. Als er nachdenklich auf ſeine Höhle zuging, hörte er immer näher und näher das gewaltige Brauſen der Wogen und in der Ferne das Jammergeſchrei der Weiber; da erhob er ſein Haupt und ſagte ſtolz. „Nein! In dieſer Stunde ſoll der Schrecken allein mein Diener ſein; keine Liſt, nur die Macht meiner Seele will ich zu Hülfe nehmen.“ Auf ſeinen Fichtenſtab geſtützt, ſchritt

er nun zu dem Palaſte hinab. Es war jetzt Abend und viele Männer trugen Fackeln, damit ſie in dem allgemeinen Schrecken wenigſtens einander ſehen könnten. Roth ſtrahlten die zitternden Flammen auf Morvens dunkle Kleider und bleiche Stirne, und er ſchien gewaltiger als die Übrigen, weil ſein Geſicht allein in der geräuſchvollen Aufregung ruhig war. Und immer lauter und wilder brüllten die Wogen und raſch ſchwebten die Schatten der Nacht über die eilende Flut.

Und Morven ſprach in ſtrengem Tone: „Wo iſt der König, und warum iſt er abweſend von ſeinem Volke in der Stunde des Schreckens?“

Da öffneten ſich die Thore des Palaſtes und ſiehe, Siror ſaß in der Halle bei einem großen Fichtenfeuer, neben ihm ſein Bruder und die Häuptlinge rings umher, denn ſie wollten nicht unter das Volk treten auf den Befehl des Hirtenſohnes.

Da ſtellte ſich Morven auf einen Felſen, der über die Köpfe des Volkes emporragte (derſelbe Fels, auf welchem man den König ausgerufen) und ſprach alſo:

„Ihr verlangtet zu wiſſen, o Söhne von Öſtrich! weßhalb der Strom ſeine Ufer überſchritten und die Gefahr gegen Euch hereingebrochen iſt. Vernehmet deßhalb, daß die Sterne als die gehäſſigſte aller Frevelthaten eine Beleidigung gegen ihre Diener und Abgeſandte auf Erden rächen. Ihr Alle kennet die Lebensweiſe Morvens, dem ihr den Beinamen des Propheten gegeben habt! Er kränkt kein einziges Geſchöpf; er lebt in der Einſamkeit, und fern von den wilden Freuden der Krieger dient er mit heiliger Ehrfurcht den Mäch-

ten der Nacht. So vermag er Euch vor einer Gefahr zu warnen; ſo kann er Euch vor dem Feinde retten. Daher ſind Eure Jäger ſchnell und Eure Krieger kühn; daher bringt Euer Vieh ſeine Jungen und die Erde ihre Früchte. Was glaubt Ihr und was verlangt Ihr zu erfahren? Höret, o Männer von Öſtrich! Man hat meinem Leben eine Schlinge gelegt, und in Eurer Mitte ſind Diejenigen, welche das Schwert gegen den Buſen, der mit Liebe zu Euch erfüllt iſt, geſchliffen haben. Deßhalb wurden von den Sternen, den Beherrſchern des Himmels, die Feſſeln des Stromes gelöst; deßhalb bedroht Euch dieſes Unglück. Es wird auch nicht eher vorübergehen, als bis diejenigen, welche die Grube für den Diener der Sterne gegraben haben, ſelbſt darein gefallen ſind."

Wild und drohend blickten jetzt beim rothen Fackellichte die Augen der Männer, und zehntauſend Stimmen riefen: „Nenne die, welche ſich gegen Dein Leben verſchworen haben, o heiliger Prophet! und ſie ſollen Glied für Glied zerriſſen werden."

Morven wandte ſich um; man ſah, daß er bitterlich weinte, und dann fuhr er fort: „Ihr habt mich gefragt und ich habe geantwortet; jetzt aber werdet Ihr kaum den Feind errathen können, der mir nach dem Leben trachtet, und ich ſchwöre bei den Himmeln ſelbſt, daß, wenn mein Tod ihren Groll ſühnen und die Rache der Sternenfürſten von Euch und Euren Kindern abwenden könnte, ſo würde ich freudig meine Bruſt dem Schwerte darbieten. Ja!" rief er mit erhabener Stimme und ſeinen geſpenſtiſchen Arm gegen die Halle ausſtreckend, wo der König beim Fichtenfeuer ſaß — „ja,

Du, den die Sterne durch meinen Mund vor Deinem Bruder erwählt — Du, Sirox, Du biſt der Schuldigen einer! Nimm Dein Schwert und komm hieher — ſtoße es, wenn Du den Muth haſt, in die Bruſt des Propheten der Götter!“

Der König ſprang auf und über dem Volke lag eine ſchauervolle Stille.

Morven begann wieder: „Wiſſet denn, Ihr Männer von Öſtrich, daß Sirox, ſein Bruder Voltoch und Darvan, der Älteſte unter den Weiſen, den Entſchluß gefaßt haben, Euren Propheten zu erſchlagen, zu einer Stunde, wo er gewöhnlich allein in den ſchattigen Wald ſich begibt, um auf neue Wohlthaten für Euch zu ſinnen. Der König mag es läugnen, wenn er kann!“

Jetzt trat Voltoch, ein rieſenhafter Mann, hervor aus der Halle, und der Speer zuckte in ſeiner Hand.

„Du haſt Wahrheit geſprochen, niedriger Sohn des Hirten meines Vaters! Für Deine Frevel ſollſt Du ſterben; denn Du lügſt, wenn Du von einem Verkehr mit den Sternen ſprichſt und Du lachſt über die Thoren, welche Dich anhören; darum tödtet ihn!“

Da klirrten die Häuptlinge in der Halle mit ihren Waffen und ſtürzten heraus, um den Sohn Oßlahs zu erſchlagen. Er aber hob ſeine wehrloſen Arme in die Höhe und rief: „Hört ihn, ihr furchtbaren Götter der Nacht! Hört, wie er läſtert!“

Und das Volk fiel ein mit dem Rufe: „Er läſtert — er läſtert den Propheten!“

Aber der König und die Häuptlinge, welche Mor-

ven haßten, wegen ſeiner Gewalt bei dem Volke, drangen gegen die Menge vor und das Volk wußte nicht, was es thun ſollte; denn noch nie hatten ſich dieſe Leute gegen ihre Oberhäupter empört und fürchteten den König eben ſo gut als den Propheten.

Und Siror rief: „Bringet Darvan her, denn er hat die Schritte Morvens bewacht und kann den Schleier von den Augen meines Volkes nehmen.“ Hierauf eilten drei der Behendeſten nach Darvans Wohnung.

Und Morven rief mit lauter Stimme: „Hört, alſo ſpricht der Stern, der durch jene Wolke ziehend, gerade vor meinem Auge aufgeht: „„Für die Lüge, welche der Aelteſte gegen meinen Diener ausgeſprochen, wird der Fluch der Sterne auf ihn fallen. Sucht ihn und wie Ihr ihn findet, ſo möget Ihr immer die Feinde Morvens und der Götter finden!““

Eine kalte, eiſige Furcht befiel jetzt die Menge und ſelbſt Sirors Wange wurde bleich; Morven aber ſtand über den flammenden Fackeln düſter und regungslos, mit gekreuzten Armen. Und horch, immer näher kamen die Kriegsroſſe der Wogen — das Volk hörte ſie über das Land brauſen und ſah ihre weißen Mähnen im heulenden Sturme wehen.

„Seht, während Ihr horcht!“ ſprach Morven ruhig, „überſchwemmt der Strom Alles. Eilt, denn die Götter wollen ein Opfer, ſei es nun Euer Prophet oder Euer König.“

„Sklave!“ ſchrie Siror und ſein Speer flog ihm [illegible]s der Hand; weithin über die Köpfe des Volks

ziſchte er an Morvens dunkler Geſtalt vorüber und fuhr in den Stamm der Eiche hinter ihm. Jetzt ſtieß das Volk, ergrimmt über die Gefahr ſeines geliebten Sohnes, ein wildes Geſchrei aus, ſchaarte ſich mit gezückten Schwertern um ihn, und bot kühn den Häuptlingen und dem Könige die Stirne. Aber in dieſem Augenblicke, noch ehe der Kampf ausbrach, kehrten die drei Krieger, Darvan auf ihren Schultern tragend, zurück. Sie legten ihn zu den Füßen des Königs und ſprachen zittternd: „Alſo fanden wir den Aelteſten in der Mitte ſeiner Halle.“ Und das Volk ſah, daß Darvan eine Leiche war und die Weiſſagung Morvens in Erfüllung gegangen ſei. „So mögen die Feinde Morvens und der Sterne umkommen!“ rief der Sohn Oßlahs. Und das Volk wiederholte dieſen Ruf. Jetzt war Sirors Wuth auf's Höchſte geſtiegen, und ſein Schwert ſchwingend, ſtürzte er unter die Menge mit dem Rufe: Dein Blut, Du Sklave, oder das meine!“

„So ſei es!“ erwiderte Morven unverzagt. „Ihr Männer tödtet den Läſterer! Hört wie der Strom auf Eure Kinder und Heerden hereinſtürzt! Auf! Auf! Oder Ihr ſeid verloren!“

Und Siror fiel von 500 Speeren durchbohrt.

„Erſchlaget! Erſchlaget!“ rief Morven, als die Häuptlinge des königlichen Hauſes ſich um ihren Fürſten ſchaarten. Das Klirren der Schwerter, das Glänzen der Speere, das Geſchrei der Sterbenden und das Toben des wüthenden Volkes miſchte ſich mit dem Brüllen der Elemente und dem Donner der brauſenden Wogen.

Dreihundert Häuptlinge waren in dieſer Nacht durch die Schwerter ihres eigenen Stammes umgekommen. Und der letzte Ruf der Sieger war: „Morven der Prophet — Morven der König!“

Als der Sohn des Hirten die Wogen über das Thal ſich ausbreiten ſah, führte er Orna ſeine Gemahlin, und die Männer von Öſtrich ſammt ihren Weibern und Kindern auf einen hohen Berg, wo ſie den kommenden Morgen erwarteten. Aber Orna ſaß entfernt von den Übrigen und weinte bitterlich, denn ihre Brüder lebten nicht mehr und ihr Geſchlecht war von der Erde verſchwunden. Und Morven ſuchte ſie vergebens zu tröſten.

Als der Morgen anbrach, ſahen ſie, daß der Strom den größten Theil der Stadt überſchwemmt hatte, und die Gewäſſer jetzt in den Niederungen des Thales ſtille ſtanden. Da ſprach Morven zu dem Volke: „Die Sternenkönige ſind gerächt und ihr Grimm beſänftigt. Wartet hier, bis das Waſſer in die Spalten des Bodens ſich verlaufen hat.“ Und am vierten Tage kehrten ſie in die Stadt zurück und Niemand wagte einen andern als Morven König zu nennen.

Aber Morven zog ſich in ſeine Höhle zurück und ſtellte daſelbſt tiefe Betrachtungen an. Dann verſammelte er das Volk, gab ihm neue Geſetze, ließ zu Ehren der Sterne einen gewaltigen Tempel bauen und befahl, darin Alles aufzuhäufen, was das Volk für das Koſtbarſte hielt. Und er nahm zu ſich fünfzig Kinder aus den angeſehenſten Familien des Stammes, ebenſo wählte er zehn aus den Männern, die ihm am beſten

gedient hatten und verordnete, daß ſie in dem großen Tempel den Sternen dienen ſollten, und Morven war ihr Oberhaupt. Dann legte er die Krone, die ſie ihm aufdrängten, bei Seite, und wählte aus den Älteſten einen neuen König. Ferner verordnete er, daß künftig nur die Diener der Sterne in dem großen Tempel den König und die Beamten erwählen, Rathsſitzungen halten und Kriegserklärungen erlaſſen ſollten; dem Könige aber erlaubte er zu ſchmauſen, zu jagen und ſich in den Feſthallen zu ergötzen. Auch Altäre baute Morven in dem Tempel und er war der Erſte, welcher im Norden vierfüßige Thiere und Vögel und ſpäter auch Menſchenfleiſch auf den Altären opferte. Er weiſſagte aus den Eingeweiden der Opferthiere, gründete Prophetenſchulen und ſeine Frömmigkeit wurde von dem Volke, beſonders weil er die Krone ausgeſchlagen hatte, ehrfurchtsvoll bewundert. Und Morven, der Hoheprieſter, war zehntauſendmal mächtiger als der König. Er lehrte das Volk den Boden pflügen und Getreide ſäen, und durch ſeine Weisheit und die Energie, welche ſeine Prophezeihungen ſeinem Stamme einflößten, bezwang er alle Nachbarvölker. Die Söhne von Öſtrich breiteten ſich aus über ein gewaltiges Reich und mit ihnen der Name und die Geſetze Morvens. In jeder Provinz, welche er eroberte, ließ der Seher einen Tempel für die Sterne bauen.

Aber ein ſchwerer Kummer kam über die Jahre Morvens. Siror's Schweſter beugte ihr Haupt und überlebte die Ausrottung ihres Stammes nicht lange. Sie ließ Morven kinderlos. Und er verſank in tief

Trauer und war wie außer ſich, denn ſie allein in der Welt vermochte ſein Herz zu lieben. Er ſetzte ſich nieder, bedeckte ſein Geſicht und ſprach: „Siehe, ich habe mich gequält und gearbeitet, und nie zuvor hat irgend ein Menſch auf der Welt bezwungen, was ich bezwang. Wahrlich das Reich der eiſernen Sitten und rieſigen Glieder beſteht nicht mehr! Ich habe eine neue Macht gegründet, die fortan die Länder regieren ſoll — die Herrſchaft des Verſtandes und des befehlenden Geiſtes. Aber ſiehe, mein Schickſal iſt öde und bereits fühle ich, daß weder Frucht noch Baum meine alten Tage ſchützen wird; Troſtlos und einſam ſoll ich in mein Grab hinabſteigen. O Orna! Meine Schöne, meine Geliebte! Keine Andere gleicht Dir, und Deiner Liebe verdanke ich meinen Ruhm und mein Leben! Wären doch um Deinetwillen, Du ſüßer Vogel, der in der dunkeln Höhle meines Herzens niſtete — wären doch um Deinetwillen Deine Brüder verſchont worden, denn wahrlich mit meinem Leben würde ich das Deinige erkaufen! Ach! erſt als ich Dich verlor, fand ich, daß Deine Liebe mir theurer war, als die Furcht der Übrigen! Und Morven trauerte Tag und Nacht und Niemand vermochte ihn zu tröſten.

Von dieſer Zeit an widmete er ſich allein den Sorgen ſeines Berufes; ſein Herz und ſein ganzes Weſen ſtreifte jedes ſanftere Gefühl vollends ab und wurde wie verſteinert; er war ein Menſch ohne Liebe und verbot auch den Prieſtern Liebe und Ehe.

In ſeinen ſpäteren Jahren ſtanden andere Propheten auf, denn die Welt war gerade durch Morvens

Weisheit weiſer geworden und einige ſprachen zu ſich ſelbſt: „Iſt nicht Morven, der Sohn des Hirten, ein König der Könige? Dies thaten die Sterne für ihren Diener; ſollen wir nicht auch Diener der Sterne werden?“

Und ſie trugen ſchwarze Gewänder, gleich Morven und prophezeihten, was ihnen die Sterne verkündeten. Aber Morven gerieth darüber in die größte Wuth, denn er wußte beſſer als irgend ein Anderer, daß die Propheten logen; daher zog er aus gegen ſie mit den Dienern des Tempels, ergriff dieſelben und verbrannte ſie in einem langſamen Feuer; denn alſo ſprach Morven zu dem Volke: „Dem wahren Propheten gebührt Ehre; aber nur ich bin ein wahrer Prophet; alle falſchen Propheten ſollen vertilgt werden.“

Und das Volk ſchenkte der Frömmigkeit des Sohnes Oßlahs ſeinen Beifall.

Und Morven unterrichtete die weiſeſten Kinder in den Geheimniſſen des Tempels, damit ſie ſeiner würdige Nachfolger werden möchten.

Und er ſtarb reich an Jahren und Ehren und ſie bildeten ihn ab auf einem gewaltigen Steine vor dem Tempel und dieſes Bild erhielt ſich mehre tauſend Jahre und wer es anblickte, der zitterte, denn auf dem Geſichte deſſelben lag die Ruhe einer unausſprechlich heiligen Scheu!

Und Morven war der erſte Sterbliche des Nordens, welcher die Religion zum Schrittſteine der Gewalt machte. Sicherlich war Morven ein großer Mann!

* * *

Es war die letzte Nacht des alten Jahres und die Sterne ſaßen jeder auf ſeinem Rubinenthrone und wachten mit ſchlafloſen Augen über der Welt. Die Nacht war dunkel und unruhig; heftige Stürme tobten und raſch jagten die Wolken unter den Thronen der Könige der Nacht dahin. Von Zeit zu Zeit flammten feurige Meteore durch die Tiefe des Himmels und wurden wieder in einem Grabe von Finſterniß verſchlungen. Aber fern von ſeinen Brüdern und mit einem düſtern Nebel umgeben, ſaß der mißmuthige Stern, welcher über die Jäger des Nordens wachte.

Und über dem unterſten Abgrunde des Weltraumes lag dichte, gewaltige Finſterniß, aus welcher, wie aus einem Keſſel, wirbelnde Rauchſäulen emporſtiegen und jedesmal, wenn die Stürme einen Augenblick auf ihren Pfaden ruhten, wurden Stimmen der Klage und des Hohnes vermiſcht mit lautem Geſchrei, das aus dem Abgrunde in die obere Luft emporſtieg, gehört.

Und jetzt, gerade um die Stunde der Mitternacht, erhob ſich langſam eine Rieſengeſtalt aus dem Abgrunde, und ihre Schwingen verbreiteten Finſterniß über die Welt. Hinauf bis zum Throne des mißmuthigen Sterns ſchwebte die furchtbare Geſtalt und der Stern zitterte auf ſeinem Throne, als das Schreckbild ihm gerade gerade gegenüberſtand.

Und die Geſtalt rief: „Heil, Bruder, Heil!“

„Ich kenne Dich nicht,“ erwiderte der Stern; „Du biſt nicht der Erzengel, welcher die Könige der Nacht beſucht.“

Und die Geſtalt lachte laut. „Ich bin der gefallene

Stern des Morgens! — Ich bin Lucifer, Dein Bruder! Haſt Du nicht, o düſterer König, mir und den Meinigen gedient? Haſt Du nicht die Erde Deinem Herrn, der da oben thront, entriſſen und ſie mir übergeben, indem Du die Seelen der Menſchen mit der Religion der Furcht verdunkelteſt? Komm alſo, Bruder, komm; — Du findeſt einen Thron neben dem meinigen in dem feurigen Abgrunde. Komm, die Himmel ſind nicht mehr für Dich!"

Jetzt erhob ſich der Stern von ſeinem Throne und ſtieg an Lucifers Seite hinab. Denn immer war der Geiſt des Mißmuths dem Geiſte des Stolzes verwandt. Und ſie ſanken langſam hinunter in den Rachen der Finſterniß.

Es war die erſte Nacht des neuen Jahres und die Sterne ſaßen jeder auf ſeinem Rubinenthrone und wachten mit ſchlafloſen Augen über der Welt. Aber Sorge verdüſterte die glänzenden Geſichter der Könige der Nacht; denn ſie trauerten in bangem Schweigen um einen gefallenen Bruder.

Und die Thore des Himmels der Himmel flogen auf mit goldenem Klang und der raſche Erzengel ſchwebte hernieder auf ſeinen ſtillen Schwingen und brachte jedem Sterne, wie früher, das Gebot ſeines Herrn, und jeder Stern erhielt ſeinen beſonderen Auftrag. Und als er ſeine Geſandtſchaft vollbracht zu haben ſchien, da erſcholl ein Gelächter aus dem Abgrunde der Finſterniß und es erhob ſich halb aus dem Schlunde die dunkle Geſtalt Lucifers, des Erzfeindes!

„Du zählſt Deine Heerde ſchlecht, o ſtrahlender

Schäfer! Siehe, es fehlt ein Stern von den Dreitauſend und Zehn!“

„Zurück in Deinen Abgrund, trügeriſcher Lucifer!“ Der Thron Deines Bruders iſt wieder beſetzt.“

Und ſiehe, während der Erzengel ſo ſprach, erblickten die Sterne einen jungen, hellſtrahlenden Fremdling auf dem Throne des irrenden Sternes, und ſein Geſicht war ſo ſanft anzuſchauen, daß das blödeſte Menſchenauge unverletzt ſeinen Glanz betrachten konnte; aber der dunkle Feind wurde ſo durch denſelben geblendet, daß er mit einem Wuthgeſchrei, welches die flammenden Pfeiler des Weltalls erſchütterte, in die Nacht des Abgrundes zurückſank.

Fernher von einem unſichtbaren Himmel ließ ſich jetzt alſo die Stimme Gottes vernehmen: „Siehe, auf dem Throne des mißmuthigen Sternes ſitzt der Stern der Hoffnung, und der, welcher die Religion der Furcht unter den Menſchen ausbreitete, hat einen Nachfolger, der auf Erden die Religion der Liebe lehren wird!“

Und auf immer wohnt der Stern der Furcht bei Lucifer, der Stern der Liebe aber hält am Himmel Wache.

Zwanzigſtes Kapitel.

Gelnhauſen — Die Macht der Liebe an geheiligten Orten — Ein Bild Friedrich Barbaroſſa's — Der Ehrgeiz der Männer findet bei den Frauen keinen entſprechenden Anklang.

„Sie haben mich mehr als einmal für Sie zittern gemacht,“ ſagte Gertrud zu dem Studenten; „ich fürchtete,

Sie würden einen wirklich heiligen Boden antaſten, aber Ihr Schluß machte Alles wieder gut.“

„Die falſche Religion ſucht immer das Gewand, die Sprache und das Ausſehen der wahren nachzuahmen,“ erwiderte der Deutſche; „deßhalb gab ich in meiner Erzählung abſichtlich Anlaß zu eben jener Furcht und Beſorgniß, wovon Sie ſprechen, wohl wiſſend, daß der Schluß des Ganzen auch den Gewiſſenhafteſten befriedigen würde.“

Dieſer Deutſche gehörte einer neuen Schule an, von welcher England noch nichts weiß. Wir werden ſpäter ſehen, welche Früchte ſie hervorbringen wird.

Der Student verließ ſie zu Friedberg und unſere Reiſenden gingen weiter nach Gelnhauſen, einem für Liebende intereſſanten Ort; denn hier wurde Friedrich I. durch Gela's Schönheit bezaubert und erbaute in der Mitte eines Inſelthales zu Ehren ſeiner geliebten Dame den kaiſerlichen Palaſt. Der Ort iſt wirklich ſchon an ſich ſelbſt gut gewählt; das Röhngebirge umgibt ihn mit dem Dunkelgrün ſeiner Wälder, und in der Nähe glänzen die Waſſer der Kinzig.

„Wo wir auch hinkommen,“ ſagte Trevylyan, „finden wir immer, daß die Sage mit der Liebe ſich verbindet, daher heiligt die Geſchichte einen Ort weniger als die Romantik.“

„Es iſt ſonderbar,“ bemerkte Vane moraliſirend, „daß gerade die Liebe, welche nur einen geringen Theil von unſerm wirklichen Leben ausmacht, doch den Hauptſchlüſſel zu unſern Sympathien bietet. Die Härteſten von uns, welche über die Leidenſchaft lachen, wenn ſie

ihnen handgreiflich vor Augen tritt, fühlen ſie ſich hingeriſſen durch eine Sage von ihrem Daſein in der Vergangenheit. Es ſcheint faſt, als böte das Leben wenig Gelegenheit, gewiſſe Eigenſchaften in uns zu zeitigen, ſo daß ſie fortwährend unausgeſprochen ſchlummern, zugänglich für den Gedanken, aber taub für die Handlung."

„Sie ſpekuliren zu ſehr," ſagte Trevylyan lächelnd; „kein Menſch beſitzt irgend eine Fähigkeit, irgend eine Leidenſchaft, die, wenn er auch nur einen Tag wirklich geliebt hat, nicht in Anregung käme."

Gertrud lächelte; Trevylyan umſchlang ihren Arm mit dem ſeinigen, und überließ es Vane, über die Liebe zu philoſophiren — eine paſſende Beſchäftigung für den, welcher dieſelbe niemals gefühlt hat.

„Hier wollen wir ein wenig ruhen," ſagte Trevylyan nachher, als ſie die Trümmer des alten Palaſtes beſuchten und gerade die Sonne dieſe Scene beleuchtete; „hier wollen wir uns die ritterlichen Zeiten des heldenmüthigen Barbaroſſa ins Gedächtniß zurückrufen; wir wollen die letzte große That ſeines Lebens uns vergegenwärtigen und uns ein Bild von ihm entwerfen, wie er hinzieht nach dem heiligen Lande. Stellen wir uns vor, er reite aus dieſen Mauern auf ſeinem weißen Roſſe; ſein feuriges Auge iſt etwas durch die Jahre getrübt und ſein Haar gebleicht — aber ſeine Geſtalt iſt noch edler, gerade durch den Eindruck der Zeit — es ertönt heller Waffenklang — die Streitroſſe ſtampfen — die Banner fliegen — Muſik erklingt von Hügel zu Hügel — überall erblickt man rothe Kreuze und wallende Federn — die Sonne ſcheint wie jetzt auf jene Bäume und ſtrahlt zu=

rück von den blanken Rüſtungen der Kreuzfahrer; aber Gela — —"

„Ach!" fiel Gertrud ein, „ſie darf nicht mehr auf Erden wandeln; denn ſie hätte ihre Schönheit jetzt überlebt und gefunden, daß die Ruhmſucht nun keine Nebenbuhlerin mehr in ſeiner Bruſt beſitze. Ruhm tröſtet die Menſchen über den Tod der Geliebten; gegen die Lebenden aber iſt der Ehrgeiz Treuloſigkeit."

„Nein, nicht ſo, theuerſte Gertrud!" entgegnete Trevylyan raſch; „mein Lieblingstraum von ſpäterem Ruhme gründet ſich auf die Hoffnung, ihn zu Deinen Füßen niederlegen zu dürfen! Und wenn ich je in künftiger Zeit mich über die Gewöhnlichkeit erheben ſollte, ſo würde ich dabei nur fragen, ob *Dein* Schritt ſtolz, *Dein* Herz erhoben ſei."

„Ich hatte Unrecht," ſagte Gertrud mit Thränen in den Augen; „aus Liebe zu Dir kann auch ich ehrgeizig werden."

Vielleicht täuſchte ſie ſich hierin gleichwohl, denn es iſt eine gewöhnliche, bittere Erfahrung, daß die Frauen ſo ſelten Sinn für unſere beſſeren und höheren Beſtrebungen haben. Ihr Ehrgeiz geht nicht nach großen Dingen; ſie können jene Sehnſucht, welche die Freude verachtet und mühſame Tage liebt, nicht begreifen. Wenn ſie uns lieben, ſo fordern ſie gewöhnlich zu viel. Sie ſind eiferſüchtig auf den Ehrgeiz, dem wir ſo große Opfer bringen und der uns von ihnen trennt; ſie überlaſſen die ernſte Leidenſchaft großer Geiſter jener einzigen Einſamkeit, welche allein das Herz nicht theilen kann. Nach Höherem ſtreben — heißt allein ſein!

Einundzwanzigſtes Kapitel.

Anſicht von Ehrenbreitſtein — Neue Bedenklichkeiten hinſichtlich Gertruds Geſundheitszuſtand — Trarbach.

Ein andermal machten unſere Reiſenden, dem Laufe der Moſel folgend, einen Ausflug von Koblenz nach Trier. Sie hielten auf dem entgegengeſetzten Ufer, unterhalb der Brücke, welche Koblenz mit dem Petersberg verbindet, an, um die prachtvolle Ausſicht auf Ehrenbreitſtein zu genießen.

Es war eine jener ruhigen Nachmittagsſcenen, welche ihre ſchöne, genußreiche Stille auf uns ſelbſt übertragen. Da ſtand der alte Hirte auf ſeinen Stab gelehnt, und neben ihm das ruhige Vieh, knietief in dem ſanftgleitenden Waſſer. Nie warf ein glätterer, durchſichtigerer Fluß, als zu dieſer Stunde die Moſel, wie ein Spiegel die Bilder des Hirtenlebens zurück. Unten fielen die dunkleren Schatten der Brücken und der Mauern von Koblenz tief über die Wellen, und ein buntes Anſehen verliehen ihnen die ſchlanken Segel der rings um den Hafen her vor Anker liegenden Fahrzeuge. Aber im klaren Sonnenlichte erhoben ſich die Thürme und Häuſer von Koblenz und hinter ihnen manche, in den fernen Horizont ſich verlierende Hügel. Hoch, düſter und maſſiv ſtiegen am jenſeitigen Ufer die Wälle und Felſen von Ehrenbreitſtein auf, als ein Bild jenes gewaltigen Rittergeiſtes — der Ehre, wornach der Felſen ſich nennt, die ſo manche Opfer von Blut und Thränen fordert, die aber in dem raſtloſen Herzen des Man-

nes ein weit tieferes Intereſſe weckt, als die friedlicheren Lebensbilder, die einen Gegenſatz zu ihr bieten. Von dem ruhigen Waſſer und den Scenen alltäglicher Mühe und gemeiner Luſt wendet ſich das Auge unwillkürlich nach oben, und wenn wir ſo den luftigen, uralten Felſen betrachten, ſo denken wir immer an Hungersnoth und Belagerung, und geſtehen, daß die kühneren Frevel der Menſchen das ſeltſame Privilegium beſitzen, einen Ort, welchen ſie verheeren, auch zu heiligen!

Unten miſchten ſich die abgeſtuften Ufer in grünen Krümmungen und grasbedeckten Buchten mit dem Waſſer, und gerade am Ende der Brücke gab eine einſame, im dichteſten Schatten ſtehende Baumgruppe der Landſchaft jenen melancholiſchen Zug, der dem einen dunkeln Gedanken gleicht, der ſich oft in unſere ſonnigſten Stunden eindrängt. Die Baumzweige bewegten ſich nicht; keine Vogelſtimme unterbrach die Stille ihres düſteren Grün; das Auge wandte ſich von ihnen hinweg, wie von der traurigen Moral des Lebens.

Auf ihrem Ausfluge nach Trarbach wurde Gertrud zum zweitenmal von einer jener Ohnmachten befallen, welche Trevylyan früher ſo ſehr erſchreckt hatten; ſie hielten deßhalb eine bis zwei Stunden in einem kleinen Dorfe an; aber Gertrud erholte ſich mit ſo augenſcheinlicher Geſchwindigkeit und drang ſo beharrlich auf die Weiterreiſe, daß ſie, wiewohl nicht ohne Widerſtreben, ihren Weg fortſetzten. Dies Ereigniß würde aber doch die Fröhlichkeit ihres Ausfluges getrübt haben, wenn Gertrud nicht Allem aufgeboten hätte, um den Eindruck, welchen ſie veranlaßt hatte, wieder zu ver-

wiſchen; und ſo aufgeweckt, ſo munter war ihre Stimmung, daß dieſes wenigſtens für den Augenblick gelang. Erſt ſpät am Mittage kamen ſie nach Trarbach. Dieſe jetzt kleine, beſcheidene Stadt ſoll das Thronus Bacchi der Alten geweſen ſein. Von dem Orte aus, wo die Wanderer Halt machten, gleichſam um ſich einen Eindruck von der Stadt zu verſchaffen, ſahen ſie gerade vor ihnen das kleine Gaſthaus, einen ärmlichen Prätendenten auf den Bacchusthron, mit dem roh gearbeiteten Schildbilde der heilige Jungfrau über der Thüre. Das zugeſpitzte Dach, die ſchiefen Fenſter, die grauen Mauern, dazu die rohen, bei geringeren Häuſern auf dem Feſtlande ſo gewöhnlichen, hervorſtechenden Holzbalken, gewährten einen trübſeligen, unvortheilhaften Anblick. Gerade über demſelben erhob ſich die Stadtkirche mit ihren gothiſchen Fenſtern und ihrem ehrwürdigen Thurme, und das Ganze krönte der Gipfel eines beinahe ſenkrechten Berges, mit den Ruinen einer jener mächtigen Burgen, deren trotzige Geſtalt bei einer deutſchen Landſchaft nie fehlen darf. Die Scene war ruhig und düſter. Die ausnehmende Heiterkeit des Tages hob mit faſt unwillkommener Helle die Armuth des Städtchens, die dünne Bevölkerung und die finſtere Großartigkeit der Ruinen hervor, welche über die Hauptſtadt des untergegangenen Geſchlechtes der kühnen Grafen von Sponheim gleichſam hereinhingen.

Sie brachten die Nacht in Trarbach zu und ſetzten am nächſten Morgen ihre Reiſe fort. In Trier war Gertrud einige Tage lang ernſtlich unwohl, und als ſie nach Koblenz zurückkehrten, hatte ihre Krankheit

augenſcheinlich raſche und beunruhigende Fortſchritte gemacht.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Doppelleben — Trevylyans Schickſal — Sorge, die Mutter des Ruhmes — Niederlahnſtein — Träume.

Jeder von uns hat zwei Leben, die neben einander hinlaufen, aber kaum ſich gegenſeitig berühren! Das Leben unſerer Handlungen und das Leben unſeres Gemüthes; die äußere und die innere Geſchichte; die Bewegungen des Körpers und das tiefe, raſtloſe Wirken des Herzens! Wer geliebt hat, weiß, daß wir Jahre lang ein Tagebuch unſerer Neigungen führen können, ohne Gelegenheit, die äußere Oberfläche des Lebens, unſere Alltagsgeſchäfte — den mechaniſchen Fortgang unſerer Exiſtenz auch nur zu berühren. Dennoch werden wir nach dem letzteren beurtheilt, während das erſtere unbekannt bleibt. Die Geſchichte ſchildert die Handlungen der Menſchen, ihren äußeren Charakter, aber nicht ſie ſelbſt. Es gibt ein geheimes Ich, das ſein eigenes, von Träumen umgebenes, undurchdrungenes, ungeahntes Leben hat. Was ging in Trevylyan Stunde für Stunde vor, als er über der ſinkenden Geſundheit des einzigen Weſens auf der Welt wachte, welches zu lieben ſein ſtolzes Herz je beſtimmt war! Er zählte die Zeit nur nach jeder Wolke auf Gertruds Stirne, jedem Lächeln ihres Geſichtes, jeder, auch der geringſten Veränderung ihres Krankheitszuſtandes; in ſeinem Äußeren aber hätte Niemand dieſen Wechſel der Gefühle

entdecken können. Mit gewohnter Regelmäßigkeit erfüllte er alle Forderungen des Lebens; er lächelte und ging wie andere Menſchen. Denn immer noch ſuchte er mit jenem Heldenmuthe, womit aufrichtige Liebe ſich ſelbſt beſiegt, einzig und allein das junge Herz, auf welches er ſeine ganze Hoffnung geſetzt hatte, zu ermuthigen und zu erheitern; dem finſteren Sturm ſeiner Angſt aber wich er nur in der einſamen Nacht.

Auf dieſe Weiſe hatte ihm das Schickſal eine eigenthümliche Beſtimmung vorbehalten, und als es ihn ſpäter auf das große Meer des öffentlichen Lebens warf, ſchien es entſchloſſen, aus ſeinem Herzen jede Sehnſucht nach dem Lande zu vertilgen. Für ihn gab es keine grüne, eingefriedigte Stelle in dem Thale des häuslichen Friedens mehr. Seine Barke ſollte keinen Hafen kennen, ſeine Seele nie mehr nach Ruhe verlangen. Denn Thätigkeit iſt der Lethe, in welchem wir allein unſere früheren Träume vergeſſen, und der Geiſt, welcher zu kräftig, um nicht mit ſeinen Gefühlen zu kämpfen, den Gram zu überwinden ſucht, darf ſich niemals einen Rückblick geſtatten. Wer weiß, wie viele Wohlthaten aus den Sorgen des Wohlthäters entſprungen ſein mögen? Wie die Ernte, welche die Menſchen im ſonnigen Herbſte erfreut, durch die Regen des Frühlings hervorgerufen wurde, ſo mag oft jugendlicher Kummer den Ruhm des Mannesalters erzeugen. Entzückt durch die Schönheit des Stromes, wünſchte Gertrud die Reiſe bis nach Mainz fortzuſetzen. Der reiche Trevylyan beredete den Arzt, der die Kranke behandelt hatte, ſie zu begleiten, und ſie traten nun ihre Weiterfahrt auf dem

mittelalterlichen Rheine wieder an. Denn was die Tiber für das klaſſiſche, das iſt der Rhein für das ritterliche Alterthum. Der ſteile Felſen, der graue zerfallene Thurm und das Rohmaleriſche der Feudalzeiten verleihen der Landſchaft ihre großartigen Züge, und wenn man ſo auf dem Fluſſe dahinfährt, ſo ſcheint es faſt, als ſegle man auf dem Strome der Zeit zurück und die Denkmale alter Pracht und Herrlichkeit ſteigen nach einander an ſeinen Ufern auf.

Vane und Du—e, der Arzt, unterhielten ſich am vorderen Ende des Fahrzeuges über Steine und Erdſchichten, mit jener wiſſenſchaftlichen Pedanterie, welche die Natur in ein Skelett verwandelt und unter den Todtenbeinen der Welt, unbekümmert um ihre lebendige Schönheit, herumwühlt. Gertrud und Trevylyan überließen ſie einander ſelbſt, und über die plätſchernde Seite des Schiffes gelehnt hingen Beide dem Trübſinn nach, welcher ſie gleichermaßen erfüllte. Gertrud begann endlich, obwohl noch dunkel und nur in Zwiſchenräumen, zu ahnen, welch kurze Spanne ihrem Leben noch zugemeſſen ſei, und in die Liebenswürdigkeit, welche ihren Umgang charakteriſirte, miſchte ſich jenes traurige, ſchwer zu bezeichnende Intereſſe, das aus dem Vorgefühle unſeres eigenen Todes entſpringt. Sie fuhren vorüber an der fruchtbaren Inſel Oberwerth, ſowie an dem, ſeiner rothen Trauben wegen berühmten Horchheim, und ſahen die Lahn aus ihrem gebirgigen Bette ihren Tribut an Früchten und Korn in die Schatzkammer des Rheins tragen. Stolz erhob ſich der Thurm von Niederlahnſtein, und weithin über den Strom ragte ſein

Schatten. Es war ſpät Mittags; das Vieh hatte vor den ſchrägen Sonnenſtrahlen ſich in den Schatten zurückgezogen, und drüben in der Ferne ſtiegen die Zinnen der heiligen Markusburg über die Weinberge empor. Auf dem Waſſer waren zwei Boote neben einander hingeſchwommen, und von dem einen aus, das jetzt dem Lande zufuhr, unterbrach das Plätſchern der Ruder die allgemeine Ruhe des Stromes. Hart neben einem alten Thurme beſchäftigten ſich die Fiſcher mit ihrer Barke; aber der Klang ihrer Stimme erreichte das Ohr der Reiſenden nicht. Es herrſchte Leben, jedoch ein ſchweigſames Leben, angemeſſen der Ruhe des Mittags.

„Es liegt etwas im Reiſen," ſagte Gertrud, „das uns auch an den einſamſten Orten beſtändig den Reichthum des Lebens vorführt. Wir kommen in dieſen ruhigen Winkel und finden einen Menſchenſchlag, deſſen Daſein wir nie geahnt hatten. Auf ihrem niedrigen Pfade kennen ſie die nämlichen Leidenſchaften und durchwandern dieſelbe Laufbahn wie wir. Die Berge trennen ſie von der großen Welt, aber ihr Dorf iſt ihnen eine eigene Welt. Sie wiſſen und kümmern ſich eben ſo wenig um die geräuſchvollen Scenen ferner Städte, als unſer Planet ſich um die Bewohner entlegener Sterne bekümmert. Was iſt der Tod anders als das Vergeſſen weniger Herzen, bei der allgemeinen Unbekanntſchaft unſerer Exiſtenz im großen Weltall? Die Waſſerblaſe zerplatzt geräuſchlos in dem weiten Raume der Luft."

„Warum vom Tode ſprechen?" ſagte Trevylyan mit bitterem Lächeln; „dieſe ſonnigen Scenen ſollten [illegible]e ſo melancholiſchen Bilder hervorrufen."

„Melancholiſch!“ wiederholte Gertrud unwillkürlich. „Ja, der Tod iſt wirklich etwas Melancholiſches, wenn wir geliebt werden!“

Sie verweilten ein wenig zu Niederlahnſtein; denn Vane hatte ſich vorgenommen, die Mineralien, welche die Lahn in den Rhein führt, zu unterſuchen. Die Sonne war bereits ihrem Untergange nahe, als ſie ihre Fahrt wieder fortſetzten. Während man langſam dahinſegelte, bemerkte Getrud: „Wie traumähnlich iſt ein ſolches Leben, wenn ohne Mühe oder Bewegung immer fortwechſelnde Scenen an unſern Augen vorüberziehn, und wenn ich bei Dir bin, Theuerſter, ſo däucht mir Alles nicht weniger traumartig, denn ich habe in der letzten Zeit mehr als je von Dir geträumt, und Träume ſind ein Theil meines Lebens geworden.“

„Weil gerade von Träumen die Rede iſt,“ ſagte Trevylyan, als ſie die Unterhaltung über dieſen geheimnißvollen Gegenſtand weiter fortſpannen, „ſo muß ich Dir etwas erzählen. Während meines früheren Aufenthaltes in Deutſchland traf ich einmal einen ſeltſamen Schwärmer, welcher ſich, wie er es nannte, ein „Traumſyſtem“ gebildet hatte. Als er mit mir über daſſelbe ſprach, bat ich ihn, ſich näher zu erklären, und er that dieſes ungefähr mit folgenden Worten.“

Dreiundzwanzigſtes Kapitel.

Das Traumleben.

„Ich hatte,“ begann er, „eine nicht geringe dichteriſche Anlage, beſaß jedoch die Fähigkeit nicht, mein

Gedanken durch Worte auszudrücken. Stets wurden meine Gefühle bei ihrem Zuſammentreffen mit der äußeren Welt erſtickt; meine Familie, echte Deutſche, ſchwerfällig und leidenſchaftslos, hatte nichts mit mir gemein, und ebenſowenig konnte ich bei fremden Leuten ein Intereſſe für mich erwecken. Ich faßte eine Abneigung gegen Freunde, denn ſie empörten mich durch ihre Veränderlichkeit; ich wurde in der Liebe getäuſcht — denn die Wirklichkeit näherte ſich niemals meinem Ideale. Am Buſen der Romantik groß gezogen, in das Wilde, Abenteuerliche verliebt, fand ich das gewöhnliche Leben unausſprechlich matt und langweilig. Und dennoch war die, dem dichteriſchen Charakter eigenthümliche Indolenz einladender für mich als jene rege, dem Beſchaulichen durchaus fremde Thätigkeit, welche allein zu großen Unternehmungen tauglich iſt. Das Nachdenken war mein Lebenselement. Ich liebte es, den Mittag an einem ſchattigen Fluſſe zuzubringen und halb ſchlummernd Bilder aus den Sonnenſtrahlen zu weben. Eine dunkle, unwirkliche Philoſophie, wie unſere Nation allein ſie beſitzt, war meine geiſtige Lieblingsnahrung. Ich ſuchte im Dunkeln, Verborgenen die Mannigfaltigkeit und Regſamkeit, die ich nicht im Alltäglichen finden konnte. Da ich beſtändig auf dieſe Weiſe die Vorgänge des inneren Lebens betrachtete, ſo kam ich zuletzt auf den Gedanken, es könnte, da der Schlaf ſeine eigene, wiewohl wirre und zerriſſene Welt hat, vielleicht möglich ſein, aus ſeinem Chaos all die Geſtalten von Schönheit, Kraft, Herrlichkeit und Liebe, welche mir in der [illegible]blichen Welt ferne ſtanden, herauszubilden. Dieſe

Idee ſpann ich weiter aus und dachte fortwährend darüber nach, bis meine Einbildungskraft das gewünſchte Wunder zu wirken anfing. Durch beſtändiges, tiefes Brüten über einen beſonderen Gedanken, über eine ideale Geſtaltung, ehe ich ſchlafen ging, durch eine äußerliche Ruhe den ganzen Tag über und durch das Ausſchließen jedes Lebensereigniſſes, deſſen Andenken die Reihe der Geſtaltungen, womit ich die romantiſchen Räume des Schlafes zu bevölkern ſuchte, hätte unterbrechen können, fand ich zuletzt, daß ich ein von dem gewöhnlichen Leben völlig verſchiedenes Traumleben zu führen vermöge. Thürme und Paläſte, alles mein Erbe und Eigenthum, ſtiegen aus den Tiefen der Nacht vor mir auf; ich ſchlürfte aus Juwelenſchalen den Falernerwein kaiſerlicher Keller; himmliſche Harfenklänge erfüllten die Luft, und das Lächeln unſterblicher Schönheit überſtrömte das Ganze, gleich dem Sonnenlichte. So wurde mir die romantiſche Herrlichkeit, welche ich im wachen Leben nicht zu erlangen vermochte, im Schlafe zu Theil. Ich wanderte mit den Greifen und Gnomen; ich ſtieß vor bezauberten Thoren ins Horn; ich kämpfte in den ritterlichen Schranken und ich pflanzte meine Fahne auf eben ſo hohe Zinnen wie der babyloniſche Thurm.

„Ich fürchtete mich jedoch, eine Geſtalt hervorzurufen, deren Lieblichkeit die ganze verborgene Leidenſchaft meiner Seele aufregen könnte. Ich zitterte, der Schlaf möchte mir ein Bild vergegenwärtigen, welches er nimmer zum zweitenmal hervorzaubern könnte, und es möchte nach meinem Erwachen die neuerſchaffene Welt für immer öde bleiben. Ich bebte, eine Geſtalt

zu verehren, welche der erſte Morgenſtrahl ins Grab werfen könnte.

„Mit ſolchen Gedanken beſchäftigt, begann ich zu überlegen, ob es nicht möglich wäre, Träume miteinander zu verknüpfen, den mangelnden Faden zu ergänzen, in der folgenden Nacht die Geſchichte der vergangenen fortzuſetzen, ſo daß dieſelben Geſtalten und dieſelben Scenen ſich wieder bildeten, und auf dieſe Weiſe ein zuſammenhängendes, harmoniſches Leben nicht nur in der einen, ſondern auch in der anderen, reicheren, herrlicheren Hälfte unſeres Daſeins zu führen. Nicht ſobald ſchwebte mir dieſer Gedanke vor, als ich ſchon nach ſeiner Verwirklichung trachtete. Bereits hatte ich mich überzeugt, daß der Glaube der große Schöpfer iſt und daß mit unwandelbarer Hingebung glauben, den Glauben verwirklichen heißt. Ich erlaubte deßhalb meinem Geiſte nicht, an der Ausführbarkeit dieſes Planes zu zweifeln. Ich ſchloß mich den ganzen Tag ein, hielt alle Bücher fern, floh ſelbſt die Sonne und leitete alle meine Gedanken (und Schlaf iſt der Spiegel des Gedankens) nach einer Richtung hin, nach der Richtung meiner Träume, damit die Einbildungskraft von Nacht zu Nacht den Faden ihrer Thätigkeit fortſpinnen und ich mich, erfüllt von dem letzten Traume, in der zuverſichtlichen Hoffnung auf den folgenden niederlegen könnte. Nicht nur einen Tag oder einen Monat beobachtete ich dieſes Syſtem, ſondern ich bildete daſſelbe ununterbrochen eifrig aus, bis es endlich Erfolg zu haben begann. Wer könnte,“ rief der Schwärmer — noch ſehe ich ihn, mit ſeinen tiefen, glänzenden, eingeſunkenen Augen, und ſeinem

wilden, von der Stirne zurückgeſtrichenen Haare — „wer könnte mein Entzücken ſchildern, als ich zuerſt ſchwach und noch undeutlich jene Harmonie vernahm, welche ich in meine Träume gerufen hatte? Anfangs fand nur eine theilweiſe und ſchwankende Verbindung zwiſchen ihnen ſtatt; mein Auge erkannte gewiſſe Geſtalten, mein Ohr hörte gewiſſe, gemeinſchaftliche Töne wieder; allmählig jedoch nahmen dieſe an Zahl zu und erlangten feſtere Umriſſe. Endlich tauchte ein ſchönes Antlitz unter den roheren Formen hervor, erſchien Nacht für Nacht einen Augenblick unter denſelben und verſchwand dann, gerade wie der Seefahrer den Mond bei umwölktem Himmel einige Minuten hervorbrechen und ſchnell wieder verſchwinden ſieht. Meine Neugierde wurde jetzt lebhaft angeregt; die Geſtalt mit ihren ſtrahlenden Augen und himmliſchen Geſichtszügen weckte alle Gefühle, auf welche bisher kein lebendes Weſen Eindruck gemacht hatte. Ich verliebte mich in einen Traum und was dem Cyprier ſeine Statue, war meine Schöpfung für mich; ſo brachte mir dieſe innige, unwandelbare Leidenſchaft endlich meinen Lohn. Meine Traumgeſtalt trat immer deutlicher hervor; ich ſprach mit ihr, ich kniete vor ihr nieder; meine Lippen drückten ſich an die ihrigen; wir tauſchten Schwüre der Liebe aus und der Morgen trennte uns nur, damit die folgende Nacht uns wieder vereinigen konnte. Auf dieſe Weiſe alſo,“ fuhr mein Viſionär fort, „begann ich eine von der gewöhnlichen Welt völlig verſchiedene Geſchichte, die mit meinem äußeren Daſein gleich regelmäßig und gleich ununterbrochen parallel dahinlief. Und welcher Art, werd

Sie fragen, war dieſe Geſchichte? Es ſchien mir, ich ſei ein Fürſt auf einer ſüdlichen Inſel, welche mit dem kälteren Klima meines Heimathlandes gar nichts gemein hatte. Bei Tag blickte ich auf die trübſeligen Mauern einer deutſchen Stadt und ſah ſpiesbürgerliche oder ſchmutzige Geſtalten an mir vorübergehen; der Himmel war düſter und die Sonne langweilig. Kam aber die Nacht mit ihren tauſend Sternen und brachte mir den Thau des Schlafes, da entfaltete ſich plötzlich eine neue Welt: die üppigſten Früchte hingen in goldenen und purpurnen Büſcheln von den Bäumen herab; Paläſte, wie man nur in ſonnigeren Gegenden ſie findet, ſpiegelten ſich mit ihren gewundenen Minarets und glänzenden Kuppeln in großen von Palmen und Bananen beſchatteten Seen. Die Sonne ſchien hier ein ganz anderer Körper zu ſein, ſo lieblich und ſchimmernd waren ihre Strahlen; Vögel und beſchwingte Weſen von allen Farben flatterten in der durchſichtigen Luft; Geſichtszüge und Kleidung der Menſchen hatten nichts gemein mit den nördlichen Gegenden und ſie redeten eine Sprache, welche ich nach und nach verſtehen lernte. Bisweilen führte ich Krieg mit benachbarten Königen. Ein andermal jagte ich den geſprenkelten Panther durch die tiefe Nacht uralter Wälder; mein Leben war zugleich ein abenteuerliches und herrliches. Über Alles aber ging die Geſchichte meiner Liebe! Tauſend Schwierigkeiten ſtellten ſich mir in den Weg, als ich nach dem Beſitze der Geliebten ſtrebte. Viele Felſen mußte ich erklimmen, viele Kämpfe beſtehen, viele Feſtungen erſtürmen, um ſie als meine Braut heimzu-

führen. Aber endlich" (fuhr der Schwärmer fort) „ward ſie gewonnen, ward ſie mein! In der feenhaften Welt, die ich Nachts beſuche, verläuft die Zeit nicht ſo langſam wie in dieſer, und eine Stunde thut dort vielleicht ſo viel, wie hier ein Jahr. Dieſer Zuſammenhang der Exiſtenz, dieſe fortlaufende Reihe von Träumen, ſo verſchieden von dem zerſplitterten Durcheinander des Schlummers anderer Menſchen, verwirrt mich manchmal durch ſeltſame beängſtigende Gedanken. Wie, wenn dieſer herrliche Schlaf ein wirkliches Leben und dieſes dumpfe Wachen die eigentliche Ruhe wäre? Warum nicht? Was kommt im einen der Wahrheit näher als im anderen? Dort habe ich jede Freude, für die ich empfänglich bin, in vollem Maaße genoſſen. In dieſer Welt ſuche ich keine Freude, knüpfe keine Bande, ſchmauſe nicht, liebe nicht, beluſtige mich nicht — ich kann kaum die Stunde erwarten, welche mich wieder in meine Königreiche führt, mich mein erneuertes Entzücken in den Buſen meines glänzenden Ideales ausgießen läßt. Dort habe ich nun Alles gefunden, was die Welt mir verſagt; dort habe ich die Sehnſucht und das Streben in mir verwirklicht; dort habe ich die unausgeſprochene Poeſie ins Fühlbare, Sichtbare ausgeprägt!"

„Ich fand," fuhr Trevylyan fort, „dieſe Erzählung durch meine Erkundigungen über die Gewohnheiten des Viſionärs beſtätigt. Er floh die Geſellſchaft; er mied jede unnöthige Bewegung oder Aufregung. Er beobachtete im Eſſen die ſtrengſte Mäßigkeit und ſchien nur vergnügt zu werden, wenn der Tag Abſchied nahm und die Stunde der Rückkehr in ſein eingebildetes Königreich

herannahte. Er legte ſich immer zu einer beſtimmten Zeit nieder und ſchlief ſo feſt, daß eine unter ſeinem Fenſter abgefeuerte Kanone ihn nicht erweckt haben würde. Niemals, was vielleicht ſeltſam ſcheint, ſprach oder bewegte er ſich im Schlafe, ſondern war ſo vollkommen ruhig, daß man ihn beinahe für leblos halten konnte. Da er einmal entdeckte, daß er während des Schlafes beobachtet worden war, ſo verſchloß er nachher ſorgfältig das Zimmer. Sein Sieg über die natürliche Zuſammenhangsloſigkeit des Traumlebens hatte, als ich ihn zuerſt kennen lernte, bereits einige Jahre gedauert; vielleicht, daß die Gewohnheit nachher fortſetzte, was anfangs die Einbildungskraft hervorrief.

Wenige Monate nach dieſer Mittheilung ſah ich ihn wieder und er ſchien mir ſehr verändert. Seine Geſundheit war gebrochen, und ſeine Verſchloſſenheit hatte ſich in Schwermuth verwandelt.

Ich fragte ihn nach der Urſache dieſer Veränderung, und er antwortete mir mit großem Widerſtreben:

„Sie iſt todt; mein Reich iſt verödet! Eine Schlange ſtach ſie und ſie ſtarb in dieſen meinen Armen. Als ich erſchreckt und verzweiflungsvoll aus dem Schlafe auffuhr, ſprach ich, aber vergebens, zu mir ſelbſt: Dies iſt nur ein Traum. Ich werde ſie wieder ſehen. Ein Bild der Phantaſie kann nicht ſterben. Hat es Fleiſch, das verwelkt? Iſt es nicht ein körperlicher, unverweslicher Geiſt? Mit welch furchtbarer Bangigkeit ſah ich der kommenden Nacht entgegen. Wieder ſchlummerte ich ein und wieder lag das Traumbild vor mir — todt und verwelkt. Auch das Ideal kann untergehen. Ich

wohnte dem Begräbniſſe bei; ich legte ſie in die Erde; ich errichtete über ihrem Grabe ein Denkmal. Seitdem iſt weder ſie noch irgend etwas ihr Ähnliches in meinen Träumen mir wieder erſchienen. Ich ſehe ſie nur, wenn ich wache; auf dieſe Art iſt das Wachen für mich ein Traum! Aber," fuhr der Viſionär mit feierlicher Stimme fort: „ich fühle, und zwar mit banger Freude, daß ich bald von dieſer Welt ſcheiden muß; gewiß gibt es ein Land jenſeits des Reiches der Träume, wo ich ſie wieder finde — ein Land, in welchem ſelbſt ein Traumgeſicht wieder auferſtehen wird."

„Und wirklich ſtarb," ſo ſchloß Trevylyan, „der Träumer bald darauf plötzlich, und zwar im Schlafe. Wohl nie zuvor hat das Schickſal aus einem lebenden Menſchen (mit ſeinen Leidenſchaften, ſeinen geiſtigen Kräften, ſeinem Ehrgeize und ſeiner Liebe) ſo buchſtäblich das Spielzeug eines Traumes gemacht!"

„Ach!" ſagte Vane, der den letzteren Theil von Trevylyans Erzählung gehört hatte, „hätte der Deutſche uns ſein Geheimniß mittheilen können, welch ein Aſyl erlangten wir dadurch vor den Übeln der Erde! Kerker, Krankheit, Armuth, Noth und Schande würden aufhören die Tyrannen unſeres Lebens zu ſein, und wir würden auf den Schlaf die Geſchichte unſeres Daſeins und unſere Gefühle beſchränken."

„Gertrud," liſpelte der Liebende, „was dem Träumer ſein Königreich und ſeine Braut waren, das biſt Du mir!"

Vierundzwanzigſtes Kapitel.

Die Brüder.

Die Ufer des Rheins verflachten ſich jetzt in wellenähnliche Ebenen, und zur Rechten erhob ſich die ehemalige Reichsſtadt Boppart. Auf keiner andern Reiſe von gleicher Länge trifft man ſo viele ſchlagende Beiſpiele der Veränderlichkeit und des Wechſels irdiſcher Macht. Eine Stadt, gleich dem egyptiſchen Memphis, in einen Haufen öder Ruinen zuſammengeſunken, das lärmende Treiben und den lauten Markt von Nationen in die ruhige Stille alter Gräber verwandelt zu ſehen, iſt nicht ſo demüthigend für unſere Eitelkeit, als wenn wir am Rheine die zu einem beſcheidenen Marktflecken oder einem öden Dorfe eingeſchrumpfte königliche Stadt betrachten. Ein Verfall ohne Größe, eine Veränderung ohne Ehrfurcht gebietende Einſamkeit! Da, wo einſt Druſus ſeinen Römerthurm und die Könige der Franken ihre Paläſte erbauten, werden jetzt Tabakspfeifen verkauft, und das alte Nonnenkloſter Marienberg iſt in eine ausgezeichnete Baumwollenfabrik verwandelt. Doch was ſchadet's, dies iſt die Ordnung der Dinge; die Welt ſelbſt wird bald eine vortreffliche Baumwollenmanufaktur ſein!

„Sieh,“ ſagte Trevylyan im Vorbeifahren, „ſieh dort jenen Berg mit ſeinen ſagenhaften Schlöſſern Liebenſtein und Sternfels.“

Gewaltige, maſſive Ruinen bedecken als Zeugen entſchwundener Herrlichkeit den grünen Felſen, an deſſen

Fuße in glücklicher Sicherheit gegen Zeit und Schickſals=wechſel die niedrigen Häuſer eines Dörfchens mit ihrem Kirchthurme in ſtiller Zufriedenheit beiſammen liegen.

„Knüpft ſich nicht eine berühmte Sage an dieſe Schlöſſer, Albert?“ fragte Gertrud. „Ich erinnere mich faſt, ihren Namen in Verbindung mit Deinem Amte als Geſchichtenerzähler gehört zu haben.“

„Ja,“ erwiderte Trevylyan; „es gibt eine Sage von den letzten Herren jener zerfallenen Burgen und . . .“

„Setze Dich näher zu mir und erzähle,“ unterbrach ihn Gertrud mit naiv gebieteriſchem Tone — „komm!“

Die Brüder.

Eine Erzählung.*

„Denke Dir alſo, Gertrud,“ begann Trevylyan, „einen ſchönen Sommertag, und baue mit der Dir eigenen, reichen Phantaſie, die ſogar in mir etwas von dieſem göttlichen Funken anzufachen vermag, jene eingeſtürzten Thürme in ihrer alten Pracht wieder auf; erhebe Gänge und Hallen, bemanne die Zinnen mit Wächtern und pflanze die ſtolzen Banner mittelalterlichen Ritterthums auf den Wällen auf. Oben aber, ſich bis zur halben Höhe des Felſen hinabſenkend, denke Dir die hängenden Gärten von Liebenſtein, duftend von Blumen und ſtrahlend in der Mittagsſonne.

Auf grünem Raſen, im Schatten einer Eiche, ſaßen drei Perſonen in der Blüte der Jugend. Zwei derſelben

* Dieſe Erzählung gründet ſich in Wahrheit auf die ſchöne Sage von Liebenſtein und Sternfels.

waren Brüder; die dritte aber war eine Waiſe, die der Eigenthümer des gegenüberliegenden Schloſſes Sternfels dem Schutze ſeines Bruders, des Herrn von Liebenſtein, ſterbend anempfohlen hatte. Die Burg ſelbſt nebſt dem dazu gehörigen Grundeigenthum ging nicht auf die weibliche Linie über, ſondern vererbte ſich auf Otto, den Vetter der Waiſe und den jüngeren der beiden auf dem Raſen ſitzenden Brüder.

„Ach!“ begann der ältere, der Warbek hieß, „ach, theure Leoline, meinem Bruder wandeſt Du einen Kranz; haſt Du denn nicht eine einzige Blume für mich?“

Die ſchöne Waiſe (denn ſie war ſchön, Gertrud, wie es der Heldin der Geſchichte geziemt, die Du mich zu erzählen aufforderſt — ſoll ſie nicht in den Träumen meiner Phantaſie Dein glänzendes Haar, Dein ſüßes Lächeln und Deine blauen Augen haben, die nimmer ſchweigen? Ach, vergib mir, daß ich der Heldin einer frühern Erzählung die Schönheit Deines Antlitzes verſagt habe und gedenke, daß ich ſie dafür mit der Schönheit Deiner Seele begabt) die ſchöne Waiſe erröthete bis an die Schläfe, und aus den Blumen in ihrem Schooße die friſcheſten Roſen wählend, begann ſie dieſelben in einen Kranz für Warbek zu flechten.

„Es wäre beſſer,“ meinte der muntere Otto, „meinem beſonnenen Bruder einen Kranz aus Raute und Cypreſſe zu flechten; die Roſe iſt viel zu hell für einen ſo ernſthaften Ritter.“

Leoline hob den Finger mißbilligend empor.

„Laß ihn lachen, theures Mühmchen,“ verſetzte Warbek, leidenſchaftliche Blicke auf ihre wechſelnden

Züge heftend, „und glaube mir, Leoline, daß die ſtillen Waſſer am tiefſten gründen.“

In dieſem Augenblick hörten ſie die Stimme des alten Schloßherrn, ihres Vaters, der laut nach Leoline rief; denn ſo oft er von der Jagd heimkehrte, ſehnte er ſich nach ihrer milden Nähe, und die Halle erſchien ihm einſam, wenn ſich nicht der leichte Schall ihres Trittes und die Muſik ihrer Stimme zu ſeiner Bewillkommnung hören ließen.

Leoline eilte zu ihrem Vormund und die Brüder blieben allein.

Es konnte nichts Ungleicheres geben, als die Züge und Charaktere dieſer beiden Jünglinge. Auf Otto's Wange lag das herrlichſte Roth der Geſundheit; ſeine braunen Augen glühten; dunkles Haar umſpielte in kurzen Locken ſeine offene und muthige Stirne; immer thronte der Scherz auf ſeinen Lippen, und ſein Fuß war ſo kühn und behend, wie der eines Alpenjägers. Muthigen und lebhaften Geiſt beſaß er; und wenn er auch bisweilen den kecken Übermuth der Jugend kundgab, ſo waren doch ſeine Gefühle edel, und wenn auch nicht immer geneigt, Reue über einen Fehler auszuſprechen, zeigte er ſich doch ſtets bereit, um eines Freundes willen der Gefahr zu trotzen.

Warbek hingegen, wenn gleich ebenſo ſtark als ſein Bruder, war doch von zarterem Körperbau als dieſer; das lange, blonde Haar, das ſeine nordiſche Abkunft kund gab, umwallte von beiden Seiten ein ruhiges, bleiches Geſicht, dem es ein ſinniges, ja ſogar wehmüthiges Gepräge verlieh. Seine Züge, die jedoch maje-

ſtätiſcher und regelmäßiger als die Otto's waren, veränderten ſelten ihren Ausdruck. Entſchloſſener ſogar als ſein Bruder, war er weniger ungeſtüm, und bei einem tieferen Gefühl beſaß er weniger Launenhaftigkeit.

Nachdem Leoline fortgegangen, ſchwiegen die Brüder ſtill. Otto gürtete nachläſſig ſein Schwert, das er neben ſich ins Gras gelegt hatte, Warbek hingegen ſammelte die Blumen, die von des Mühmchens zarter Hand berührt worden waren, und ſteckte ſie in ſeinen Buſen.

Dies ärgerte Otto; er biß ſich in die Lippen und wechſelte die Farbe; endlich ſagte er mit erzwungenem Lachen: „Man muß geſtehen, Bruder, daß Du Deine Neigung zu unſerer ſchönen Muhme auf einen Grad ſteigerſt, den ſelbſt Verwandtſchaft kaum zu rechtfertigen ſcheint.“

„Es iſt wahr,“ verſetzte Warbek ruhig, „meine Liebe zu ihr iſt ſtärker als die der Blutsverwandtſchaft.“

„Wie!“ rief Otto trotzig, „ſollteſt Du es wagen, als Bewerber um Leolinens Hand aufzutreten?“

„Wagen!“ wiederholte Warbek, deſſen blaſſe Wange in dieſem Augenblick noch bleicher wurde.

„Ja, ich habe das Wort ausgeſprochen! Wiſſe, Warbek, daß auch ich Leoline liebe, auch ich ſie als Braut fordere; und nie, ſo lange ich ein Schwert ſchwingen, nie, ſo lange ich die ritterlichen Sporen tragen kann, werde ich vor einem Nebenbuhler zurücktreten. Selbſt dann nicht,“ fügte er, ſeine Stimme herabſenkend, hinzu, „wenn dieſer Nebenbuhler mein Bruder wäre!“

Warbek antwortete nicht; ſeine innerſte Seele ſchien äubt; er ſtarrte lange und gedankenvoll ſeinen Bruder

an und ſtieg ſodann mit abgewandtem Geſicht, ohne auch nur ein Wort zu ſprechen, den Felſen hinauf.

Dieſes Stillſchweigen erſchreckte Otto. Gewöhnt, jedem ſeiner Gefühle Worte zu geben, vermochte er die Mäßigung ſeines Bruders nicht zu begreifen, kannte aber deſſen hochherziges und tapferes Weſen zu gut, um dieſelbe der Furcht zuzuſchreiben. Mochte ſie nicht eher Verachtung ſein, oder wollte Warbek in dieſem Augenblick ihren Vater aufſuchen und, mit der Erklärung ſeiner Liebe für die Waiſe zuvorkommend, zugleich das Vorrecht der Erſtgeburt in Anſpruch nehmen? Von ſolchem Verdacht erfüllt, eilte der ungeſtüme Otto ſeinem Bruder nach und fragte, die Hand auf ſeine Schultern legend: „Wohin gehſt Du, und willigſt Du ein, mir Leoline abzutreten?“

„Liebt ſie Dich, Otto?“ antwortete Warbek nach längerem Bedenken, und aus ſeiner Stimme ſprach eine ſo tiefe Angſt, daß ſelbſt Otto's höchſt geſteigerter Leidenſchaft dadurch Einhalt gethan wurde.

„Jetzt biſt Du es, der ſchweigt,“ fuhr Warbek fort; „ſprich, liebt ſie Dich, und hat es ihre Lippe geſtanden?“

„Ich glaubte, daß ſie mich liebe!“ ſtammelte Otto; „aber ihr Benehmen iſt jungfräulich und ihr Mund hat es allerdings noch nie ausgeſprochen.“

„Genug,“ ſagte Warbek, „laß mich los.“

„Halt!“ entgegnete Otto, deſſen Argwohn von Neuem auftauchte, „halt! nur noch ein Wort: ſuchſt Du den Vater? Er ehrte Dich immer mehr, als mich; willſt Du ihm Deine Liebe geſtehen und Dein Erſtgeburtsrecht anſprechen? Thu's und bei meiner Seele

bei meiner Hoffnung auf den Himmel, einer von uns Beiden muß fallen!“

„Armer Junge!“ antwortete Warbek bitter, „wie wenig vermagſt Du in einem Herzen zu leſen, das wahrhaft liebt. Glaubſt Du, daß ich ſie zum Altar führen möchte, wenn ſie Dich liebt? Glaubſt Du, daß ich, ſelbſt wenn es zu meinem eigenen Glück diente, ihr eine Minute Schmerz bereiten könnte? Fort mit dem Gedanken, fort!“

„Du willſt alſo den Vater nicht aufſuchen?“ ſtammelte Otto beſchämt.

„Den Vater — hat denn der Vater über Leolinens Neigung zu verfügen?“ entgegnete Warbek und ſchlug, ſich von des Bruders Hand losmachend, den Weg nach der Burg ein.

Beim Eintritt in die Halle hörte er Leolinens Stimme, die dem alten Burgherrn eine jener einfachen Balladen ſang, wie ſie Krieger und Jäger ſo gerne hören. Er blieb ſtehen, um den Zauber nicht zu brechen, der für ihn mächtiger war, als der eines Magiers; als er aber ihre ſchöne Geſtalt anſchaute, entfiel ihm der Muth. Er, wie ſein Bruder, hatte ihr heute im Garten eine Blume gegeben; die ſeinige war die friſchere und ſeltenere; doch ſah er ſie jetzt nicht, während ſie die ſeines Bruders an ihrem Buſen trug!

Eingeſchläfert von der Muſik und ermüdet von den Strapazen der Jagd, ſank der Burgherr, ſobald das Lied zu Ende war, in Schlaf. Warbek trat nun vor und winkte Leoline'n, ihm zu folgen. Er wählte einen gelegenen und einſamen Weg, und als ſie in einiger

Entfernung von dem Schloſſe waren, wandte ſich Warbek um, ergriff ſanft Leolinens Hand und ſagte: „Laß uns hier einen Augenblick ruhen, theuerſtes Mühmchen; ich habe Vieles auf dem Herzen, das ich Dir ſagen möchte.“

„Und was iſt das?“ antwortete Leoline, als ſie auf einer Moosbank Platz genommen, die die Ausſicht auf den breiten, glänzenden Rhein unten darbot; „was iſt es wohl, was mein freundlicher Warbek zu verlangen hat? Ach, wäre es irgend eine Gunſt, irgend etwas, das die arme Leoline zu gewähren vermag; denn ſeit meiner früheſten Kindheit biſt Du immer höchſt zärtlich, höchſt freundlich gegen mich geweſen. Du, ſo hat man mir oft geſagt, lenkieſt meine erſten Schritte; Du hauchteſt meinen kindlichen Lippen die Sprache ein, und in ſpäteren Jahren, wenn mein wilder Vetter, weit fort, in den Wäldern auf der Jagd war, bekümmerteſt Du Dich nichts um ſeine Neckereien und bliebſt zu Hauſe, damit Leoline nicht einſam ſein durfte. Ach könnte ich Dir vergelten!“

Warbek wandte das Geſicht ab; ſein Herz war voll und erſt nach mehren Augenblicken faßte er Muth zu antworten.

„Schönes Mühmchen,“ begann er, „das waren glückliche Tage; aber es waren die Tage der Kindheit. Neue Sorgen und neue Gedanken haben ſich jetzt bei uns eingeſtellt. Ich jedoch bin noch immer Dein Freund, Leoline, und wie früher, wirſt Du auch jetzt noch Deine jungen Sorgen und Hoffnungen mir anvertrauen. Willſt Du das, Leoline?“

„Kannſt Du noch fragen?“ entgegnete die Jungfrau,

und als Warbek ihr ins Geſicht ſchaute, ſah er, daß ihre Augen voll Thränen waren, ihn aber gleichwohl feſt anblickten. Da wußte er, daß ſie ihn nur wie eine Schweſter liebe.

Er ſeufzte und hielt einen Augenblick inne. „Genug,“ fuhr er ſodann fort, „jetzt zur Sache. Einſtmals, theure Muhme, lebte in dieſen Bergen ein gewiſſer Ritter, der zwei Söhne hatte und eine Waiſe gleich Dir, wohnte gleichfalls auf ſeinem Schloß. Der ältere Sohn — doch laſſen wir das, verlieren wir keine Worte über ihn — der jüngere Sohn alſo liebte die Waiſe zärtlich, zärtlicher als ſich Verwandte lieben, und aus Furcht vor einer abſchläglichen Antwort, bat er den älteren Bruder, den Freiwerber für ihn bei der Waiſe zu machen. Leoline, meine Geſchichte iſt aus. Kannſt Du Otto lieben, wie er Dich liebt?“

Als er jetzt ſeine Augen zu Leoline aufſchlug, ſah er, daß ſie heftig zitterte, und ein dunkles Roth ihre Wangen bedeckte.

„Sage mir,“ fuhr er fort, ſich ſelbſt beherrſchend „iſt nicht dieſe Blume, ſein Geſchenk, ein Beweis, daß Du hauptſächlich an ihn denkſt?“

„Ach, Warbek, halte mich nicht für undankbar, daß ich die Deinige nicht auch trage, aber —“

„Still!“ verſetzte Warbek haſtig, „ich bin nur Dein Bruder; iſt Dir Otto nicht mehr? Er iſt jung, tapfer und ſchön. Gott gebe, daß er ſich Deiner würdig zeige, wenn Du ihm die reiche Gabe Deiner Liebe ſchenkſt.“

„Ich ſah Otto ſeltener in meiner Kindheit,“ verſetzte Leoline ausweichend; „deßhalb überraſchte mich

auch wohl ſeine Freundlichkeit in der letzten Zeit mehr als die Deinige."

„Und Du willſt ihn alſo nicht verſchmähen? Du willſt ſeine Braut ſein?"

„Und Deine Schweſter!" antwortete Leoline.

„Gott ſegne Dich, theure Muhme! Einen Bruderkuß alſo und dann lebe wohl. Otto wird Dir ſelbſt danken!"

Er küßte ruhig ihre Stirne, wandte ſich ab und ſtürzte ſich ins Dickicht; dann erſt machte er ſeinen Empfindungen Luft. Hätte Leoline ſeine Aufregung beobachten können, ſo wäre Otto's Bewerbung fruchtlos geweſen; denn ſo tief, ſo leidenſchaftlich auch ihr zärtliches, unſchuldiges Herz Otto liebte, ſo war ihr doch Warbeks Glück nicht weniger theuer."

Als der junge Ritter ſich wieder gefaßt hatte, ſuchte er Otto auf. Er fand ihn allein im Walde, wie er mit gekreuzten Armen ſich an einen Baum lehnte und traurig zu Boden ſchaute. Warbeks edles Herz wurde durch die Niedergeſchlagenheit ſeines Bruders gerührt.

„Freue Dich, Otto!" rief er, „ich bringe Dir gute Kunde; ich habe Leoline geſehen; ich habe mit ihr geſprochen; erſchrick nicht — ſie liebt Dich! Sie iſt Dein!"

„Edler Warbek!" rief Otto und warf ſich ſeinem Bruder um den Hals. „Nein, nein!" ſagte er dann, „das darf nicht ſein, Du haſt ältere Anſprüche. — Ich entſage ihr zu Deinen Gunſten. Vergib mir meinen Eigenſinn, Bruder, vergib mir!"

„Vergiß das Vergangene," ſagte Warbek; „die Liebe Leolinens würde größere Beleidigungen, als die vorge-

fallene entſchuldigen, und nun ſei freundlich gegen ſie geſinnt; ſie iſt von Natur ſanft und tieffühlend. Ich kenne ſie ganz genau, denn ich habe ihre leiſeſten Wünſche erforſcht. Du biſt heftig und leicht reizbar, deßhalb mußt Du bedenken, daß ein Wort verwundet, wenn die Liebe innig iſt. Um meinet= und ihretwillen ſei mehr auf ihr Glück als auf Dein eigenes bedacht; jetzt ſuche ſie auf — ſie erwartet von Deinen Lippen ein Geſtänd=niß zu hören, das von den meinigen nur kalt klang."

Hiemit verließ er ſeinen Bruder, trat noch einmal in das Schloß und fand in der Halle ſeiner Vorfahren den Vater immer noch ſchlafend. Er legte die Hand auf ſein graues Haupt und ſegnete ihn; ſodann ſchlich er in ſein Gemach hinauf, legte Helm und Rüſtung an und ſagte, dreimal den Griff ſeines Schwertes küſſend, mit gerötheter Wange: „Hinfort biſt Du meine Braut!" Dann ging er aus dem Schloſſe, eilte auf den einſam=ſten Pfaden den Felſen hinab an den Rhein und miethete einen der zahlreichen Fiſchernachen, um ſich an das jen=ſeitige Ufer ſetzen zu laſſen. Allein, aber nicht traurig, — denn ſein edles Herz tröſtete ihn und Leoline war ja glücklich — eilte er nach Frankfurt.

In der Stadt herrſchte ein fröhliches Leben; Waffen klirrten an jeder Ecke; kriegeriſche Muſik erſcholl, Ban=ner wehten; Helmbüſche glänzten; Streitroſſe wieher=ten — Alles vereinigte ſich, das Blut in Wallung zu verſetzen und den Muth zu entflammen. St. Bernhard hatte das heilige Kreuz an den Ufern des Rheines auf=gepflanzt und Frankfurts Straßen bezeugten mit welchem Erfolge!

An demſelben Tage noch nahm Warbek das heilige Zeichen und ließ ſich unter die Ritter des Kaiſers Konrad einreihen.

Wir müſſen jetzt einige Zeit als bereits vergangen annehmen. Indeß waren Otto und Leoline noch nicht vermählt; es hatte nämlich in dem erſten Feuer ſeiner Dankbarkeit gegen den Bruder Otto ſeinem Vater und Leolinen Warbeks Selbſtüberwindung mitgetheilt, und Leoline, aufs Innigſte dadurch gerührt, wollte die Vermählung nicht augenblicklich vollzogen wiſſen. „Laßt uns ihn wenigſtens,“ ſagte ſie, „nicht durch ein voreiliges Freudenfeſt kränken, ſondern ihm Zeit geben, unter den ſtolzen Schönheiten, die er im fernen Lande ſehen wird, zu vergeſſen, daß er einſt Diejenige liebte, welche nun Deine Braut iſt, Otto.“

Der alte Burgherr billigte dieſes Zartgefühl, und ſelbſt Otto wagte in der erſten Überwallung ſeiner dankbaren Gefühle gegen ſeinen Bruder nicht zu widerſprechen. Sie ſetzten dann feſt, daß die Vermählung nach Verfluß eines Jahres ſtattfinden ſollte.

Monde rollten dahin und auf Otto's Stirne lagerte ſich eine zerſtreute, mürriſche Düſterheit. Auf ſeinen Ausflügen mit fröhlichen Genoſſen in die benachbarten Städte hörte er von nichts als dem Ruhme der Kreuzfahrer, der Ehre, welche dieſen Helden an den Höfen, die ſie beſuchten, zu Theil wurde, von ihrem abenteuerlichen Leben und dem muthigen Geiſte, der ihren Kriegszug beſeelte. Wirklich ließen weder Prieſter noch Minneſänger das Thema erkalten und der Ruhm Derer, welche ausgezogen waren in den heiligen Streit, ſpornte die

zurückgebliebenen Jünglinge nicht nur zur Nacheiferung an, ſondern erfüllte ſie auch mit Schmerz.

„Mein Bruder erfreut ſich eines ſo thatenreichen, ruhmvollen Lebens," ſagte der ungeduldige Otto, „während ich, deſſen Arm eben ſo ſtark und deſſen Herz gleich kühn iſt, hier unter den abgeſchmackten Mährchen eines greiſen Vaters und den dummen Liedern eines verwaisten Mädchens mich langweile."

Sein Herz machte ihm zwar einen Vorwurf über die letzten Worte, aber bereits fing er an, Leolinens zärtlicher Liebe überdrüſſig zu werden. Vielleicht ließ, weil länger kein Sieg mehr über einen Nebenbuhler zu gewinnen war, die Aufregung nach, vielleicht auch fand ſein ſtolzer Geiſt es insgeheim unerträglich, von ſeinem Bruder an Edelmuth übertroffen worden zu ſein, trotz dem, daß er denſelben in glücklicher Liebe überſtrahlte.

Die arme Leoline aber, einmal gewohnt, Otto als ihren Verlobten zu betrachten, ſtellte ihr Herz ganz unter ſeine Gewalt. Sein wilder Geiſt, ſeine finſtere Schönheit, ſein kühner Muth zogen ſie an und ſchreckten ſie zugleich, und die Launenhaftigkeit ſeiner Natur erzeugte jenes beſtändige Schwanken von Hoffnung und Furcht, das die Quelle unruhvoller Liebe iſt. Mit wachſendem Kummer ſah ſie die Veränderung, welche in Otto's Gemüth vorging; aber ſie errieth die Urſache nicht. „Sicherlich habe ich ihn beleidigt," dachte ſie.

Unter Otto's Freunden befand ſich einer, der eine beſondere Gewalt über ihn beſaß. Es war ein Ritter des geheimnißvollen Templerordens, welcher einſt ſo große Herrſchaft über die Gemüther der Menſchen übte.

Eine tiefe, gefährliche Wunde, in Folge eines Zweikampfes mit einem engliſchen Ritter, hielt den Templer in Frankfurt zurück und verhinderte ihn, ſich dem Kreuzzuge anzuſchließen. Während ſeiner langſamen Geneſung hatte er innige Freundſchaft mit Otto geſchloſſen. Dieſer lud ihn auf das Schloß Liebenſtein ein, und dort wurde er von Leolinens Schönheit nicht wenig betroffen. Durch ſein Gelübde an der Ehe gehindert, erlaubte er ſich doppelte Freiheit in der Liebe und zweifelte nicht, daß, falls er den jungen Ritter ſeiner Braut abwendig machen könnte, dieſe eine neue Eroberung zu den vielen bereits erlangten Siegen für ihn ſein würde. Argliſtig ſchilderte er deßhalb Otto die mannigfaltigen Reize der heiligen Sache, und vor Allem unterließ er nicht, mit glühenden Farben die Schönheiten zu beſchreiben, welche in dem herrlichen Morgenlande die Krieger des Kreuzes mit ihren Gunſtbezeigungen überhäufen. Brautgeſchenke, wie man ſie in den unfruchtbaren Rheingebirgen gar nicht kenne, begleiteten ſeiner Angabe zu Folge die Hand dieſer ſchönen Mädchen, und ſelbſt eine Fürſtentochter dürfe die Vermählung mit einem der Helden, die ſich Königreiche gewinnen können, nicht unter ihrer Würde halten.

„Mir,“ fuhr der Templer fort, „ſind ſolche Hoffnungen auf ewig verſagt. Aber welches Glück könnte noch Eurer warten, wenn Ihr nicht bereits verlobt wäret!“

Durch derartige Reden ward Otto's Ehrgeiz immer mehr aufgeſtachelt; ſie machten ihn über ſeine gegenwärtige Ruhmloſigkeit nur noch unzufriedener und ver-

bitterten ihm den einzigen Troſt, welchen er aus der reinen, liebevollen Zärtlichkeit Leolinens ſchöpfte.

Eines Abends ſuchte ein Sänger Schutz vor dem Sturme in den Hallen von Liebenſtein. Sein Beſuch war dem Burgherrn willkommen und der Sänger vergalt die Gaſtfreundſchaft durch den Zauber ſeiner Kunſt. Er ſang von der Jagd und gähnend fuhr ein Hund vom Boden auf. Er ſang von Liebe, und ſeine unruhigen Träume vergeſſend, näherte ſich Otto Leolinen und fiel zu ihren Füßen nieder. Lauter und lauter klangen die Saiten. Der Fremdling ſang vom Kriege; er ſchilderte die Thaten der Kreuzfahrer; er ſtürzte in das dichteſte Schlachtgewühl; das Streitroß wieherte; die Trompete ſchallte, und man glaubte beinahe das Klirren des Stahles zu hören. Aber als er die Namen der kühnſten Ritter nannte, da ertönte hoch unter den Stolzeſten der Name des Herrn Warbek von Liebenſtein. Dreimal habe er das kaiſerliche Banner gerettet, zwei Roſſe ſeien unter ihm erſchlagen worden und er habe ihre Leiber mit den wildeſten der Feinde bedeckt. Sanft im Zelte und furchtbar im Kampfe ſei Warbek, und eher vergäße der Sänger ſeine Kunſt als der Rhein ſeinen Helden.

Der Burgherr fuhr von ſeinem Sitze auf. Leoline ergriff des Sängers Hand. „Sprecht, Ihr habt ihn geſehen, er lebt, er wird geehrt?“

„Ich ſelbſt, tapferer Herr und edles Fräulein, komme gerade aus Paläſtina. Ich ſah den wackern Ritter von Liebenſtein zur Rechten des Kaiſers Konrad. Und er, Fräulein, war der einzige Ritter, den die Bewunderung ohne ihren Schatten, den Neid, beſtrahlte. Wer nun“

(fuhr der Sänger noch einmal die Saiten rührend fort), „wer möchte ruhmlos zurückbleiben in der Halle? Würde nicht das Wehen seiner väterlichen Banner ihm Vorwürfe machen? Würde nicht jede Stimme aus Paläſtina Scham in seiner Seele wecken?“

„Ja!“ rief Otto plötzlich und warf ſich ſeinem Vater zu Füßen. „Du hörſt, welche Thaten mein Bruder gethan und Deine betagten Augen weinen Freudethränen. Soll ich allein Dein hohes Alter durch ein verroſtetes Schwert entehren? Nein! erlaube mir gleich meinem Bruder fortzuziehen mit den Helden des Kreuzes!“

„Edler Jüngling!“ rief der Harfner; „aus dieſen Worten ſpricht Herrn Warbels Seele; hört ihn, Herr Ritter — hört den edlen Jüngling.“

„Der Himmel redet laut aus ihm,“ bemerkte der Templer feierlich.

„Mein Sohn, ich kann Deine Begeiſterung nicht ſchelten,“ ſprach der alte Burgherr, während er ihn mit zitternden Händen aufhob, „aber Leoline, Deine Verlobte?“

Bleich wie eine Bildſäule und kaum ihren Ohren trauend, als ſie die grauſamen Worte ihres Geliebten vernahm, ſtand die Waiſe da. Sie ſprach nicht, ſie athmete kaum; ſie ſank auf ihren Stuhl nieder und blickte zu Boden, bis endlich auf die Rede des Burgherrn weiblicher Stolz und weibliche Zärtlichkeit ihr Bewußtſein wieder zurückriefen. Dann ſagte ſie: „Ich, Oheim? Soll ich Otto bleiben heißen, wenn ſeine Wünſche ihn forttreiben?“

„Mit Ruhm bedeckt, edles Fräulein, wird er zu

Euch zurückkehren!“ ſprach der Harfner, aber Otto ſagte nichts mehr. Die rührende Stimme Leolinens ging ihm zu Herzen; ſtillſchweigend nahm er ſeinen Sitz wieder ein, Leoline aber flüſterte ihm in ſanftem Tone zu: „Handle, als wäre ich nicht da,“ und dann verließ ſie die Halle, um ſich mit ihrem Herzen zu berathen und in der Einſamkeit zu weinen.

„Ich kann ſie ja vor meiner Abreiſe noch heirathen,“ rief Otto plötzlich, als er Nachts in dem Zimmer des Templers ſaß.

„Ja, das iſt wahr! Aber Deine Braut in der erſten Woche verlaſſen — wahrlich, eine harte Probe!“

„Doch immer beſſer als Gefahr laufen, ſie nie mehr mein zu nennen. Theure, gute, geliebte Leoline!“

„Sicherlich kann ſie Alles von Dir erwarten; trotz dem aber iſt es kein geringes Opfer, bei Deinem Alter und Deinem Äußern für immer auf die Zärtlichkeit der edlen Jungfrauen, die Du ſehen wirſt, zu verzichten. Ach! welche Augen werden von den Gallerien zu Conſtantinopel auf Dich niederſchauen, und wie gleichgültig werden ſie ſich wegwenden auf die Kunde, daß Du Otto, der Bräutigam, biſt. Ein Bräutigam ohne Braut! Nein, ſo ſehr das Kreuz auch der Krieger bedarf, ſo muß ich Dir doch als Freund ſagen, daß, wenn Du heirathest, es für Dich beſſer iſt, ruhig daheim zu bleiben und auf der Jagd die Mühen des Krieges zu vergeſſen, welchen Du den Ehrgeiz der Liebe vorziehen willſt.“

„Wenn ich doch nur wüßte, was das Beſte wäre,“ ſagte Otto unentſchloſſen. „Mein Bruder — ha! Soll er für immer mich überſtrahlen? Aber Leoline, wie

wird ſie ſich grämen, ſie, welche ihn um meinetwillen aufgegeben hat!“

„War das Deine Schuld?“ fragte der Templer heiter. „Noch manchmal mag es Dir begegnen, daß man Dich einem Andern vorzieht. Wahrlich ſolche Sünden beſchweren das Gewiſſen nicht ſonderlich. Aber ſchlafe darüber, Otto; meine Augen fallen mir zu.“

Am nächſten Tage kam Otto zu Leolinen und machte ihr den Vorſchlag, daß ihre Vermählung noch vor ſeiner Abreiſe ſtattfinden ſollte; aber er war ſo verwirrt, ſo zwiſchen zwei Wünſchen getheilt, daß Leoline, durch ſeine Kälte beleidigt und verletzt, dieſen Vorſchlag ohne weiteres zurückwies. Sie verließ ihn, damit er ihre Thränen nicht ſehen möchten und dann — dann bereute ſie auch ihren gerechten Stolz!“

Otto, der nun ſein Gewiſſen damit zu beruhigen ſuchte, daß er jetzt ihr die alleinige Schuld beimaß, traf die nöthigen Anſtalten zu ſeiner Abreiſe. Ängſtlich bemüht, ſeinen Bruder auszuſtechen, reiste er nicht, wie Warbeck allein und ohne Begleitung ab, ſondern alle Pferde, Krieger und Gelder, welche die Herrſchaft Sternfels (er war noch nicht damit belehnt) liefern konnte, aufbietend, zog er an der Spitze eines hellen Haufens nach Frankfurt.

Der Templer, einen Rückfall ſeiner Krankheit heuchelnd, blieb zurück und verſprach in Conſtantinopel, das er mit ſo glänzenden Farben geſchildert, mit Otto zuſammenzutreffen. Mittlerweile bot er ſeine ganze Galanterie auf, um die unglückliche Waiſe zu tröſten. Ihre reine Liebe war jedoch ſtärker als alle ſeine Ver-

führungskünſte. Vergebens ſuchte er Zweifel hinſichtlich Otto's in ihr rege zu machen; ſie weigerte ſich dieſelben zu hören; vergebens ſuchte er ſie durch Schmeichelei und Geſang zu kirren, ſie wandte ſich gleichgültig hinweg, ja ſie verſchloß ſich, angeekelt durch Artigkeiten, die ſo wenig denen Otto's glichen, in ihr Zimmer und ſeufzte in der Einſamkeit nach dem, der ſie verlaſſen.

Der Templer beſchloß jetzt durch ſchwärzere Mittel ſie in ſeine Gewalt zu bringen, als er glücklicherweiſe plötzlich von dem Großmeiſter einen ſo wichtigen Auftrag erhielt, daß er einer ſtärkeren Leidenſchaft in ſeiner Bruſt, als die Liebe — dem Ehrgeize, nicht widerſtehen konnte. Er verließ das einſame Schloß, und da Otto nimmer mit ſeinen fröhlichen Genoſſen darin hauste, ſo konnte jetzt keine Einſamkeit ſeltener geſtört werden.

Mittlerweile gelang zwar von Zeit zu Zeit Warbek's Ruhm zu ihren Ohren, aber nie hörte man etwas von Otto: und ſo wurde die Liebe der zärtlichen Waiſe durch die beſtändige Unruhe der Furcht lebendig erhalten. Endlich ſtarb der alte Burgherr und Leoline war nun gänzlich allein. Eines Abends, als ſie mit ihren Zofen in der Halle ſaß, wurde der Klang von Pferdehufen in dem äußeren Hofe gehört; ein Horn erſchallte, das ſchwere Thor ging auf, und ein Ritter von ſtattlichem Anſehen, mit dem Mantel des Kreuzes bedeckt, trat in die Halle. Einen Augenblick blieb er, wie von ſeinen Gefühlen überwältigt, am Eingange ſtehen; aber gleich darauf ſchloß er Leoline in ſeine Arme.

„Kennſt Du Deinen Vetter Warbek nicht mehr?“ Mit dieſen Worten nahm er den Helm ab und ſie erblickte die ſtolze Stirne, welche ungleich Otto's Stirne in ihrer Gegenwart nie gewechſelt, ſich nie verdüſtert hatte.

„Der Krieg iſt für die nächſte Zeit aus,“ ſprach er. „Ich habe meines Vaters Tod erfahren und bin heimgekehrt, um mein Banner in der Halle aufzuhängen, und meine Tage im Frieden zu verleben.“

Zeit und Krieg hatten Warbek's Züge nicht ohne Veränderung gelaſſen; das ſchöne, dunkler gewordene Haar bedeckte die Schläfe nicht mehr und zeigte eine Narbe, welche die Schönheit eines Geſichtes, das immer etwas Edles, Kriegeriſches gehabt hatte, noch erhöhte; aber die ſonſtige Ruhe deſſelben hatte ſich in Traurigkeit verwandelt; er ſprach ſeltener als zuvor, und obwohl er noch eben ſo oft und eben ſo freundlich lächelte, war ſein Lächeln doch gedankenvoller, und ſeine Freundlichkeit hatte die frühere Leidenſchoft verloren. Offenbar war es ihm gelungen, eine Liebe zu beſiegen, der ſich ſchon ſo frühe Hinderniſſe in den Weg ſtellten; aber immer machte ihm noch eine treue Erinnerung Leoline theurer als alle Anderen, und verbot ihm, die ſeiner Seele eingegrabenen Züge zu verlöſchen.

Die Lippen der Waiſe wollten ſchon den Namen Otto ausſprechen; aber ſchnell beſann ſie ſich wieder und verbarg ihre ängſtliche Neugierde. Warbek jedoch kam ihren Fragen zuvor.

„Otto,“ erzählte er, „ſei wohl und halte ſich zu

Conſtantinopel auf; er habe in dieſer Stadt ſo lange verweilt, daß der Kreuzzug ohne ſeine Hülfe beendigt worden ſei; wahrſcheinlich werde er ſchnell jetzt heimkehren — der nächſte Monat, die nächſte Woche, ja der nächſte Tag könnte ihn wieder an ihre Seite bringen."

Leoline war nicht wenig dadurch getröſtet, doch beunruhigte ſie noch etwas. Warum hatte er, der ſo ſehr nach dem Kampfe um das heilige Grab ſich geſehnt, ſo lange in Conſtantinopel gezögert? Sie wunderte ſich, ſie überließ ſich allen möglichen Muthmaßungen, wagte aber nicht, weiter nachzuforſchen.

Der edle Warbek verhehlte ihr, daß Otto ein regelloſes, verſchwenderiſches Leben führte, daß er ſein Geld in den rauſchenden Freuden des griechiſchen Hofes vergeudete, und ſein Ehrgeiz ſich mit der Chimäre trage, in jenen fremden Ländern, welche die Unternehmungen der normanniſchen Abenteurer den ritterlichen Räubern der damaligen Zeit ſo anlockend gemacht hatte, ein Fürſtenthum zu gründen.

Die Geſchwiſterkinder erneuerten ihre alte Freundſchaft, und Warbek glaubte, es ſei nur Freundſchaft. Wieder durchwandelten ſie mit einander die Gärten, welche die Schauplätze ihrer Kinderſpiele waren; wieder ſaßen ſie auf dem grünen Raſen, wo ſie Kränze geflochten hatten; wieder blickten ſie hinunter auf den ewigen Spiegel des Rheins; aber ach, er konnte nimmer die ungetrübte Friſche von ihres Lebens erſtem Lenze zurückſtrahlen!

Warbeks ernſtes, beſchauliches Gemüth ließ ſich durch die Ehren des Krieges nicht ſo ganz zufrieden

ſtellen, daß er nicht auch jene friedlicheren Quellen der geiſtigen Nahrung geſucht hätte, die ſich noch unter den Weiſen des Morgenlandes fanden. Er hatte aus dem Borne der Weisheit jener fernen Klimate getrunken und ſich jenes ſinnige Nachdenken angeeignet, das jenen weiſeren Völkern eigen iſt, von welchen die Kreuzfahrer die Wiſſenſchaften, welche ihre Nachkommen erleuchten ſollten, nach dem Norden brachten. Warbek hatte wenig gemein mit den rohen Burgherrn in der Nachbarſchaft; er lud ſie nicht zur Tafel, noch nahm er Theil an ihren lärmenden Gelagen. Oft ſpät in der Nacht warf von jenem zerfallenen Thurme aus ſeine einſame Lampe ihren Schein über den mächtigen Strom dahin, und ſeine einzige Erheiterung in dieſer Abgeſchiedenheit war die Gegenwart und der Geſang ſeiner ſanften Muhme.

Monate rollten dahin, als plötzlich ein dunkles und böſes Gerücht nach dem Schloſſe Liebenſtein drang. Otto, hieß es kehre auf die benachbarte Burg Sternfels zurück, aber nicht allein. Er bringe als Braut eine Griechin von erſtaunlicher Schönheit und mit faſt königlichem Reichthum ausgeſtattet. Leoline war die erſte, welche dieſes Gerücht für lügenhaft erklärte; ſie war aber auch die einzige, die es nicht glaubte.

Hell, im Sonnenſchein eines ſommerlichen Tages, erglänzte ein Reiterzug; hinauf den ſteilen Berg wand ſich die ſchimmernde Schaar; Liebenſteins einſame Thürme hörten manches Gelächter, manchen Freudenruf erſchallen. Otto führte ſeine Braut heim, in die Hallen von Sternfels.

Nachts war ein groſzes Bankel in Otto's Schloſſe; aus allen Fenſtern ſtrahlten Lichter, und Muſik erklang laut und ohne Ende.

Otto zur Seite ſaß glänzend in den reichen Juwelen des Morgenlandes, die Griechin. Ihre dunkeln Locken, ihre blitzenden Augen, ihr geſchminktes Geſicht blendeten die Gäſte. Ihr zur Linken ſaß der Templer.

„Beim heiligen Kreuze!“ rief der Templer fröhlich, obwohl er ſich bei dieſen Worten bekreuzte, „wir werden heute Nacht alle Eulen in den grämlichen Thürmen von Liebenſtein aufſcheuchen. Dein ernſter Bruder, Herr Otto, wird viel Mühe haben, um ſeine Baſe zu tröſten, wenn ſie ſieht, was für ein luſtiges Leben ſie mit Dir hätte führen können.“

„Das arme Fräulein!“ bemerkte die Griechin mit erheucheltem Mitleide, „ohne Zweifel wird ſie ſich jetzt mit dem einſt Verſchmähten wieder ausſöhnen. Es iſt, wie ich höre, ein Ritter von ſtattlichem Äußeren.“

„Still!“ ſagte Otto in rauhem Tone, und leerte einen großen Becher Wein.

Die Griechin biß ſich in die Lippen und warf dem Templer einen bedeutſamen Blick zu, den dieſer erwiderte.

„Nur eine Schönheit, wie die Deinige kann meine Verzeihung erlangen,“ ſprach Otto, ſich zu ſeiner Braut wendend, und ſie verliebt anſchauend.

Die Griechin lächelte.

Das Feſt ging raſch ſeinen Gang fort; das Gelächter wurde immer lauter, die Becher kreiſten, als Otto's [Blicke] auf einen Gaſt am Ende der Tafel fielen, deſſen

Geſtalt von Kopf bis zu Fuß in einen Mantel gehüllt und deſſen Geſicht mit einem dunkeln Schleier bedeckt war.

„Zum Henker!“ rief er laut, „das ſchickt ſich kaum bei unſerem Gelage; wird der Fremde die Gewogenheit haben, ſeine Maske abzulegen?“

Bei dieſen Worten kehrten Aller Augen ſich nach jener Geſtalt und die ihr zunächſt Sitzenden bemerkten, daß ſie heftig zitterte. Endlich erhob ſie ſich, ging langſam aber anmuthsvoll auf die ſchöne Griechin zu und legte einen Blumenkranz vor ſie hin.

„Nur eine einfache Gabe, edle Frau,“ ſagte die Fremde mit ſo lieblicher Stimme, daß ſelbſt die roheſten Gäſte davon gerührt wurden. „Es iſt Alles, was ich bieten kann und die Braut Otto's darf nicht ohne ein Geſchenk aus meinen Händen bleiben. Möget Ihr Beide glücklich ſein!“

Mit dieſen Worten wandte ſich die Fremde und ging ſchweigend wie ein Schatten aus der Halle.

„Bringt die Fremde zurück!“ rief die Griechin, als ſie von ihrem Staunen ſich wieder erholt hatte. Zwanzig Gäſte ſprangen auf, um ihrem Befehle zu gehorchen.

„Nein, nein!“ ſagte Otto, ängſtlich mit der Hand winkend, „berührt ſie nicht, ſchaut ihr nicht nach, wenn Euch meine Gewogenheit lieb iſt.“

Als die Griechin, um ihren Ärger zu verbergen, ſich über die Blumen hinbeugte, da fiel die abgebrochene Hälfte eines Ringes aus demſelben heraus. Otto erkannte ihn ſogleich; es war die Hälfte jenes Ringes, den er mit ſeiner Verlobten gebrochen hatte. Ach! er

bedurfte keines ſolchen Zeichens, um ihn zu überzeugen, daß jene Geſtalt, ſo voll von unausſprechlicher Anmuth, jene rührende Stimme, die ſo einfache, von ſo zartem Gefühle zeugende Handlung, ſowie dieſe Gabe, dieſer Glückwunſch, nur der verlaſſenen und verzeihenden Leoline angehören konnten!

Warbek ging in ſeinem einſamen Thurme allein mit unruhigen Schritten auf und ab. Tiefer, unauslöſchlicher Grimm über die Falſchheit ſeines Bruders vermiſchte ſich bei ihm mit einer glühenden, ſeligen Hoffnung. Er fand nun, daß er ſich getäuſcht hatte, wenn er ſeine Liebe erloſchen glaubte; — was konnte ihn jetzt noch an einer Verbindung mit Leolinen hindern?

Mit jenem Zartgefühle indeß, das ihm ſeine Liebe eingab, hatte er es vermieden, ſie durch Troſtverſuche zu kränken. Er fühlte, daß dieſer Schlag allein getragen werden müſſe, und doch ſchmachtete er darnach, ſich ihr zu Füßen zu werfen.

Aus dieſen widerſtreitenden Gedanken weckte ihn ein Klopfen an ſeiner Thüre. Er öffnete und ſah die Flur angefüllt mit Leolinens bleichen, weinenden Zofen. Leoline hatte ohne Begleiterin das Schloß verlaſſen, und Niemand wußte, wohin. Sie erfuhren es aber bald. Aus den Hallen von Sternfels war ſie in der dunkeln, unfreundlichen Nacht in das Thal gewandert, wo das Kloſter Bornhofen ihrem müden Geiſte und gebrochenen Herzen eine Zuflucht an dem Altare Gottes bot.

Den nächſten Morgen mit Tagesanbruch ſtand Warbek vor dem Kloſterthore. Er ſah Leoline; welch eine

Veränderung hatte die Leidensnacht auf dieſem Geſichte, das ſonſt von munterer Lieblichkeit ſtrahlte, hervorgebracht! Er ſchloß ſie in ſeine Arme; er weinte; er brachte Alles vor, was Liebe ſagen kann; er bat ſie flehentlich, ein Herz anzunehmen, das nie durch einen Gedanken ihr untreu geworden war. „O Leoline! Sagteſt Du nicht einſt, dieſe Arme haben Deine Kindheit beſchützt; dieſe Stimme habe Deinen erſten Kummer beſänftigt! Ach, vertraue ihnen wieder und auf immer! Von einer Liebe, welche Dich verließ, wende Dich zu einer, die niemals wankte.“

„Nein,“ ſagte Leoline, „nein! Was würden die Ritter ſagen, deren Stolz Du biſt — was würden ſie ſagen, wenn Du eine bereits Verlobte und Verlaſſene heiratheteſt, die Jahre lang auf einen Anderen harrte, und in Deine Arme nur ein Herz brächte, welches Jener verſtoßen hat? Nein! Selbſt wenn Du, wie ich wohl weiß, gleichgültig gegen eine ſolche Schmach an Deinem hohen Namen wäreſt, ſoll ich Dir ein gebrochenes Herz, eine kranke Seele mitbringen? Sollſt Du Kummer, ſtatt Freude freien? Und ſollen Seufzer, die nie aufhören, Thränen, die nie vertrocknen, die einzige Mitgift Deiner Braut ſein? Du, dem alle Segnungen des Himmel gebühren? Nein, vergiß mich, vergiß Deine arme Leoline! Sie hat nur Gebete für Dich.“

Umſonſt ſuchte ſie Warbeck zu bewegen; umſonſt brachte er Alles vor, was Leidenſchaft und Wahrheit vorbringen konnte; die Quelle der irdiſchen Liebe war für immer in dem Herzen der Waiſe verſiegt, und ihr

Entſchluß ſtand feſt — ſie machte ſich aus ſeinen Armen los und das Kloſterthor ſchloß ſich mit lautem Gekrache vor ihm.

Ein neues, mächtiges Gefühl ergriff jetzt Warbeks Gemüth. Obwohl von Natur mild und ſanft, nährte er doch, wenn er einmal aufgeregt war, den Groll mit der ganzen Kraft einer ruhigen Seele. Leolinens Thränen, ihre Leiden, ihre Schmach, ihre ſtille Ergebung, ihr von Kummer gebleichtes Geſicht — Alles forderte ihn laut zur Rache auf. „Sie iſt eine Waiſe," ſprach er bitter; „ſie hat keinen Beſchützer, an den ſie ſich wenden kann, außer mir. Meines Vaters Vormundſchaft über ihre verlaſſene Jugend geht mit Recht auf mich über. Was liegt daran, wenn auch Der, welcher ſie verließ, mein Bruder iſt? — Er iſt ihr Feind. Hat er nicht ihr Herz gebrochen? Hat er ſie nicht einem lebenslänglichen Kummer anheimgegeben? Und mit welchem Hohne! Ohne Warnung, ohne Entſchuldigung; mit lockeren Geſellen feiert er ſein Hochzeitgelage vor den Ohren, vor den Augen ſeiner früheren Braut! Genug! Die Zeit iſt gekommen, wo, um mich ſeiner eigenen Worte zu bedienen, einer von uns Beiden fallen muß!" Dies ſprechend, zog er ſein Schwert halb heraus, ſtieß es ſodann heftig wieder in die Scheide und kehrte heim nach ſeinem einſamen Schloſſe. Am Eingange deſſelben vernahm er Hufſchläge und den Schall des Jagdhorns; der Brautzug von Sternfels zog in wilder Fröhlichkeit auf die Jagd aus.

An demſelben Abend trat ein Ritter in voller Rüſtung in den Bankétſaal der Burg Sternfels, und for=

derte Otto im Namen Warbeks von Liebenſtein zum Kampfe auf Leben und Tod.

Selbſt der Templer erſchrack über eine ſo unnatürliche Forderung; Otto aber hob glühend den Handſchuh auf, und Tag und Ort wurde feſtgeſetzt. Mißmuthig, mit ſich ſelbſt zerfallen, ergriff ihn eine wilde Freude; er ſehnte ſich, ſeine Verzweiflung ſelbſt den eigenen Bruder entgelten zu laſſen; auch hatte ſein eiferſüchtiges Herz dieſem Bruder ſeine Tugenden und ſeinen Ruhm noch nicht verziehen.

Zur feſtgeſetzten Stunde erſchienen die beiden Brüder auf dem Kampfplatze. Warbeks Viſier war hinaufgeſchlagen und ſeine ganze Seelenſtärke leuchtete aus ſeinem Geſichte. Otto aber, mehr Willens dem Arme, als der Stirne des Bruders entgegenzutreten, hatte ſein Viſier heruntergelaſſen; und neben ihm ſtand der Templer mit gekreuzten Armen. Der höhniſche Geiſt des Letzteren benützte dieſe Scene zum Studium menſchlicher Leidenſchaften. Kaum war der erſte Trompetenſtoß zum furchtbaren Kampfe erklungen, als eine neue Perſon auf dem Platze erſchien. Das Gerücht von einem ſo ungewöhnlichen Ereigniſſe war auch nach dem Kloſter Bornhofen gedrungen, und jezt kamen Paar und Paar die Schweſtern des heiligen Altars, und die Bewaffneten wichen zurück, als mit ſchleppenden Gewändern und verſchleierten Geſichtern dieſelben gerade in die Schranken traten. In dieſem Augenblicke trat eine Schweſter mit langſamem, majeſtätiſchem Schritte aus der Schaar der übrigen hervor, und ſtellte ſich gerade zwiſchen die beiden Brüder.

„Warbek," ſprach ſie mit hohler Stimme, die ihn ſchaudern machte, „willſt Du auf dieſe Art Deine Liebe beweiſen und Deine Obhut über die elternloſe Waiſe, welche Dein Vater Dir anvertraut hat, an den Tag legen? Soll ich einen Mord auf meiner Seele tragen?" Nach dieſer Frage ſchwieg ſie, und die, welche ſie gehört hatten, wurden von ſtummem Schrecken ergriffen. „Den Mord eines Menſchen durch die Hand ſeines eigenen Bruders! — Hinweg, Warbek! Ich befehle es."

„Soll ich die Schmach vergeſſen, Leoline, welche Dir angethan wurde?" ſagte Warbek.

„Schmach! Sie vereinte mich mit Gott! Sie iſt vergeben ſie iſt nicht mehr. Die Erde hat mich verlaſſen, aber der Himmel nahm mich in ſeine Arme! Soll ich murren über dieſen Wechſel? Und Dich, Otto" (hier bebte ihre Stimme) „Otto, ſchlägt Dich Dein Gewiſſen nicht? Willſt Du mir für meine geraubten Hoffaungen dadurch Erſatz bieten, daß Du mir die Zukunft verſchließeſt? Wie unglücklich würde ich ſein! Könnte ich von Erbarmung, könnte ich von Troſt träumen, wenn Dein Bruder um meinetwillen durch Dein Schwert fiele? Otto, ich habe Dir vergeben und Dich und Deine Gattin geſegnet. Du liebteſt mich vielleicht einmal. Denke zurück, wie ich Dich liebte — und wirf Deine Waffen hinweg."

Otto blickte auf die verſchleierte Geſtalt vor ihm. Woher hatte die ſanfte Leoline ſo befehlen gelernt? — Er wandte ſich gegen ſeinen Bruder; er fühlte das ganze Gewicht des Unheils, das er über Beide gebracht hatte; und ſein Schwert zu Boden werfend, kniete er

vor Leoline nieder und küßte ihr Gewand mit einer Andacht, wie ſie vielleicht nie ein Gläubiger vor einer größeren Heiligen fühlte.

Der Zauber, welcher auf den Kriegern lag, war gebrochen; es erſchallte ein lauter Ruf des Dankes und der Freude. „Und Du Warbek?“ fragte Leoline, auf die Stelle zugehend, wo Warbek immer noch ſtolz und regungslos ſtand.

„Habe ich mich je Deinem Willen widerſetzt?“ ſagte er ſanft und ſtieß die Spitze ſeines Schwertes in die Erde. — „Dennoch, Leoline, dennoch,“ fügte er, auf ſeinen knieenden Bruder blickend, hinzu, „dennoch biſt Du bereits beſſer gerächt, als durch dieſen Stahl!“

„Du biſt es! Du biſt es!“ rief Otto an ſeine Bruſt ſchlagend, und langſam und kaum die zurück-weichende Menge bemerkend, verließ Warbek die Schranken.

Leoline ſprach nicht weiter; ihre göttliche Sendung war erfüllt. Lange blickte ſie gedankenvoll die hohe Geſtalt des Ritters von Liebenſtein an, und dann wandte ſie ſich mit einem leichten Seufzer zu Otto und ſagte: „Dies iſt das letztemal, daß wir uns auf Erden treffen. Friede ſei mit Euch Allen.“

Alsdann trat ſie mit derſelben majeſtätiſchen ruhigen Haltung in die Schweſterſchaar zurück und als ſie in gleich feierlicher Proceſſion wieder nach ihrem Kloſter zogen, da war keiner der Anweſenden, ſelbſt den verhärteten Templer mitgerechnet, der nicht gleich Otto vor Leoline ſeine Knie gebeugt hätte.

Noch einmal ſtürzte ſich Otto in das wilde, rau

ſchende Leben jener Zeit. Sein Schloß war immer von Gäſten voll und jede Nacht glänzten die erleuchteten Hallen hinunter auf den ruhigen Rhein. Die Schönheit der Griechin, Otto's Reichthum und der Ruhm des Templers zogen die ganze Ritterſchaft von nah und fern herbei. Noch nie hatten die Rheinufer einen ſo gaſtlichen Herrn geſehen, wie den Ritter von Sternfels. Doch Schwermuth ergriff ihn mitten unter den Luſtbarkeiten und durch die wilden Gelage ſuchte er nur ſeinen Gewiſſensbiſſen zu entgehen. Böſe Gerüchte vermiſchten ſich jedoch bald mit der Stimme des Neides über Otto's glänzendes Leben. Die ſchöne Griechin beglückte, wie es hieß, ihres Ehegemahls müde, mit ihrem Lächeln auch Andere; junge und hübſche Ritter waren in dem Schloſſe immer ſehr willkommen und vor Allem ließ ſich ihre ſtrafbare Liebe zu dem Templer kaum verbergen. Otto allein ſchien nichts von dieſen Gerüchten wiſſen zu wollen, und obwohl er ſeine Gattin bereits vernachläſſigte, ſo nahm doch ſeine Vertraulichkeit gegen den Templer nicht ab.

An einem Nachmittage ſaß die Griechin gerade mit dem geheimen Liebhaber in dem Kabinette. Die reichen Parfümerien des Morgenlandes miſchten ſich mit dem Dufte der Blumen und verſchiedene Luxusartikel, bis dahin unbekannt in dieſem nördlicheren Klima, verliehen dem Gemache einen üppigen, weibiſchen Charakter.

„Ich kann Dir verſichern,“ ſagte die Griechin koſend, „er ſchöpft bereits Verdacht; ich ſah, wie er Dir nachblickte, vor ſich hinmurmelte und mit dem Griffe ſeines Dolches ſpielte. Laß uns fliehen, ehe es zu ſpät

iſt; denn ſeine Rache würde furchtbar ſein, wenn ſie einmal gegen uns erwachte. Ach, warum vertauſchte ich je mein eigenes ſchönes Land mit dieſen barbariſchen Ufern! Dort hält man die Liebe nicht für ewig, und die Untreue wird als kein todeswürdiges Verbrechen angeſehen."

„Stille, Schätzchen!" ſagte der Templer ſchmeichelnd; „Du kennſt die Geſetze unſerer dummen Ritterſchaft nicht. Glaubſt Du, ich werde aus einer Ritterburg wie ein Dieb in der Nacht fliehen? Wahrlich auch das rothe Kreuz würde eine ſolche Schande nicht zudecken. Wenn Du befürchteſt, Dein griesgrämiger Gemahl ſchöpfte Verdacht, ſo wollen wir uns trennen. Der Kaiſer hat mich nach Frankfurt entboten. Noch vor Abend kann ich auf dem Wege dahin ſein."

„Und ich bin allein der Rache des Barbaren preisgegeben? Iſt dies Dein Ritterthum?"

„Nein! Sprich nicht ſo unüberlegt," entgegnete der Templer. „Wenn der Gegenſtand ſeines Verdachtes entfernt iſt, ſo können ſicherlich Deine Weiberkniffe und Deine griechiſche Schlauheit den eiferſüchtigen Drachen beſänftigen. Sollte ich Dich nicht kennen, Glycera? Wahrlich, Du könnteſt allen Männern eine Naſe drehen — nur keinem Templer."

„Und Du, Grauſamer, willſt mich verlaſſen?" ſagte die Griechin weinend. „Wie ſoll ich ohne Dich leben?"

Der Templer lachte höhniſch. „Können ſolche Augen je weinen, ohne einen Tröſter zu finden? Aber lebe wohl; man darf mich nicht bei Dir treffen. Mor-

gen reiſe ich nach Frankfurt; wir werden uns wiederſehen.“

Sobald die Thüre hinter dem Templer ſich geſchloſſen hatte, ſtand die Griechin auf, durchſchritt das Zimmer und ſagte: „O der Selbſtſüchtige! Wie konnte ich ihm je trauen? Doch ich wage es nicht, Otto allein entgegenzutreten. Sicherlich war es ſein Tritt, der unſere geſtrige Zuſammenkunft ſtörte. Nein, ich will fliehen, ich werde immer einen Begleiter finden.“

Sie klatſchte in die Hände; ein junger Page erſchien; ſie warf ſich auf ihren Stuhl und weinte bitterlich.

Der Page näherte ſich und Liebe war mit ſeinem Mitleide gemiſcht.

„Warum weinſt Du, theuerſte Frau?“ ſprach er; „gibt es etwas, worin Konrads Dienſte — Dienſte! Ach! Du haſt in ſeinem Herzen geleſen — ſeine liebevolle Ergebenheit Dir nützen kann?“

Otto war den ganzen Tag allein umhergewandelt; ſeine Vaſallen hatten auf ſeiner Stirne eine größere Düſterkeit als gewöhnlich bemerkt; denn er verheimlichte immer ſo viel als möglich jede Bewegung. Einige der Vertrauteſten ſeiner Diener hatten mit ihm geſprochen und der finſtere Ausdruck ſeines Geſichtes war nur noch ſtrenger geworden. Er kehrte in der Dämmerung nach Hauſe; die Griechin beehrte mit ihrer Gegenwart das Abendeſſen nicht. Sie war unwohl und wollte ſich nicht ſtören laſſen. Der fröhliche Templer hingegen war die Seele des Mahles.

„Du ſchauſt heute recht traurig drein, Herr Otto!“

ſprach er; „wahrlich, die Luft von Liebenſtein hat Dich angeſteckt."

„Es beunruhigt mich etwas," erwiderte Otto mit erzwungenem Lächeln, „das ich gerne Deiner Freundesbruſt anvertrauen möchte. Die Nacht iſt hell und der Mond ſteht am Himmel, wir wollen mit einander in den Garten gehen."

Der Templer erhob ſich, vergaß aber nicht, ſein Schwert umzugürten, als er dem Ritter folgte.

Otto ging nach einer der entfernteſten Terraſſen, die über den Rhein hinaushing.

„Herr Templer!" ſagte er nach einer Pauſe, „beantworte mir eine Frage bei Deiner Ritterehre. War es Dein Schritt, der geſtern Abend um die Veſperzeit das Kabinet meiner Gemahlin verließ?"

Beſtürzt über eine ſo plötzliche Frage vermochte der ſchlaue Templer kaum ſeine Antwort herzuſtammeln.

Das Blut ſtieg Otto ins Geſicht. „Nein, lügt nicht, Herr Ritter; dieſe Augen, Gott ſei Dank! haben meine Schmach nicht geſehen; aber dieſe Ohren haben ſie von Anderen gehört."

Während Otto ſo ſprach, bemerkte der Templer, welcher ſeine Blicke gerade auf das Waſſer richtete, ein Boot, das ſchnell über den Rhein ruderte; die Entfernung erlaubte ihm jedoch nicht weiter als die Umriſſe von zwei Geſtalten darin wahrzunehmen. „Sie hatte Recht," dachte er, „vielleicht, daß dieſes Boot ſie bereits der Gefahr entführt."

Sich zur vollen Höhe ſeiner ſchlanken Geſtalt aufrichtend, entgegnete der Templer ſtolz: „Herr Otto von

Sternfels, wenn Du es für gut befunden haſt, Deine Vaſallen zu befragen, ſo fordere auch nur von ihnen eine Antwort. Um ſolchen Günſtlingen zu widerſprechen, wird kein Tempelritter ſein Wort verpfänden!"

„Genug!" ſchrie Otto, die Geduld verlierend und dem Templer mit geballter Fauſt einen Streich verſetzend. „Zieh, Verräther, zieh!"

Einſam in ſeinem hohen Thurme, wachte Warbek bis tief in die Nacht hinein und unterhielt ſich nur mit ſeinen ſchwermüthigen Gedanken. „Wozu, dachte er, ſind dieſe ſtarken Gefühle, dieſe Empfänglichkeit für die Liebe, dieſes Schmachten nach Theilnahme mir gegeben worden? Soll ich ungeliebt und ungekannt in mein Grab ſteigen und ſollen alle edlere Geheimniſſe meines Herzens für immer verſchloſſen bleiben?" Über dieſen Gedanken hörte er weder den Ruf des Burgwächters, noch das Aufriegeln des Thores und die Fußtritte die Wendeltreppe herauf. Die Thüre wurde plötzlich geöffnet und Otto ſtand vor ihm. „Komm," ſprach er mit zitternder, von Aufregung gedämpfter Stimme; „komm, ich will Dir etwas zeigen, das Dein Herz erfreut. Leoline iſt zwiefach gerächt."

Verwundert blickte Warbeck ſeinen Bruder an, den er nicht mehr geſehen hatte, ſeit ſie auf dem Kampfplatze einander feindlich gegenüberſtanden und nun bemerkte er, daß Otto's ausgeſtreckter Arm von Blut träufelte, das tropfenweiſe zu Boden fiel.

„Komm," ſagte Otto, „folge mir; es iſt meine letzte Bitte. Komm, um Leolinens willen, komm!"

Bei dieſem Namen zauderte Warbek nicht länger.

Er gürtete ſein Schwert um und folgte ſeinem Bruder die Treppe hinunter und zum Schloßthore hinaus. Der Pförtner traute kaum ſeinen Augen, als er die ſo lange entzweiten Brüder um dieſe Stunde und, wie es ſchien, ganz vertraulich mit einander fortgehen ſah.

Warbek, bereits auf jener Stufe ſeiner Gefühle angelangt, wo uns nichts mehr betäuben kann, folgte ſchweigend den raſchen Schritten ſeines Bruders. Die beiden Schlöſſer ſind, wie man ſieht, kaum einen Steinwurf von einander entfernt. In wenigen Minuten ſtand Otto auf einer der Terraſſen von Sternfels, die der Mond mit ſeinem ruhigen, glänzenden Lichte beſchien. „Sieh!“ ſprach er mit ſchauriger Stimme. „Sieh!“ Und Warbek erblickte auf dem Raſen den Leichnam des Templers im Blute gebadet, das immer noch ſtark und warm aus ſeinem Herzen floß.

„Höre!“ ſprach Otto. „Er war der erſte, welcher meine Treue gegen Leoline untergrub; er beredete mich, jene geſchminkte Lügerin zu heirathen. Höre! Er, der mich auf dieſe Weiſe um meine wahre Liebe gebracht, entehrte mich durch meine treuloſe Gattin, und ſo — ſo — ſo —“ indem er bei jedem Worte zähneknirſchend auf den Leichnam des Templers trat — ſo „ſind Leoline und ich gerächt!“

„Und Dein Weib?“ fragte Warbek mitleidig.

„Geflohen! Geflohen mit einem feilen Pagen. Es iſt recht! Sie war das Schwert nicht werth, welches einſt von Leoline mir umgürtet wurde.“

„Die Sage, theure Gertrud, erzählt uns weiter, Otto ſei wegen der Ermordung des Templers von der

rohen Juſtiz jener Zeit oft gefährdet worden, habe aber den Drohungen Trotz geboten und ſei demſelben entgangen. In der Nacht ſeiner Rache ergriff ihn eine lange dauernde, fieberhafte Krankheit; der edle Warbek verzieh und vergaß alles, außer, daß Leolinens Liebe ſeinen Bruder nicht geheiliget hatte. Er pflegte den Kranken, und als Otto wieder genaß, war dieſer ein ganz anderer Mann. Er verſchwor die lockeren Geſellen, welche früher ſeine Geſellſchaft bildeten, ſo wie die Gelage, in denen er ſonſt geſchwelgt hatte. Die Hallen von Sternfels waren öde, wie die von Liebenſtein. Otto ſuchte keinen anderen Geſellſchafter als Warbek und Warbek nahm ſich ſeiner in jeder Beziehung an. Sie hatten keinen gemeinſamen Anhaltspunkt; denn einen Gegenſtand empfand Warbek wenigſtens zu tief, als daß er je mit ſeinem Bruder darüber geſprochen hätte; dennoch aber vereinigte ſie eine ſeltſame Sympathie. Sie hatten wenigſtens einen gemeinſamen Kummer, und oft ſah man ſie an den einſamen Ufern des Fluſſes oder in den Wäldern dahinwandeln, ohne daß ſie, wie es ſchien, Worte oder Zeichen mit einander wechſelten. Otto ſtarb zuerſt, noch in der Blüte der Jugend, und Warbek hatte jetzt keinen Gefährten mehr. Vergebens lud ihn der kaiſerliche Hof zu ſeinen Ergötzlichkeiten ein; vergebens warf ihm das Feldlager die Verachtung des Ruhmes vor. Ach! konnte er ſich von einem Orte trennen, wo er von Morgen bis Abend, fern im Thale, das Dach erblickte, welches Leolinen ſchirmte, und wo jeder Buſch, jeder Raſen ihn an frühere Tage erinnerte? Sein einſames Leben, ſein Nachtwachen, die ſeltſamen Handſchriften in ſeinem

Zimmer brachten ihn allmählig in den Ruf eines Schwarzkünſtlers, und da er die Menſchen mied, ſo wurde er auch von dieſen gemieden. Liebliche Gerüchte aber wurden von Zeit zu Zeit über die zunehmende Heiligkeit Derjenigen laut, auf welche Jener ſeine letzten irdiſchen Gedanken gerichtet hatte. Sie war es, welche die Kranken heilte, ſie war es, welche die Armen tröſtete, und der Aberglaube jener Zeit brachte Pilger aus weiter Ferne an die Altäre, denen ſie diente. Viele Jahre nachher erſchien eine Bande frecher Räuber, welche von Zeit zu Zeit aus ihren Bergſchlöſſern hervorbrachen, um die Rheinthäler zu plündern und zu verheeren, und die weder Geſchlecht, noch Alter, weder Thurm, noch Hütte, noch ſelbſt ein Gotteshaus ſchonten; ſie verwüſteten die Umgegend von Bornhofen und forderten von dem Kloſter eine Brandſchatzung. Die Äbtiſſin aus dem kühnen Geſchlechte der Rudesheimer verweigerte die kirchenſchänderiſche Forderung. Das Kloſter ward erſtürmt; ſeine Vaſallen leiſteten Widerſtand; die Räuber, im Blutvergießen geübt, trugen den Sieg davon und bereits waren die Thoren geöffnet, als ein Ritter an der Spitze einer kleinen, jedoch kühnen Schaar von dem Berge herabſprengte und dem Gefechte eine andere Wendung gab. Wo ſein Schwert blitzte, fiel ein Feind; wo ſein Kriegsruf erſcholl, lichteten ſich die Reihen der Gegner. Der Sieg war errungen, das Kloſter gerettet, die Äbtiſſin und ihre Schweſterſchaar kamen heraus, um den Befreier zu ſegnen. Unter einer alten Eiche liegend, blutete er ſich beinahe zu todte; ſein Kopf war entblößt und ſeine Locken grau, aber kaum in Folge der Jahre. Nur eine

von den Schweſtern erkannte das majeſtätiſche Antlitz; nur eine erquickte ſeine verdorrten Lippen; nur eine hielt ſeine ſterbende Hand, und in Leolinens Gegenwart hauchte der letzte Herr von Liebenſtein ſeine treue Seele aus!"

„Oh!" ſagte Gertrud weinend, „gewiß haſt Du die Thatſachen entſtellt; gewiß, gewiß kann Leoline mit ihrem weiblichen Herzen Otto unmöglich mehr geliebt haben als Warbek!"

„Mein Kind," bemerkte Vane, „ſo denken die Frauenzimmer, wenn ſie eine Liebesgeſchichte leſen und das ganze Herz aufgeſchloſſen ſehen; aber ſo handeln ſie nicht im wirklichen Leben, wenn ſie nur auf die Oberfläche des Charakters blicken, ohne in ſeine Tiefen zu dringen — bis es zu ſpät iſt!"

Fünfundzwanzigſtes Kapitel.

Die Unſterblichkeit der Seele — Ein gewöhnliches, aber noch nie beſprochenes Vorkommniß — Trevylyan und Gertrud.

Der Tag wurde jetzt kühl, als die Sonne ſich zu ihrem Untergange neigte, und der rauhe Wind that dem zarten Körper der Kranken weh. Sie beſchloſſen deßhalb, nicht weiter zu reiſen, und da ſie Diener und Gepäcke mit ſich führten, wodurch ſie es ſich an jedem Orte bequem machen konnten, ſteuerten ſie auf das entgegengeſetzte Ufer zu und landeten bei einem Dörfchen, welches reizend in einem Thale lag und wo ſie glücklicherweiſe eine Wohnung fanden, wie man ſie oft in malerischen Gegenden nicht trifft.

Als Gertrud frühzeitig zu Bette ging, geriethen Vane und Du—e in ein wiſſenſchaftliches Geſpräch über die Natur des Menſchen. Vane's Philoſophie gehörte einem kalten, paſſiven Skepticismus an; der Arzt war kühner und ging vom Zweifel zur Negation über. Trevylyan, welcher nachdenklich bei Seite ſaß, wurde unwillkürlich auf dieſes Geſpräch aufmerkſam. Er hörte einer Unterhaltung zu, an welcher er ſelbſt keinen Theil nahm, die ihm aber plötzlich Intereſſe einflößte, wegen ihres erhabenen Gegenſtandes, über den er im Feuer der Jugend und dem Geräuſche der Welt noch nie beſondere Betrachtungen angeſtellt hatte.

„Wie," dachte er mit unſäglicher Angſt, als er die Heftigkeit des Franzoſen und die ruhige Beiſtimmung Vane's wahrnahm; „wie, wenn dieſer Glaube wirklich wahr wäre — wenn es keine andere Welt gäbe — ſo wäre Gertrud auf ewig für mich verloren, und kein Stern würde durch die furchtbare Nacht des Todes hervorbrechen!"

Es gibt ein eigenthümliches Vorkommniß, das uns vielleicht zu jeder Zeit im Leben begegnen kann, das ich aber noch nie in einem Buche angedeutet fand — nämlich das Aufwerfen eines Zweifels an der Zukunft, gerade in dem Augenblicke, wo die Gegenwart am meiſten umwölkt iſt, ſo daß man die jetzige Welt ihrer Täuſchung entkleidet und zugleich die künftige ihres Troſtes beraubt findet. Mehr vielleicht um Anderer als um unſer ſelbſt willen verlangt das liebende Herz ein Jenſeits. Die ſtille Ruhe, der Schatten, das Schweigen, der bloße Stillſtand des Lebensrades haben keine Schrecken für

den Weiſen, welcher den wahren Werth der Welt kennt.

Nach den Wogen der ſtürmiſchen See
Iſt ſüß der Hafen der Ruhe!

Aber nicht ſo, wenn dieſe Stille uns ewig von Andern ſcheidet; wenn die, welche wir mit der ganzen Leidenſchaft, der ganzen Hingebung, der ganzen heiligen Sorge des weichen Menſchenherzens geliebt haben, für uns nicht mehr ſein ſollen! — wenn nach jahrelanger Verlaſſenheit und Wittwenſchaft auf Erden ſich keine Wiedervereinigung in dem unſichtbaren Jenſeits über den Sternen hoffen läßt; wenn die Fackel nicht bloß des Lebens, ſondern auch der Liebe in dem ſchwarzen Strome gelöſcht werden ſoll; und wenn das Grab, von welchem wir die Wiederanknüpfung zerriſſener Bande hoffen, nur das traurige Siegel hoffnungsloſer, gänzlicher, unerbittlicher Trennung iſt! Dieſer Gedanke, dieſe Empfindung ſind es, welche das Leiden zur Religion machen und das trauernde Herz, welches in dem Jubel der Vereinigung mit dem geliebten Gegenſtande die Nothwendigkeit eines Himmels nicht empfunden hatte, glauben lehren! Für wie viele iſt der Tod eines geliebten Weſens der Vater des Glaubens!

Von ſeinen Gedanken aufgeſtachelt, erhob ſich Trevylyan plötzlich, ſchlich aus der kleinen Herberge und wandelte fort in der heiteren, ſtillen Nacht. Das Fenſter von Gertruds Zimmer ſtrömte einen ruhigen Lichtſchein in die dunkle Luft.

Mit ſchwankenden, manchmal unterbrochenen Schritten, ging Trevylyan unter dieſem Fenſter auf und ab

und ließ ſeinen Gedanken freien Lauf. Wie tief fühlte er die ganze Bedeutung, welche Gertrud für ihn hatte! Wie ſchmerzlich ſah er die Veränderung in ſeinem Schickſale und ſeinem Charakter voraus, welche ihr Tod hervorbringen würde! Denn wer, der in ſpäteren Jahren ihn traf, hätte je geglaubt, daß den kalten Mann einſt ſo ſanfte, ſo glühende Gefühle durchdrungen haben? Wer hätte je geglaubt, daß es eine Zeit gab, wo der abgehärtete, verſchloſſene Trevylyan einſt unter dem Zimmer eines ihm ſo unähnlichen Mädchens, wie Gertrud, in einem fremden, einſamen Dörfchen, umſchloſſen von den ſagenreichen Bergen des Rheins und unter dem Mondlichte des romantiſchen Nordens, Wache hielt?

Während er ſeinen Gedanken nachhing, erloſch plötzlich das Licht in Gertruds Zimmer, und es läßt ſich unmöglich beſchreiben, wie ſehr dieſer geringfügige Umſtand ihn ergriff! Es ſchien ihm gleichſam ein Vorzeichen deſſen, was da kommen ſollte; das Licht war das einzige Zeugniß des Lebens in dieſer Stunde geweſen, und nun war er allein mit den Schatten der Nacht. War es nicht ein Verkünder von Gertruds eigenem Tode, dieſes Verlöſchen des einzigen lebenden Strahles, der die Finſterniß der Welt unterbrach?

Seine Angſt, ſein Vorgefühl gänzlicher Verlaſſenheit nahmen zu. Er ſeufzte laut; er ſchlug mit geballter Fauſt an ſeine Bruſt — kalte, ſtarke Schweißtropfen rieſelten über ſeine Stirne. „Vater!“ rief er mit zagender Stimme, „laß dieſen Kelch an mir vorübergehn! Greife meinen Ehrgeiz bei der Wurzel an; ſchlage mich mit Armuth, Schande und leiblicher Krankheit — aber

laß mir dieſen einzigen Troſt, dieſe einzige Gefährtin meines Schickſals!“

In dieſem Augenblicke öffnete ſich leiſe Gertruds Fenſter und er hörte ſanfte Laute an ſein Ohr tönen.

„Iſt das nicht Deine Stimme, Albert?“ fragte ſie freundlich. „Ich hörte Dich, als ich mich ſchlafen legte und konnte nicht einſchlummern, während Du der feuchten Nachtluft ausgeſetzt biſt. Du antworteſt nicht; und doch war es Deine Stimme. Wann verwechſelte ich ſie je?“

Gewaltſam ſeine Gefühle bemeiſternd, erwiderte Trevylyan mit krampfhafter Heiterkeit: „Wie könnte ich dieſe Ufer beſuchen, theure Gertrud, ohne Dich mit der ritterlichen Galanterie zu beehren, welche ihnen angehört? Was können Wind und Wetter, ſo lange ich in Deiner Nähe bin, mir ſchaden? Und wie kann der Schlaf mir ſüßere Träume bringen als der wache Gedanke an Dich?“

„Es iſt kalt,“ ſagte Gertrud ſchaudernd, „komm herein, lieber Albert, ich bitte Dich; morgen will ich Dir danken!“

Gertruds Stimme ward durch den hektiſchen Huſten unterbrochen, der gleich einem Pfeile an Trevylyans Herz drang, und er erinnerte ſich, daß ſie in ihrer Angſt um ihn jetzt ſelbſt der ungeſunden Nachtluft ausgeſetzt ſei.

Ohne weiter zu ſprechen, eilte Trevylyan nun in das Haus, und als das graue Morgenlicht auf ſeine düſteren, durch Schlafloſigkeit verſtörten Züge hereinbrach, hätte man aus dieſem trüben Auge und dieſen eingeſun-

kenen Wangen ſchließen können, die Liebenden würden ſelbſt durch den Tod nicht getrennt werden.

Sechsundzwanzigſtes Kapitel.

In welchem der Leſer erfährt, wie die Elfen von den Metallfürſten aufgenommen wurden — Die Klage des letzten Fauns — Der rothe Jäger — Der Sturm — Tod.

In dem tiefen Ehrenthale hielten die Metallkönige — der Fürſt der Silberpaläſte, der Gnomenmonarch der dumpfen Bleiminen und der Präſident der vereinigten Kupferſtaaten — einen Hof, um die Elfenwanderer von der Inſel Nonnenwerth zu empfangen.

Der Prinz trug ein elegantes Jagdkleid aus Eichenlaub zu Ehren Englands, ſowie eine Menge Elfenorden, welche von Zeit zu Zeit zu Ehren menſchlicher Dichter, die das ätheriſche Volk verherrlicht hatten, geſtiftet worden waren. Der Hauptorden, lieblicher Träumer des Sommernachttraums,* beſtand aus dem kryſtalliſirten Thaue, der in der Nacht Deiner Geburt, jener großen Epoche des geiſtigen Lebens, auf dem flüſternden Rohre des Avons lag! Auch bliebeſt Du nicht, geliebter Muſäus, noch Du, träumeriſcher Tieck, noch der phantaſiereiche Schöpfer der hellgelockten Undine, noch der wunderliche Geiſt, welcher für den düſteren Manfred die Hexe der ſtillen Alpen und die Erd- und Luftgeiſter anrief — Ihr Alle bliebet nicht ungeehrt von den Elfen! Euer Andenken kann verſchwinden aus dem Herzen der Men-

* Shakſpeare.

ſchen, und die Sprüche neuerer Zauberer könnten das liebliche Netz zerreißen, welches Ihr einſt über die gewöhnliche Welt gewoben; aber auf den grünen Hügeln des ſagenreichen Thales und in den tiefen Schatten der Wälder, und in den geſtirnten Paläſten der Luft werdet Ihr von den Weſen Eurer Träume als Halbgötter und Könige geehrt werden. Eure Gräber werden von unſichtbaren Händen bekränzt, und die Stätten Eurer Geburt ſind durch eine unvergängliche Verehrung geheiligt.

Während ich dieſes ſchreibe * ſcheideſt Du, ferne unter den Hügeln Schottlands, bei dem Walde, den Du mit unſterblichem Grüne bekleideteſt, Du Harfner an Glenfillans einſamer Quelle, von der Erde, welche Du mit Wonne geſchmückt haſt. Dies iſt das Schickſal menſchlichen Nahmes! Unſere Kindeskinder mögen neue Idole neben Deinem heiligen Altare aufrichten und ſpotten, wo ihre Väter anbeteten; aber um Dich wird die Meerfrau klagen in ihrer Korallengrotte, und trauern wird der Geiſt, der im Waſſerfalle lebt! Wunderbare Geſtalten werden Dein Denkmal in einſame Felſen hauen, und beim Mondlichte werden die Elfen ihren Reigen unterbrechen, wenn ein romantiſcher Ton ihres Geſanges ſie an den Deinigen erinnert; ſie werden ihre Tänze unterbrechen und weinen, weil die gewaltige Leier ſchweigt, welche die Geheimniſſe der Geiſter und Menſchen enthüllte!

* Gerade zu der Zeit, wo der Verfaſſer ſein Werk beendigte, beſchloß der große Meiſter ſeiner Kunſt die irdiſche Laufbahn.

Der König der Silberminen ſaß in einer Höhle des Thales, durch welche der Mond hereindrang und auf die am Boden glänzenden, unzähligen Metallgebilde ſein dämmerndes Licht warf unter ihm, auf einem niedrigeren Throne, ſaß mit grauem Barte und niedergeſchlagenen Augen der alte Zwergkönig, der Herrſcher über die dumpfen Reiche des Bleis, welcher die Verſe des *** und die Proſa des *** einhaucht! Überdies war hier ein phantaſtiſcher Hauselfe, der Präſident der Kupferrepublik — ein Geiſt, welcher Ökonomie und Wucher liebt und ſelten dem Schönen zulächelt. Aber mitten in der Höhle, auf Betten vom ſanfteſten Mooſe, das ſeit Jahrhunderten kein Fuß betreten hatte, ruhten die Elfengäſte — ſaß Nymphalin neben ihrem Verlobten. Rings an den Wänden umher ſtanden die Zwergdiener der Metallfürſten, tauſend wunderliche Geſtalten in phantaſtiſchen Kleidern. An den vorſpringenden Felſenkanten hing eine Schaar von ruhigen, aber nicht ſchlafenden Fledermäuſen, welche mit ſtarren verwunderten Augen die Sonne betrachteten, und eine alte, graue Eule, der Liebling der Thalhexe, ſaß blinzend in einem Winkel und horchte mit der größten Aufmerkſamkeit auf Alles damit ſie ihrer Gebieterin recht Vieles erzählen konnte.

„Sage mir, Fürſt der Rheininſelelfen,“ ſprach der König der Silberminen,“ denn Du biſt ein Weltgereiſter und ein Elfe, der Vieles geſehen hat; wie geht es den Menſchen auf der Oberwelt? Was uns betrifft, ſo leben wir hier in dumpfem Gange und hören nur die Tagesneuigkeiten, wenn unſer Bruder, der Bleikönig,

den engliſchen Buchdruckerpreſſen einen Beſuch abſtattet, oder der Kupferpräſident nach ſeinen Verbeſſerungen an den Dampfmaſchinen ſieht.“

„Wahrhaftig,“ erwiderte Fayzenheim, indem er ſich zu ſprechen anſchickte, wie Äneas am Hofe zu Karthago, „wahrhaftig, ich weiß nicht Vieles, was Eure Majeſtät bei dem gegenwärtigen Stande der menſchlichen Angelegenheiten intereſſiren könnte, außer daß Ihr heute noch ebenſo geehrt werdet als damals, wo der römiſche Eroberer ſein Knie im Taunusgebirge vor Euch beugte, und eine unermeßliche Anzahl Eurer kleinen runden Unterthanen werden von den Reichen beſtändig umhergetragen und von den Armen mit hoffnungsloſer Andacht erſehnt. Aber nehmen Euer Majeſtät es nicht ungütig, wenn ich mir die Frage erlaube, was aus Eurem Vetter, dem Könige der Goldminen, geworden iſt? Ich weiß wohl, daß er kein Gebiet in dieſen Thälern hat und wundere mich deßhalb nicht über ſeine Abweſenheit von Eurem Hofe; aber ich ſehe ſo wenige ſeiner Unterthanen auf Erden, daß ich faſt fürchten würde, ſein Reich ginge zu Ende, wenn ich nicht wahrnähme, daß man einer nun ſo ziemlich unſichtbaren Macht überall ſklaviſche Huldigung zollt.

Der König der Silberminen ſeufzte tief. „Ach, mein lieber Prinz!“ ſprach er, „ach, mit allem Rechte ahnet Ihr den Untergang von meines Vetters Reiche. So viele ſeiner Unterthanen ſind nach und nach, der Welt entzogen, zum Kriegsdienſte gepreßt worden und nimmer zurückgekehrt, daß ſein Königreich beinahe entvölkert iſt. Und er ſelbſt lebt ferne in entlegenen Erdtheilen in

einem Zuſtande melancholiſcher Abgeſchloſſenheit. Das goldene Zeitalter iſt vorüber und das papierne hat begonnen."

„Papier," ſagte Nymphalin, welche immer noch etwas von einer Precieuſe an ſich hatte; „Papier iſt etwas Wunderbares. Was für hübſche-Bücher ſchreiben die Menſchen darauf."

„Ach, das iſt's gerade, was ich meine," bemerkte der Silberkönig. „Es iſt weniger das Zeitalter des Papiergeldes als der Papierherrſchaft; die Preſſe iſt die wahre Bank."

Der Lord Schatzmeiſter der engliſchen Elfen ſpitzte die Ohren bei dem Worte Bank, denn er war der Attwood der Elfen; er ging mit dem Lieblingsplane um, Geld aus Binſen zu machen und hatte vier große Bienenflügel voll über das wahre Weſen des Kapitals geſchrieben.

Während ſie ſo mit einander ſprachen, ertönten plötzlich Klänge wie von einer ländlichen rohen Muſik durch die Luft, und nachdem das wilde Vorſpiel zu Ende war, hörten ſie folgenden Geſang:

Die Klage des letzten Fauns.

1.

Seht, wie mit traur'gem Strahle
Der Mond auf Latmos ſcheint;
Und dort in Doristhale
Die Silberquelle weint.
Endymion iſt verſchwunden;
An dem kryſtall'nen Fluß
Wird einer Nymphe Fuß
Jetzt nimmermehr gefunden.

2.

Wenn um Arkadiens Eichen
Sich auch noch Epheu flicht
So lacht doch aus den Zweigen
Nicht mehr ein Faungeſicht.
Wo ſind die heiteren Lieder?
Zwar immer noch empor
Sproßt das mänal'ſche Rohr,
Doch Pan ſpielt es nicht wieder!

3.

Wenn auch am Rebenhügel
Das Laub noch ſäuſelnd winkt;
Der Tiber glatter Spiegel
An Sylvan's Höhle blinkt:
Doch trauern jetzt die Fluren,
Weil todt die Brüder mein;
Ich ſuche noch allein
Und träumend ihre Spuren.

4.

Wie iſt im rauhen Norden
So kalt der Sonne Glanz?
Nach griechiſchen Accorden
Und nach Cretenſer-Tanz
Sehn ich mich jetzt vergebens.
Verwelkt iſt alle Luſt,
Es ſchwillt der Erde Bruſt
Nicht mehr vom Lenz des Lebens.

5.

Wohl glücklich ſind die Meinen
In ihrem Grabe nun;
Weit lieber, als hier weinen,
Möcht' ich bei ihnen ruh'n.
Wie lange muß noch klagen
Hier in dem düſtern Land
Einſam und ungekannt,
Ein Faun aus Hellas Tagen?

Als der Geſang zu Ende war, ſchwebte ein Schatten durchs Mondlicht, das weiß und glänzend vor der Öffnung der Höhle lag; Nymphalin ſchaute auf und erblickte eine anmuthige, jedoch groteske Geſtalt, die draußen auf dem Raſen ſtehend, die Geſellſchaft in der Höhle betrachtete. Es war eine zottige Figur mit Ziegenfüßen und Ziegenohren; in Bezug auf den übrigen Leib und die Größe aber glich ſie einem gewöhnlichen Menſchen. Ein ſchalkhaftes, luſtiges, jedoch ſchadenfrohes Lächeln ſpielte um ihre Lippen, und in der Hand hielt ſie die Hirtenpfeife, von welcher die Dichter ſo vieles geſungen haben — nach derſelben zu ſingen, dürften ſie vielleicht ſchwerer finden!

„Wer biſt Du?“ fragte Fayzenheim mit einer Heldenmiene.

„Ich bin der letzte, verſpätete Wanderer von jenem Geſchlechte, das die Römer verehrten. Ich folgte ihren ſiegreichen Schritten hieher und blieb in dieſen grünen Höhlen zurück In der Mittagsſtille, wenn das Frühlingslaub im ſäuſelnden Walde knoſpt, komm ich manchmal aus meinem Felſenlager hervor und erſchrecke den Landmann mit meiner fremden Stimme und ſeltſamen Geſtalt. Dann geht er nach Hauſe und verwirrt ſein dickes Hirn mit fratzenhaften Einbildungen, bis er endlich mich, das Geſchöpf des Südens, für einen ſeiner nordiſchen Dämonen erklärt und ſeine Dichter richten die Erſcheinung für ihre barbariſchen Verſe zu.“

„Oho!“ rief der Silberkönig; „gewiß biſt Du das Vorbild des Satans, von welchem die Kuttenträger dort drüben in jenen Ruinen einſt fabelten, mit ſeinen

Hörnern und Ziegenfüßen; und der harmloſe Faun mußte die Geſtalt zu dem unverſöhnlichſten der Feinde hergeben. Aber warum, o Wanderer des Südens ſäumſt Du noch in dieſen fremden Thälern? Warum kehrſt Du nicht nach dem alten zweigipfeligen Parnaß, oder nach den Fluren an der gelben Tiber zurück?“

„Meine Brüder ſind nicht mehr,“ ſprach der arme Faun; „und ſelbſt der Glaube, welcher uns heiligte und beſchützte, iſt verſchwunden. Hier aber werden alle nicht ſterblichen Geiſter noch geehrt; und ich wandere, um Silenus trauernd, unter Reben umher, die mich für ſeinen Verluſt tröſten ſollten.“

„Du haſt große Weſen gekannt zu Deiner Zeit,“ bemerkte der Bleikönig, welcher die Philoſophie der von ſelbſt einleuchtenden Wahrheit liebte und von deſſen Begeiſterungen ich ſpäter eine Geſchichte ſchreiben werde.

„Gewiß!“ erwiderte der Faun, „meine Geburt fiel in die Jugend der Welt, als die Friſche des allgemeinen Lebens allem eine göttliche Farbe verlieh; als es keinen Baum ohne eine Dryade, keine Quelle ohne eine Nymphe gab. Ich ſaß neben dem grauen Throne des hochbetagten Saturn, ehe er entkrönt wurde (denn er herrſchte nicht bloß im Reiche der Phantaſie, ſondern war wirklich der oberſte Monarch des goldenen Zeitalters) und hörte von ſeinen Lippen die Geſchichte der Weltgeburt. Aber dieſe Zeiten ſind vorüber auf ewig — und rauhe Jahrhunderte folgten auf ſie.“

„Es iſt jetzt das papierne Zeitalter,“ brummte der Lord Schatzmeiſter kopfſchüttelnd.

„Heda, zum Tanze!“ rief Fayzenheim, zu königlich für das Moraliſiren, und wirbelte mit der ſchönen Nymphalin einen Walzer. Und heraus huſchten die Elfen und die Feen und heraus trippelten die Zwerge. Der Faun lehnte ſich an eine alte Ulme und ehe die Mitternacht ſchwand, tanzten die Elfen ihren lieblichen Reigen zu der antiken Muſik ſeiner Pfeife — der Muſik der griechiſchen Welt!

„Haſt Du, meine liebe Nymphalin,“ ſagte Fayzenheim, während eine Pauſe gemacht wurde, „die Schluchten des Harzes und ſeinen gewaltigen, rothen Jäger ſchon geſehen?“

„Es iſt wohl ein furchtbarer Anblick,“ erwiderte Nymphalin; „aber an Deiner Seite würde ich keine Angſt haben.“

„Auf denn!“ rief Fayzenheim; „bei dem erſten Hahnenrufe wollen wir in jene rauhe Thäler; denn dort bedürfen wir der Nacht nicht, um uns zu verbergen, und die zeugenloſe Morgenröthe oder die düſtere Mittagsſtille iſt dort für die Luſtbarkeiten übermenſchlicher Weſen eben ſo geeignet, als die Zeit, in welcher der Mond regiert.“

Über dieſen Vorſchlag entzückt ſtimmte Nymphalin bereitwillig bei und in der letzten Stunde der Nacht eilte der Elfenzug auf den Sternenſtrahlen, der vielnamigen Frigga nach dem Dunkel des myſtiſchen Harzes.

Gerne möcht ich erzählen, wie ſie ankamen in den finſtern Waldesſchluchten, wie ſie den rothen Jäger auf einer umgeſtürzten Tanne, neben einer weiten Erdſpalte ſitzen ſahen, während die Äſte der Zaubereiche

ſich zeltartig über ſeinem Haupte wölbten, und Bogen und Speer müßig zu ſeinen Füßen lagen. Gerne möcht ich von der Aufnahme ſprechen, deren er die Elfen würdigte und wie er ihnen von ſeinen früheren Siegen über die Menſchen erzählte; wie er über die täglich zunehmenden Eingriffe in ſein Reich wüthete und wie er freudig auf eine große Erſchütterung in den nördlichen Staaten hinwies, welche der wilde, in dieſen einſamen Wäldern über düſtern Träumen brütende Dämon vorausſah. Alles dies möchte ich gerne erzählen; aber es bezieht ſich nicht auf den Rhein, und meine Geſchichte darf durch keine ſolche Abſchweifung unterbrochen werden. Während die Elfen ſo mit dem Jäger ſprachen, war der Mittag herbeigekommen und der Himmel hatte ſich mit dichten Wolken überzogen. Die Rieſenbäume ſchwankten rauſchend hin und her, und das dumpfe Rollen des Donners verkündete ein nahes Gewitter. Jetzt erhob ſich der Jäger, dehnte ſeine gewaltigen Glieder, ergriff ſeinen Speer und ſchritt raſch in den Wald, um Weſen ſeiner Art zu treffen, welche der Sturm von ihrem rauhen Lager aufweckte.

Ein plötzlicher Gedanke durchzuckte Nymphalin. „Ach! Ach!“ rief ſie händeringend, „was habe ich gethan? Indem ich mit Dir hieherreiſte, vergaß ich meine Pflichten. Ich habe meine Obhut über die Elemente vernachläſſigt und mein menſchlicher Schützling iſt vielleicht zu dieſer Stunde der ganzen Wuth des Sturmes preisgegeben.“

„Kümmre Dich nicht, meine liebe Nymphalin,“ [illegible] ſagte der Prinz; „wir wollen das Ungewitter legen.“

Und er ſchwang ſein Schwert und murmelte die Zauberſprüche, welche die Winde feſſeln und den heranziehenden Donner zurückwälzen; aber zum erſtenmal gehorchte der Sturm ſeinem Zauber nicht, und als die Elfen durch die tobende Luft flogen, begegneten ihnen unterwegs eine bleiche, ſchöne Geſtalt, und die Elfen hielten an und zitterten, denn die Macht dieſer Geſtalt konnte ſelbſt ſie überwinden. Es war ein weibliches Weſen mit goldenem Haare und mit einem Kranze von verwelkten Blättern gekrönt; ihre Brüſte von ausnehmender Schönheit lagen bloß im Winde, und ein Kind klammerte ſich daran, in einem ſo tiefen Schlaf verſunken, daß weder das Rollen des Donners, noch die bleichen, von Wolke zu Wolke zuckenden Blitze den Schlummer des Kleinen ſtören, noch viel weniger es aufwecken konnten. Und das Antlitz des Frauenbildes war ungewöhnlich ruhig und ſanft (obwohl ein gewiſſer Ernſt darin ſich ausdrückte), und auf ihrer blaſſen Stirne war keine Linie, keine Falte; nie ſchrieb die Sorge ihre entſtellenden Züge auf dieſe unvergängliche Schönheit. Sie kannte keinen Kummer oder Wechſel; geiſtergleich und ſchattenhaft ſchwebte die Geſtalt durch den Abgrund der Zeit, die Welt mit unbeſtreitbarer, aber geräuſchloſer Macht beherrſchend. Und die Kinder der grünen Einöden der Erde, die lieblichen Elfen meiner Erzählung, ſchauderten, als ſie dieſe Geſtalt erblickten und erkannten — daß es der T o d war.

Vertheidigung des Todes.

„Und warum,“ ſprach die ſchöne Geſtalt, mit einer Stimme, ſo ſanft, wie die letzten Seufzer eines ſter=

benden Kindes; „warum beunruhigt Ihr die Luft mit Zauberſprüchen? Mein iſt die Stunde und die Herrſchaft, und der Sturm iſt das Geſchöpf meiner Macht. Fern im Weſten fegt er über die See, und nicht länger durchfurcht das Schiff die Wellen; er tobt durch den Wald, und der bezeichnete Baum fühlt, aus den Wurzeln geriſſen, nicht mehr wie der Winter das grüne Laub von ſeinen Zweigen ſtreift! Das Brauſen der Elemente iſt für ihre Opfer ein Vorbote ewiger Ruhe, und die, welche das Fortſchreiten meiner Macht hören, ſchaudern thörichterweiſe über das Nahen des Friedens. Du, o zarte Tochter der Elfenkönige, warum grämſt Du Dich über das Schickſal eines Sterblichen? Weißt Du nicht, daß mit den Jahren die Sorge kommt, und das Leben trauern heißt? Heil der Blume, die, in ihrem erſten Frühlinge geknickt, nicht den Sturm fühlt, der ihre Blüten eine nach der andern hinwegreißt und nur den kahlen Stengel übrig läßt. Heil der Jugend, die ich an meine Bruſt drücke und in einen Schlummer lulle, welchen der Sturm nicht unterbrechen, der Morgen nicht zur Sorge oder Mühe wecken kann. Das Herz, welches in der Blüte ſeiner erſten Gefühle ſtille ſteht — das mit ſeinem letzten Schlage ſich zum Auge der Liebe wendet, und noch die Möglichkeit eines Wechſels nicht erfahren hat — es hat bereits den Wein des Lebens gekoſtet, ohne den Becher bis auf die Hefe leeren zu müſſen. Wie die Mutter das Wimmern ihres leidenden Kindes in Schlummer wiegt, ſo öffne ich meine Arme dem gequälten Geiſte und an meinem Buſen findet der Ruheloſe ſeinen Frieden!“

Die Elfen antworteten nicht; denn Schauder und Angſt lag über ihnen, und die Geſtalt ſchwebte weiter; aber noch lange, wie ſie dahinzog durch die wirbelnden Wolken, hörten ſie ihre leiſe Stimme im Brüllen des Sturmes ſingen, gleich der Klage des Waſſergeiſtes, wenn er ein Schiff in den Strudel oder an die Sandbank gelockt hat.

Siebenundzwanzigſtes Kapitel.

Thurmberg — Ein Sturm auf dem Rheine — Die Ruinen von Rheinfels — Die Liebe fühlt keine Gefahr — Das Echo des Lurleyfelſen — St. Goar — Kaub, Gutenfels und Pfalzgrafenſtein — Die Seelengröße der erſten Einſiedler — Die Rheingegend bis Bacharach.

Am folgenden Tage, der weniger hell als die bis jetzt verlebten war, ſetzte unſere Geſellſchaft ihre Reiſe fort. Dichte, ſchwarze Wolken, welche die Sonne nur in kurzen Zwiſchenräumen durchblicken ließen, ſchwebten am Himmel dahin; die Reiſenden durchfuhren die gekrümmte Bucht, welche der Rhein in dieſem Theile ſeines Laufes bildet, und ſchauten auf die Ruinen von Thurmberg, mit den reichen Gärten, die unten die Ufer umgeben. Das letztemal, als Trevylyan dieſe in die Wolken ragenden Ruinen, das grüne Laubwerk am Fuße des Felſen, und das unten liegende, ruhige Dörfchen, mit ſeinen im Waſſer ſich ſpiegelnden Dächern und dem einſamen Thurme ſah, befand er ſich in Geſellſchaft einer luſtigen Freundesſchaar, die am entgegengeſetzten Ufer während der Mittagshitze Halt machten, bei Wein und Früchten die Gruppen Boccacio's nach

ahmten und Saitenſpiel, Scherz, flüchtige Liebe und lachende Erzählungen durcheinander miſchten.

Wie verſchieden waren jetzt ſeine Gedanken — der Zweck der Reiſe — ſeine gegenwärtigen Gefährten! Geräuſchlos iſt der Schritt der Jahre; wir hören, wir bemerken ihn nicht, bis wir einen längſt zurückgelegten Weg wider wandelnd, zu unſrem Schrecken wahrnehmen, welche tiefe Eindrücke ſie hinterlaſſen haben. Die Schauplätze unſerer Jugend wieder beſuchen, heißt mit unſerem eigenen Geſpenſte ſprechen.

Die Wolken ſchaarten ſich jetzt raſch am Himmel zuſammen, und die Reiſenden wurden durch das erſte Rollen des Donners erſchreckt Plötzlich und ſchnell brauste der Sturm heran, und Trevylyan zitterte, als er Gertrud mit den rauhen Schiffsmänteln bedeckte, die ſie mit ſich führten. Das kleine Schiff begann wild auf dem Waſſer hin und herzuſchwanken. Hoch über ihnen ſtiegen die mächtigen, zerſtörten Ruinen von Rheinfels auf; der Blitz ſchoß durch ihre verwitterten Fenſteröffnungen und zertrümmerten Gewölbe, und beſtrahlte die dunkeln Bäume, welche hie und da den Felſen bedeckten und in dem heftigen Winde ſchwankten. Schnell kreisten die Waſſervögel über den Fluß, tauchten ihr Gefieder in den weißen Schaum und ſtießen ein mißtönendes Geſchrei aus. Ein Sturm auf dem Rheine hat eine kaum beſchreibbare Großartigkeit. Die Felſen, das Laubwerk, die mittelalterlichen Burgen, welche überall auf luftigen Höhen emporragen und mit verwitterter Schrift manchen früheren Kampf gegen Zeit und Sturm verkünden; der breite, raſche Lauf des ſagenreichen

Stromes — Alles harmonirt mit dem Streite der Elemente, und wohl wird man es begreiflich finden, daß, wer den Rhein bloß beim Sonnenſcheine ſieht, von ſeinem prachtvollſten Anblicke nichts weiß. Von welchen Fehden waren dieſe Ruinen Zeugen! Aus den Räubereien der tyranniſchen Herren dieſer Burgen ging der erſte Rheinbund hervor — der große Kampf zwiſchen der neuen und alten Zeit — zwiſchen den Städten und den Schlöſſern — den Bürgern und den Rittern. Grau und finſter trotzten dieſe Ruinen dem Sturme — ein Bild des alten Geiſtes, der ſie einſt mit bewaffneten Sklaven bemannte, und ſelbſt in Ruinen und Verfall dem Siege der Freiheit, welcher er doch nicht länger widerſtehen kann, ſich widerſetzen will!

In Trevylyans ſchützenden Armen und ihren Kopf an ſeine Bruſt gelehnt, fühlte Gertrud nichts von dem Sturme, außer ſeine Großartigkeit, und Trevylyans Stimme flüſterte ihrem Ohre Beruhigung und Muth ein. Sie antwortete mit einem Lächeln und einem Seufzer, aber nicht aus Schmerz. Unter den Erſchütterungen der Natur vergeſſen wir unſer eigenes, abgeſondertes Daſein, unſere Pläne, unſere Entwürfe, unſere Beſorgniſſe; unſere Träume fliehen in ihre Zellen zurück. Nur eine Leidenſchaft vermag der Sturm nicht zu dämpfen; die Gegenwart der Liebe vermiſcht ſich mit der Stimme der wildeſten Stürme eben ſo gut, wie mit dem Geflüſter des Südwindes. So fühlte auch Gertrud, während ſie einander umſchlungen hielten, und während ſie die ängſtliche Beſorgniß von Trevylyans Stirne wegzulächeln ſuchte, eine gewiſſe Sicherheit, ja, eine Freude

denn die Gefahr dünkt ſelbſt dem furchtſamen Weibe ſüß, wenn ſie dadurch auf eine noch lebendigere Weiſe zur Überzeugung gelangt, daß ſie geliebt wird.

„Noch einen Augenblick ſo ſind wir am Lande," lispelte Trevylyan.

„Ich wünſchte es nicht," erwiderte Gerdrud ſanft. Aber ehe ſie St. Goar erreichten, ſtürzte der Regen in Strömen herab und auch die dichten Tücher, welche Gertrud umhüllten, reichten nicht zu ihrem Schutze hin. Durchnäßt und triefend gelangten ſie in das Gaſthaus; indeß war ſie weder jetzt noch in den nächſten Tagen für den Stoß empfindlich, welchen ihre abnehmende Geſundheit erlitten hatte.

Der Sturm dauerte nur wenige Stunden und nachher ſchien die Sonne wieder ſo glänzend und der Strom ſah ſo einladend aus, daß ſie auf Gertruds ernſtlichen Wunſch ein größeres Schiff nahmen und ihre Reiſe fortſetzten. Sie kamen an dem engen, gefährlichen Paſſe des Gewirres und dem furchtbaren Strudel der Bank vorbei; und am linken Ufer erhob ſich der gewaltige Lurleyfelſen, rieſig und ungeſtaltet vor ihren Blicken. An dieſer Stelle iſt ein merkwürdiges Echo und ein Schiffer blies auf einem Horne, was eine faſt übernatürliche Muſik hervorbrachte — ſo wild, laut und oft wiederhallend war der Ton. Der Fluß krümmte ſich jetzt in ein ſchmales, tiefes Bett, zwiſchen zerklüfteten Anhöhen, auf welche die Abendſonne lange, ſeltſame Schatten warf. Hier ſchlug der Eremit, von deſſen heiligem Namen die Stadt St. Goar den ihrigen ableitet, ſeine Wohnung auf und predigte die Re=

ligion des Kreuzes. „Es ſpricht,“ bemerkte Vane, „eine gewiſſe Seelengröße aus der Wahl der völligen Einſamkeit, in welcher die erſten Enthuſiaſten unſerer Religion ſich gefielen. Die abgelegene Einöde, der einſame Felſen, die rauhe Höhlenwohnung, der ſtete Verkehr mit ihrem eigenen Herzen, mit der Natur und ihrem Träumen von Gott — Alles gibt ein Bild ernſter, faſt übermenſchlicher Großartigkeit. Man ſpreche ſo viel man will von der Nothwendigkeit und den Reizen des geſellſchaftlichen Lebens, es iſt dennoch etwas Großes um einen Menſchen, der dem Umgange mit Seinesgleichen entſagt.“

„Was das betrifft,“ verſetzte Du—e die Achſeln zuckend, „ſo gab es wahrſcheinlich ſehr guten Wein in der Nachbarſchaft, und die Augen der Weiber um Oberweſel ſind ausgezeichnet blau.“

Sie erreichten jetzt Oberweſel, ebenfalls eine ehemalige Reichsſtadt und erblickten hinter derſelben die Ruinen des Schloſſes der berühmten Familie von Schomberg, der Ahnen des alten Helden vom Boyne. Ein wenig weiter oben, auf dem entgegengeſetzten Ufer, erhob ſich die Burg Gutenfels über dem gewerbſamen Städtchen Kaub.

„Dies iſt,“ bemerkte Trevylvan, „ebenfalls ein durch Liebe und Ruhm geheiligter Schauplatz; denn der Name des Schloſſes wird von der ſchönen Geliebten eines Kaiſers abgeleitet und unten auf einer jener Anhöhen gab der große Guſtav Adolph den Befehl zum Beginne der Schlacht gegen die Spanier.“

„Jetzt ſieht es hier ſehr friedlich aus,“ verſetz

Bane, indem er nach den auf dem Strome liegenden Barken und den grünen Bäumen deutete, welche über eine Uferkrümmung hineinhingen. In der Mitte des Stromes ſteht das einfache Schloß Pfalzgrafenſtein, welches als Kerker für die ausgezeichneteren Verbrecher eine traurige Berühmtheit erlangt hat. Wie viele ſehnſüchtige Augen mögen ſchon von dieſen Fenſtern aus nach den rebenbewachſenen Hügeln am freien Ufer geblickt; wie viele grollende Herzen mögen Flüche des tiefſten Haſſes in den Kerkern da unten genährt und nach den Wogen, welche an die grauen Mauern ſchlugen, geſchmachtet haben, daß ſie ſich Bahn zu ihnen brechen und ſie befreien möchten!

Hier ſcheint der Rhein von allen Seiten umgrenzt in einer jener täuſchenden Seen eingezwängt, durch welche er ſo häufig ſeinen Lauf gleichſam unterbricht, und während der Fahrt kommt es uns vor, als ſtröme das Waſſer ſchweigend über ſein Bett und bahne ſich in die Klüfte des gebirgigen Ufers einen Weg. An der Inſel Werth auf der einen, und der Burg Stahleck auf der andern Seite vorbei, gelangten unſere Reiſenden nach Bacherach, welches, mittelalterliche Erinnerungen mit klaſſiſchen verknüpfend, ſeinen Namen vom Gotte des Weines führt und wie Du—e mit beſonderem Nachdrucke erklärte, indem er einen großen Becher des vorzüglichen Weines hinunterſtürzte, dieſe Ehre reichlich verdient!

Achtundzwanzigſtes Kapitel.

Die Reiſe nach Bingen — Entſchuldigungen für die einfachen Ereigniſſe in dieſer Geſchichte — Der Zuſtand und Charakter Gertruds — Geſpräch der Liebenden im Tempel — Eine Thatſache wird widerlegt — Gedanken, welche ein Irrenhaus in einer der ſchönſten Rheingegenden veranlaßt.

Am folgenden Tage ſetzten ſie die Reiſe fort und Gertruds Stimmung war weit heiterer als gewöhnlich. Die Luft ſchien ihr leichter und ſie athmete mit minder ſchmerzhafter Anſtrengung. Noch einmal kehrte die Hoffnung in Trevylyans Bruſt zurück und während das Schiff auf den Wellen dahintanzte, war ihre Unterhaltung in keine einzige dunkle Farbe getaucht. Wenn Gertruds Geſundheitszuſtand es erlaubte, ſchien Niemand ſo heiter, ja auf eine ſo ſanfte Weiſe heiter als ſie, und jetzt entlockten ihre naiv ſcherzhaften Bemerkungen Vane's ruhigen Lippen ein Lächeln und glätteten ſogar Trevylyans ſorgenſchwere Stirne. Was Du—e betrifft, der hinter ſeiner Amtsmiene doch den luſtigen Geſellſchafter nicht verbergen konnte, ſo brach er jetzt jeden Augenblick in Bruchſtücke franzöſiſcher Geſänge und Trinklieder aus, was er als eine Folge der bacheracher Luft erklärte. Während dieſer Unterhaltung glitten die Ruinen von Fürſtenberg und das mit einem Echo begabte Thal von Rheindiebach an ihnen vorüber. Sofort kam auf dem entgegengeſetzten Ufer der alte Flecken Lorch (wo man zuerſt den rothen Wein gepflanzt haben ſoll) mit der gerade davor liegenden Inſel. Den Wendungen des Rheines folgend, erblickten ſie nun Burg um Burg, alle in Trümmer liegend und alle auf

faſt unzugänglichen Höhen erbaut. Dann kam die St. Klemenskirche, und derſelben gerade gegenüber das Dorf Aßmannshauſen; die hohe, auf der äußerſten Spitze des Berges erbaute Roſſel; hierauf der durch Southey's Ballade gefeierte Hattothurm (Mäuſethurm) und die alte Stadt Bingen. Hier machten die Reiſenden für einige Zeit Halt, weil ſie die Abſicht hatten, das Rheingau oder das Rheinthal genauer zu beſichtigen.

Jedem meiner Leſer muß es einleuchten, daß ein Verſuch wie dieſer — nämlich Stellen aus Trevylyans Geſchichte nicht ſowohl als dichteriſche Erzählung denn als Epiſode aus dem wirklichen Leben mitzutheilen — ſehr ſchwierig iſt, wenn ſie irgend ein Intereſſe außer dem allereinfachſten und gewöhnlichſten haben ſollen. Für Trevylyan war allerdings jeder Tag, jede Stunde ein Ereigniß; aber kümmern ſich auch Andere darum? Eine Wolke am Himmel, ein Lächeln auf Gertruds Geſicht — dies däuchte ihm weit wichtiger als die bunteſten Scenen ſeiner früheren, abenteuerlichen Laufbahn; doch läßt ſich die Geſchichte des Herzens nicht ſo leicht in eine Sprache kleiden, und die Welt wird ſchwerlich von ihrem geſchäftigen Treiben ruhen, um die wechſelnden Farben auf den Wangen eines ſterbenden Mädchens zu beobachten.

Was iſt bei der unermeßlichen Summe des menſchlichen Daſeins eine Einzelnheit? Jede Scholle, auf die wir treten, iſt das Grab eines früheren Weſens, und doch beſänftigt es das Herz, ohne es zu entnerven, wenn wir im Leben eines Andern Gefühlen folgen, die wir Alle ſelbſt kennen gelernt haben. Denn wer hat nicht

ſchon auf ſeiner Pilgerfahrt durch das Leben alle ſeine gewöhnlichen Geſchäfte ſtocken und die mannigfaltigen Ereigniſſe in ein einziges Tagebuch zärtlicher Neigungen verwandelt geſehen? Wer hat nicht ſchon das Hinſcheiden eines Weſens bewacht, das ihm einmal theurer war als die ganze Welt? Und dieſe Einzelnheit, ſo geringfügig in der Berechnung Anderer, welch unſchätzbare Geltung hatte ſie nicht für ihn? Wenn wir ſolche, durch die Zeit überſchattete und gemilderte Erinnerungen Anderer an uns vorüberführen, ſo fühlen wir die wunderbare Heiligkeit des menſchlichen Lebens; wir fühlen, welche Empfindungen ein einziges Weſen wecken, welch eine Welt voll Hoffnungen in einem einzigen Grabe ruhen kann. Und auf dieſe Weiſe erhalten wir in uns ſelbſt die ſanften Quellen der Moralität lebendig, die uns mit Unſeresgleichen verbindet und über die rauhen Scenen und ſtürmiſchen Kämpfe des Erdenlebens den hellen Glanz allgemeiner Liebe verbreitet.

Oft bietet auch die Jahreszeit, in welcher ſolche Gedanken in uns rege werden, eine gewiſſe Übereinſtimmung mit den erweckten Gefühlen. Während ich dies ſchreibe, höre ich die letzten Seufzer des ſcheidenden Sommers und das dürre, gelbe Laub rauſcht ſchon im Grün der Natur. Wenn aber dieſes Buch in die Welt hinaus geht, hat das Jahr einen noch größeren Cyklus des Verfalls durchſchritten, und die erſten melancholiſchen Zeichen des Winters haben über das ganze Gemüthsleben jene Trauer ausgegoſſen, welche ſo gerne mit der Erinnerung an Freunde, an Gefühle, die nicht mehr ſind, verknüpft. Die Jahreszeiten bezeichnen wie

wir ſelbſt ihren Lauf durch etwas Schönes oder Herrliches, das ſie zurücklaſſen mußten. Wie der Wanderer in Paläſtina Grab um Grab gleichſam als Wegweiſer und einziges Zeichen der Heiligkeit des Bodens vor ſich aufſteigen ſieht, alſo wandelt die Erinnerung über die heiligſten Stätten ihrer bunten Welt und bezeichnet ſie nur durch die Gräber der Vergangenheit.

Jetzt begann auch Gertrud die Erſchütterung zu fühlen, welche ihr Geſundheitszuſtand in dem Sturm auf dem Rheine erlitten hatte. Kalte Schauer durchbebten ſie häufig; ihr Huſten wurde hohler und ihr Körper zitterte bei dem leiſeſten Lüftchen.

Vane wurde ernſtlich unruhig; er bereute es, Gertruds Wunſch nachgegeben und den Rhein ſtatt der Tiber oder des Arno gewählt zu haben, und auch jetzt noch würde er über die Alpen nach einem wärmeren Klima geeilt ſein, wenn Du – e nicht erklärt hätte, daß ſie die Reiſe nicht überleben könnte und nur von der Ruhe wieder Beſſerung zu hoffen ſei Gertrud ſelbſt glaubte, in fortwährender Täuſchung über ihre Krankheit, immer noch feſt an Geneſung; ſie ermunterte ihren Vater, und ſuchte durch vertrauliche Geſpräche über die Zukunft die Angſt ihres Verlobten zu ſtillen. Der Leſer wird ſich erinnern, daß die rührendſte Stelle in den alten Tragödien, der ergreifendſte Theil des am meiſten zum Herzen ſprechenden aller Dichter — die Vertheidigungsrede Iphigeniens iſt, worin ſie, um Friſtung ihres Lebens flehend, ein ſo zartes Gemälde von ihrer Unſchuld und Schönheit gibt, und Gertrud glich hierin der Schöpfung des Griechen, daß ſie am Rande des Grabes

die ganze Friſche, die ganze Glut und Lieblichkeit des Lebens fühlte. Ihre Jugend war mit Hoffnung und bunten Träumen erfüllt; ſie liebte und die Farben des Morgens lagen für ſie auf der noch unentzauberten Erde. Der Himmel däuchte ihr kein gewöhnlicher Himmel; die Wogen klangen wie Muſik in ihren Ohren und an dem rauſchenden Laube fand ſie ein Wohlgefallen, das Niemand, deſſen Herz nicht in Liebe und im Gefühl für das Schöne ſich badet, begreifen kann. Deßhalb erkannte es auch Trevylyan in ſpäteren Jahren dankbar an, daß die Natur für ſie nie ein Grabesdunkel angenommen, daß, wie die Griechen ſich ausdrückten, „der Tod ſie ſchlafend unter Blumen fand.“

Nach wenigen Tagen trat wieder eine, von den in ihrer Krankheit ſo häufigen, Änderungen ein; ihre Jugend und ihr heiteres Gemüth verbanden ſich gegen die Angriffe des Tyrannen und in den nächſten vierzehn Tagen ſchien ſie noch einmal innerhalb der Hoffnungsgrenzen zu ſein. Während dieſer Zeit machten unſere Reiſenden mehre Ausflüge ins Rheingau und kamen bis nach dem alten Heidelberg.

Als ſie auf dieſen Ausflügen eines Morgens des Gehölz von Niederwald durchſtreiften, beſuchten ſie auch jenen kleinen, niedlichen Tempel, der, luftig an der Bergesſtirne hangend, eine der ſchönſten Gegenden der Erde beherrſcht. Hier ſetzten ſich die Liebenden nebeneinander und blickten hinunter auf die herrliche Welt, fern zur Linken lagen die glücklichen Eilande im Schooße des Rheines, da, wo er ſich durch die niedrig gelegenen, gekrümmten Wieſengründe in der Gegend von Nieder-

ingelheim und Mainz windet. In der Ferne ſchimmernd ergoß ſich die Nah, am Mäuſethurm und den Ruinen von Klopp, welche das alte Bingen krönen, vorüber in den Hauptſtrom. Dort erhoben ſich auf beiden Seiten der Stadt der St. Rochus- und der Rupertsberg mit einigen alten, düſter im Sonnenſcheine daſtehenden, Kloſterruinen. Aber näher, gerade unter dem Tempel, gähnte, im Gegenſatze zu allen übrigen Zügen der Landſchaft, ein finſterer, zerriſſener Schlund, umgeben von ulmenbewachſenen Felſen und verwitterten Thürmen, ein Vorbild des Abgrundes der Zeit — ſchwarz und unergründlich, mitten unter Ruinen und Verödung.

„Manchmal,“ ſprach Gertrud, „wenn wir in Gegenden, wie dieſe, beiſammen ſitzen und der wirklichen Welt entrückt, nur den Zauber ſehen, welchen die Ferne unſerem Auge bietet — manchmal kommt mir der Gedanke, welches Vergnügen es uns gewähren wird, in ſpäterer Zeit an dieſe Stunden zurückzudenken. Wenn je einmal Deine Liebe gegen mich erkalten ſollte, ſo brauche ich Dir nur zuzuflüſtern, „„der Rhein,““ und werden dann nicht alle Gefühle, welche Du jetzt gegen mich hegſt, zurückkehren?

„Ach, meine Liebe bedarf nie einer Ermunterung, denn ſie kann niemals abnehmen.“

„Was für ein ſeltſames Ding iſt doch das Leben!“ ſagte Gertrud; „wie unzuſammenhängend, wie flüchtig erſcheinen alle ſeine Theile! Hat dieſe ſüße Ruhe von den Mühen, von den gewöhnlichen Sorgen des Lebens, hat ſie etwas gemein mit Deiner vergangenen Laufbahn, mit Deiner Zukunft? Du wirſt in die große Welt hin-

austreten; in wenigen Jahren werden Dir ſolche Augenblicke der Muße und ſtiller Betrachtung verſagt ſein; die Laufbahn, welche Du liebſt und einſchlägſt, iſt ein neidiſcher Wirkungskreis, der kein Wandern, keine Ruhe geſtattet. Dieſe Augenblicke werden Dir alsdann vorkommen, wie jene Inſeln da drüben in dem Rheine — der Strom zögert bei ihnen ein Weilchen und dann ſetzt er ſeinen raſchen Lauf fort; ſie bringen Abwechslung in die Fluten, aber ſie unterbrechen dieſelben nicht."

„Du phantaſirſt gewaltig, liebe Gertrud, indeß könnte Dein Gleichniß richtiger ſein. Sind nicht dieſe Ufer wie unſer Leben und der Strom wie ein Gedanke, welcher ewig zwiſchen demſelben dahinfließt und unſer beiderſeitiges Daſein mit unvergänglicher Friſche ſegnet?"

Gertrud lächelte, und als Trevylyans Arm ſie umſchlang, legte ſie ihr reizendes Geſicht an ſeine Bruſt; er bedeckte daſſelbe mit Küſſen, und ihr kam es in dieſem Augenblicke vor, als könnte ſie eine ſolche Umarmung ſelbſt aus dem Tode wieder ins Leben zurückrufen.

Sie ſetzten theils zu Lande, theils auf dem Strome ihre Reiſe nach Mainz fort. Als ſie eines Tages von den rebenbekränzten Hügeln des Johannisberges, welcher das ganze Rheingau, das ſchönſte Thal der Welt, beherrſcht, zurückkehrten und zu Waſſer nach dem Städtchen Ellfeld fuhren, ſprach Gertrud: „Dein Lieblingsdichter ſpricht einen Gedanken aus, welchen Du oft wiederholſt, den ich aber nicht für richtig halten kann:

In der Natur liegt keine Trauer.

Mir jedoch ſcheint es, als ob eine gewiſſe Melancholie von der Schönheit unzertrennlich ſei; auch der ſonnigſte

Mittag hat einen Zug von Einſamkeit und Ruhe, welcher die Landſchaft durchweht und ſelbſt in der Blüte des Lebens uns mit einer gedankenvollen ſtillen Traurigkeit erfüllt. Wie kommt das?“

„Ich kann es nicht ſagen,“ erwiderte Trevylyan düſter; „aber ich gebe zu, daß es wahr iſt.“

„Es ſcheint,“ fuhr die Träumerin Gertrud fort, „als ob der Weltgeiſt in der ſchweigenden Ruhe zu uns ſpräche und uns mit dem Gefühle unſerer Sterblichkeit erfüllte — ein Flüſtern der über der Natur ſchwebenden Religion, welche immer an die Erde die Mahnungen des Himmels zu knüpfen ſucht. Ach, was wäre ſelbſt die Liebe ohne den Himmel! — Eine ewige Furcht vor der Trennung, die eines Tages kommen muß. Wenn,“ fügte ſie nach kurzem Stillſchweigen, das einen Schatten über ihr jugendliches Geſicht warf, feierlich hinzu, „wenn es wahr iſt, Albert, daß ich Dich bald verlaſſen muß —“

„Unmöglich — unmöglich!“ rief Trevylyan in wilder Aufregung: „ſei ruhig, ſchweige ſtill, ich bitte Dich.“

„Sehen Sie,“ unterbrach jetzt Du e zu gelegener Zeit das Geſpräch der Liebenden, „ſehen Sie, auf jenem Hügel zur Linken ſtand einſt eine Abtei, und jetzt iſt es ein Zufluchtsort des Wahnſinns. Scheint es nicht eine ruhige und heitere Wohnung für die verſtimmten, irren Gemüther, welche in derſelben leben? Welch ein Geheimniß liegt doch in unſerer Natur! Dieſe ſeltſamen wilden Phantaſien, welche unſere geſunde Vernunft verdrängen, wie ſehr mahnen ſie uns an die menſchliche Schwäche!“

Es erweckt in der That düſtere, ſeltſame Gedanken,

wenn wir mitten in dieſer lieblichen Gegend plötzlich auf den einſamen Zufluchtsort Derer ſtoßen, denen die Natur vielleicht vergebens zulächelt! Lächelt ſie ihnen wirklich vergebens? Sie ſchauen hinunter auf den breiten Rhein mit ſeinen ſtillen Inſeln; geben ihre wilden Phantaſien dem Strome einen andern Namen und bevölkern ſie die Thäler mit keinen irdiſchen Geſtalten? Strahlt der zerbrochene Spiegel in ihnen das Geſammtbild der Wirklichkeit zurück, oder nur ſchattenhafte, durcheinander gemiſchte, verworrene Geſtalten, gleich den Traumbildern eines Fieberkranken? Vielleicht kann eine Erinnerung, unberührt von der allgemeinen Geiſtesſtörung, ſelbſt den ſchönen Rhein noch ſchöner machen, als gewöhnliche Augen ihn finden; vielleicht ſchmückt ſie ihn mit den Farben vergangener Liebe und läßt ihren Beſitzer über die weinbekränzten Hügel mit Weſen hinwandeln, die nicht mehr ſind! Dort ſitzt vielleicht der eingebildete Herrſcher auf ſeinem Throne und ſpricht die unten liegenden Schiffe als ſeine Flotte, die Wogen und die Thäler als ſein Eigenthum an. Dort erblickt vielleicht der von einem phantaſtiſchen Gedanken erhitzte Schwärmer Engelsgeſtalten und hält die um die untergehende Sonne ſich ſchaarenden Wolken für die Zelte Gottes. Dort beſchwört vielleicht das Opfer treuloſer oder untergegangener Liebe, mächtiger als die alten Zauberer, die Todten herauf und ruft die Ungetreuen durch die Zaubertränke unvergänglicher Phantaſien zurück. Ach! geſegnet ſeiſt du, beſchwingte Einbildungskraft in uns! Du bewältigſt ſelbſt den Kummer, du erleuchteſt ſelbſt die Verzweiflung! Du nimmſt uns von

der Welt hinweg, wenn die Vernunft uns nicht mehr an dieſelbe feſſeln kann und ſchenkſt dem Irren die Begeiſterung und den Troſt des Dichters! Du Mutter der reineren Liebe weilſt noch gleich der Liebe, auch wenn wir ſelbſt uns verlaſſen, bei uns und ſtrahlſt in die verwitterten Gemächer des Herzens jene Glorie, welche die Ruine in ein Heiligthum verwandelt.

Neunundzwanzigſtes Kapitel.

Ellfeld — Mainz — Heidelberg — Ein Geſpräch zwiſchen Vane und dem deutſchen Studenten — Die Ruinen des Heidelberger Schloſſes und ihr einſamer Bewohner.

Die Sonne hatte jetzt ihre Mittagshöhe erreicht; leichte Wolken ſchwebten über dem jenſeitigen Rheinufer, aber die gothiſchen Thürme von Ellfeld ragten in einen klaren und blauen Himmel hinauf; heiter und glänzend tanzte der Strom an den alten, grauen Mauern hin, und ganz in der Nähe lieh ein mit lärmenden Paſſagieren vollgepfropftes Schiff der Scene ein fröhliches Ausſehen. Auf dem entgegengeſetzten Ufer verliefen ſich die Hügel in den fernen Horizont, und ein kleiner Nachen mitten im Waſſer unterbrach den einſamen Glanz des ruhigen Mittags Das Städtchen Ellfeld war eine Schenkung Otto's I. an die Kirche; nicht weit davon befindet ſich die kryſtallne Quelle, welche dem köſtlichen Markebrunnerwein ihren Namen gibt.

„Ach!“ rief Du—e, „zweifelsohne machten die guten Biſchöfe von Mainz den beſten Gebrauch von ihrer Nachbarſchaft!“

Die Reiſenden verweilten kurze Zeit in der Stadt und beſuchten die Ruinen von Scharfenſtein. Sodann fuhren ſie den Strom hinauf, an Niederwalluff, dem Thore des Rheingaues, und an dem üppigen Garten von Schierſtein vorbei. Am Schloſſe des Herzogs von Naſſau und den beiden langen, ſchmalen Inſeln vorüber, kamen ſie nach Mainz, als die Sonne gerade ihre letzten Strahlen auf das Waſſer warf, den ſtolzen Thurm der Kathedrale vergoldete und die Nebel trennte, welche ſich im Hintergrunde um die Felſen des Rheingaues zu ſammeln begannen.

Ewig denkwürdiges Mainz! — Gleichbedeutend für die Freiheit wie für den Geſang — wie oft erklang in dieſen Mauern die liebliche Muſik der Troubadours, und wie oft lauſchte an dieſem Strome das Herz der Jungfrau auf ihre Lieder! In dieſen Mauern faßte der kühne Walpode zuerſt den großen Plan des hanſeatiſchen Bundes; und mehr als auf Alles, o denkwürdiges Mainz, kannſt du ſtolz ſein auf die erſte Erfindung des gewaltigſten Hebels des menſchlichen Geiſtes — des großen Ausgleichers jeder Macht — des Demiurgs der moraliſchen Welt — der Preſſe! Hier lebte auch der verleumdete Held des größten Drama's modernen Geiſtes, der ſagenhafte Fauſt, der das Schickſal ſeiner Nachfolger in der Wiſſenſchaft gleichſam zum Voraus verkündend, wegen ſeiner Weisheit für ein Ungeheuer gehalten und für die Wohlthaten, welche er der Erde erwieſen, zu den Höllenſtrafen verdammt wurde.

In Mainz hörte Gertrud ſo viel und ſo oft von Heidelberg ſprechen, daß ſie mit Ungeduld ſich nach

dieſer bezaubernden Stadt ſehnte und da Du—e die Heidelberger Luft für reiner und ſtärkender hielt als die von Mainz, ſo beſchloſſen unſere Reiſenden dort für einige Zeit ihren Aufenthalt zu nehmen. Ach, es war die Stadt, wo Gertrud ihre kurze, melancholiſche Pilgerfahrt beſchließen, und die für Trevylyans Herz der heiligſte Ort auf der Welt — ſeine Kaaba werden ſollte. Gertrud aber, welche ihr Schickſal nicht ahnte, unterhielt ſich aufs Heiterſte, während ihr Wagen dahinrollte, und ſtets für jeden neuen Eindruck empfänglich, berührte ſie mit ihrer charakteriſtiſchen Lebhaftigkeit Alles, was ihnen bisher vorgekommen war. Es liegt ein großer Reiz in den Beobachtungen eines Neulings in der Welt, wenn wir ſelbſt ihrer alltäglichen Anſichten und Töne etwas müde geworden ſind; wir glauben in der Friſche ſolcher Bemerkungen eine Stimme aus unſerer eigenen Jugend zu hören.

In dem lieblichen Thale des Neckars, des kryſtallhellſten unter allen Flüſſen, liegt die Stadt Heidelberg. Die Schatten des Abends ſanken ſchon hernieder, als der ſchwere Reiſewagen über die alten Straßen raſſelte und erſt am folgenden Tage konnte Gertrud die unvergleichlichen Schönheiten der Umgegend dieſes Ortes betrachten.

Vane, welcher immer früh aufſtand, ging am nächſten Morgen allein aus, um die Stadt in Augenſchein zu nehmen. Indem er an dem Petersthurme hinaufblickte, hörte er plötzlich ſeinen Namen rufen; er wandte ſich um und ſah den deutſchen Studenten, den ſie in dem Taunusgebirge getroffen hatten, neben ſich.

„Es iſt ſchön, daß Sie hiehergekommen ſind, mein Herr," ſagte der Student, „denn ich bin überzeugt, unſere Stadt wird Ihre Erwartungen nicht täuſchen."

Vane antwortete mit Höflichkeit; der Student bot ſich ihm als Begleiter auf ſeinem Spaziergange an und im Verlaufe ihres Geſpräches kamen ſie natürlich auch auf das Univerſitätsleben und die gewöhnliche Erziehung des deutſchen Volkes.

„Es ſcheint mir ſonderbar," ſagte der Student, „daß die Menſchen ewig neue Erziehungsſyſteme erfinden, und doch immer bei dem Alten bleiben. Vor wie viel Jahren ſchon verkündigte Fichte die Wiedergeburt des deutſchen Volkes durch Peſtalozzi's Syſtem? Was iſt ſeither geſchehen? Wir bewundern, wir loben, tappen aber auf demſelben Wege fort, den Peſtalozzi als fehlerhaft nachwies. Gewiß, es muß ein Grundfehler in einem Bildungsſyſteme liegen, das nur ausnahmsweiſe einen Genius, gewöhnlich aber Stumpfſinn erzeugt. Gerade hier auf unſeren deutſchen Univerſitäten beweiſt Alles, daß die Erziehung ohne entſprechende Einrichtungen wenig zur allgemeinen Charakterbildung beiträgt. Die jungen Leute unſerer Hochſchulen leben mit einander auf einem Fuße der vollkommenſten Gleichheit; ſie ſind kühn, romantiſch, in die Freiheit verliebt bis zur Tollheit; verlaſſen ſie aber die Univerſität, ſo bildet keine politiſche Laufbahn die erlangte Geiſtesrichtung weiter aus; ſie verſinken in Dunkelheit; ſie leben zurückgezogen und vereinzelt, und der einſt von Schillers Dichtungen trunkene Student wird ein indolenter Prieſter oder lethargiſcher Baron. Sein Univer=

ſtätsleben, weit entfernt, ſeine künftige Richtung zu beſtimmen, führt gerade das Gegentheil herbei; er wird auf einen Weg geführt, um ſpäter einen anderen zu betreten. Dies halte ich für den allgemeinen Irrthum bei der Erziehung in allen Ländern; man faßt ſie als etwas auf, das mit einem gewiſſen Alter abgeſchloſſen werden ſoll. Man macht ſie nicht zu einem Theile der fortlaufenden Lebensgeſchichte, ſondern ſie bildet nur eine Abſchweifung von derſelben."

„Sie ſind in England geweſen?" fragte Vane.

„Ja, ich habe es beinahe ganz zu Fuß bereist. Ich war damals arm, und in der Meinung, es beſtehe eine Art Freimaurerei zwiſchen allen wiſſenſchaftlich Gebildeten, fragte ich in jeder Stadt nach den Gelehrten und bat ſie als etwas ganz Natürliches um ein Geldgeſchenk."

Vane lachte faſt laut über die Aufrichtigkeit und naive Unkunde der Herabſetzung, womit der Student ſich ſelbſt für einen öffentlichen Bettler erklärte.

„Und mit welchem Erfolge gewöhnlich?"

„In den meiſten Fällen wurde ich mit Gefängniß bedroht und zweimal von dem Friedensrichter der Dorfpolizei überwieſen, um nach einem myſtiſchen Mecca geführt zu werden, das ſie ein „Kirchſpiel" zu nennen beliebten. Ach!" (fuhr der Deutſche mit vieler Gutmüthigkeit fort) „es war zum Erbarmen, von einer großen Nation, einem ſo elenden Dinge, wie das Geld, ſo hohen Werth beigelegt zu ſehen. Worüber ich aber beſonders ſtaunen mußte, war der Ton ihrer Poeſie. Frau von Staël, welche vielleicht von England ſo viel von Deutſchland wußte, ſagt uns, der Haupt-

charakter derſelben beſtehe im Chevaleresken; aber mit Ausnahme des einzigen Scott, der, beiläufig geſagt, kein Engländer iſt, fand ich nicht einen chevaleresken Dichter unter Ihrem Volke. Doch," fuhr der Student fort, „ich glaube, daß auf unſerer gegenwärtigen Bildungsſtufe in der allgemeinen Anſicht über den Werth der Poeſie, ein noch unerörterter Irrthum herrſcht. Die Dichtkunſt ergötzt noch immer, aber ſie hat aufgehört zu belehren. Die Proſa des Herzens erleuchtet, rührt und erhebt weit mehr als Poeſie. Ihre größten philoſophiſchen Dichter würden Gemeinplätze bieten, wenn man ſie in Proſa überſetzte. Die Verſe können die geläuterten, tiefen Gedanken, welche ein großer Proſaiſt verkörpert, nicht faſſen; ſie werden ewig durch den Reim verkrüppelt; dieſer ſchickt ſich für die allgemeinen Probleme der Menſchennatur, welche jetzt abgedroſchen ſind, aber nicht für die feinen philoſophiſchen Folgeſätze, die daraus hervorgehen. So paradox es daher auf den erſten Anblick auch ſcheinen mag, ſo ſind doch die Gemeinplätze mehr das Element der Poeſie als der Proſa."

Dieſe Ideen entzückten Vane, der nichts von einem Dichter an ſich hatte und er lud mit einer Gefälligkeit, wie man ſie ſelten beim Wiederzuſammentreffen mit neuen Bekannten an ihm bemerkte, den Studenten zum Frühſtück in ſeinem Gaſthofe ein.

Nach dem Imbiß zog unſere Geſellſchaft durch die Stadt dem wundervollen Schloſſe zu, welches ihre Hauptzierde bildet und die edelſte Ruine deutſcher Größe iſt.

Und als ſie jetzt noch vor Erſteigung des Berges Halt machten, blickte das ſtattliche Schloß, umgürtet mit ſeinen maſſiven Mauern und hangenden Terraſſen, an welche von Stelle zu Stelle zwergartiges, buntes Laub ſich anſchmiegte, auf ſie herunter. Im Hintergrunde ragte der gewaltige Berg hoch empor, bis zu ſeinem äußerſten Gipfel mit dunklen Bäumen bedeckt und in ſeinem geheimnißvollen Schooße die ſchattenhaften Weſen der Sagenwelt bergend. Am ſteilen Berge hinauf, gegen die Ruinen zu, erblickten ſie einige zerſtreute Schafe, welche auf dem zerbröckelten Boden weideten. Hoch über den Wellen erhob ſich öde und rieſenhaft das Schloß der Kurfürſten von der Pfalz. An ſeinen geborſtenen Mauern kann man die Spuren des Blitzes verfolgen, welcher ſeine alte Herrlichkeit zertrümmerte, aber in dem gewaltigen Umfange der Gebäudemaſſe immer noch ein würdiges Denkmal der Zeit Karls des Großen zurückließ. Unten in der Ferne dehnte ſich die Ebene weit und geräumig aus, bis der ſchattige Fluß mit einem einſamen Segel auf ſeiner Fläche die ſchwermüthige Geſtalt der Landſchaft mit dem herbſtlichen Himmel vereinigte.

„Seht," ſprach Vane, indem er auf zwei Landleute hindeutete, die völlig unbekümmert um die Erinnerungen des Ortes, neben ihnen über die Angelegenheiten ihres geringfügigen Handels ſprachen, „ſeht, trotz Allem, was man von Menſchengröße ſchon geſagt und für ſie gethan hat, immer iſt ſie doch nur die Größe Weniger. Jahrhunderte vergehen und laſſen die arme Heerde, die Maſſe der Menſchen ewig in demſelben Zuſtande — als

Holzhacker und Waſſerträger zurück. Die Herrlichkeit der Fürſten hat ihre Ebbe und Flut, aber der Bauer verkauft ſeine Früchte ebenſo vergnügt dem Fremdlinge unter Ruinen, als dem Kaiſer in ſeinem Palaſte."

„Wird es immer ſo ſein?" fragte der Student.

„Wir wollen es um der Dauer des Ruhmes willen nicht hoffen," erwiderte Trevylyan; „hätte ein Volk dieſen Palaſt erbaut, ſo würde ſein Glanz nie erloſchen ſein!"

Vane zuckte die Achſeln und Du—e nahm eine Priſe.

Aber der gewaltige Eindruck, welchen das Schloß in der Entfernung hervorbringt, wird ganz vergeſſen, wenn man in ſeinem großen, inneren Raume ſteht und die Baukunſt aller Jahrhunderte zu einer mächtigen Ruine verbunden ſieht! Die reichen Farben des Mauerwerks, die ſtolzen Façaden, jede Bauart, welche der Menſch je für den Krieg oder zum Luxus erfunden, iſt hier vereinigt mit dem gemeinſamen Charakter — der Ruinen. Das mittelalterliche Bollwerk, der gähnende Graben, der rohe Thurm, der prächtige Bogen, die Stärke einer Feſtung, die Herrlichkeit eines Palaſtes — Alles zuſammen macht einen Eindruck auf uns wie die Geſchichte eines untergegangenen Reiches in ſeinen ſämmtlichen Epochen.

„Es lebt ein ſeltſamer Bewohner in dieſen Ruinen," bemerkte der Student, „ein einſamer Maler, der ſchon ſeit etlichen und zwanzig Jahren hier wohnt und keine andere Gefährtin hat als ſeine Kunſt. Nur das Gemach, in welchem er wohnt, iſt von einem menſchlichen Weſen eingenommen."

„Welch poetiſche Exiſtenz!“ rief Gertrud, entzückt durch den Gedanken an eine ſo bedeutungsvolle Einſamkeit.

„Vielleicht!“ ſagte der grauſame Vane, ſtets darauf ausgehend, jede Illuſion zu zerſtören; „wahrſcheinlicher aber hat die Gewohnheit ihn für Alles unempfänglich gemacht, was uns mit Ehrfurcht erfüllt, und er ſieht vielleicht in dieſen Ruinen eher ein rohes Stück Alterthum, als daß er ſeine Einbildungskraft mit den dämmernden Sagen nährt, welche dieſe Mauern mit einer ſo erhabenen Poeſie umkleiden.“

„Ihre Vermuthung hat etwas Wahres,“ bemerkte der Deutſche; „aber der Maler iſt ein Franzoſe.“

Die den Ruinen des Heidelberger Schloſſes eigenthümliche, düſtere Majeſtät, in welchen die Fülle der Kraft einen grellen Gegenſatz zu dem gänzlichen Verfalle bildet, ruft in uns den Gedanken an ein furchtbares Fatum hervor. Zweimal wurden ſie vom Blitze getroffen, und die Vernichtung kam mehr von den Elementen als von den Menſchen. Während der großen Belagerung ſoll der Blitz zufällig gerade in das Pulvermagazin gefahren ſein.

Welch ein Schauplatz für ein großes Werk der Dichtkunſt! welch ein höhniſches Einſchreiten des Grimmes der Natur im kleinlichen Streite der Menſchen! Ein Streich des rothen, rechten Armes über uns zerſchmetterte den Triumph von Jahrhunderten und verſpottete die Macht der Belagerer und die Tapferkeit der Belagerten!

Den ganzen Tag wandelten unſere Reiſenden in dieſen großartigen Ruinen herum, und als ſie wieder

in ihren Gaſthof zurückkehrten, ſchien es ihnen, als hätten ſie die Höhlen eines mächtigen Grabes verlaſſen.

Dreißigſtes Kapitel.

Kein Theil der Erde iſt wirklich einſam — Der Geſang der Elfen — Die heilige Stätte — Die Hexe der böſen Winde — Der Zauber und das Amt der Elfen.

An welchem Orte der Welt herrſcht wirklich eine völlige Einſamkeit? Der eitle Menſch glaubt, die Öde beſtehe in ſeiner Abweſenheit! Wer kann ſagen, wie viele Millionen geiſtiger Weſen ungeſehen durch ſcheinbar gänzlich verlaſſene Gegenden dahinſchweben? Oder was wiſſen wir von unſerem eigenen Mechanismus, daß wir die Möglichkeit des Lebens und der Bewegung ſolchen Geſchöpfen abſprechen ſollten, die wir ſelbſt nicht wahrzunehmen vermögen?

Beim Mondlichte hörten die melancholiſchen Schatten, welche Nachts die verwitterten Hallen und die düſteren Höhlen des Berges durchſtreifen, im großen Hofe des Heidelberger Schloſſes, am Rande des zerfallenen, mit Unkraut überwachſenen Baſſins, folgenden Geſang.

Geſang der Elfen in den Ruinen des Heidelberger Schloſſes.

Aus den Wäldern und ihrem ſchimmernden Gras,
Wo der wilde Thymian ſproßt:
Von den Flüſſen, mit deren gekräuſeltem Naß
Das zitternde Mondlicht koſt;

Wenn der Zwerg aus ſeiner Höhle ſchaut
Und Erlkönig ous ſeiner Kluft:
Wenn ter Nixe Lied auf den Wogen wird laut,
Da ſchweben wir durch die Luft.

Es lächeln die Ufer im Nebenkranze,
Drein ſchauen die Schlöſſer mit fröhlichem Blick,
Und denken an frühere Tage zurück;
Sie lächeln ob unſerem Tanze,
Ja Tanze.

Mit leiſem, leichtem, loſem Tritt
Durchhüpfen wir dieſen Raum;
Doch horch! Es erweckte ein lauter Schritt
Die ſchläfrige Eul' auf dem ruhigen Baum,
Und die Koboldgeiſter!
Ha! Ha! Es erweckte ein lauter Schritt
Die alte Eul' auf dem ruhigen Baum,
Und die Koboldgeiſter!

„Sie kommen nicht," ſagte Pipali, „und doch iſt das Mahl zugerichtet und die arme Königin wird ſich nach einiger Erfriſchung ſehnen."

„Jammerſchade! Alle Roſenblätter werden überkocht werden," rief Nip.

„Wir wollen mit dem alten Maler unſern Scherz treiben," ſagte Trip und hüpfte über die Ruinen.

„Vortrefflich!" riefen Pipali und Nip; und alle drei verließen den über ihre Leichtfertigkeit erſtaunten Lord Schazmeiſter und huſchten in das Zimmer des Malers. Dort mögen ſie das Dintenfaß über das Papier ihres Opfers ausgießen, ſeine Pinſel zerbrechen, ſeine Farben vermiſchen, ſeine Nachtmütze verlegen und … Geſtalt einer Fledermaus gegen ſein Geſicht ſchwir=

ren, bis der erſtaunte Franzmann zu glauben anfängt, die ſonſt ſo nachdenklichen Bergkobolde ſeien in eine tolle Laune gerathen — wir aber eilen nach einem kleinen, grünen Plätzchen, das ſich nicht weit von der Stadt im Neckarthale gerade an den Ufern dieſes ſilberhellen Fluſſes befindet. Es war rings, außer an der Waſſerſeite, von dunkeln Bäumen umgeben. Wilde Blumen bedeckten in reicher Fülle den weichen, noch ganz beſonders grünen Raſen. Um dieſes Plätzchen zog der deutſche Elfe einen Kreis und machte ſeinen Elfenzauber. In der Mitte ſaß gramvoll die Königin Nymphalin; ſie bedeckte ihr Geſicht, das ſich niederbeugte wie das Haupt einer Waſſerlilie, und weinte kryſtallne Thränen.

Da kam ein hohles Murmeln durch die Bäume, und ein Rauſchen wie von einem gewaltigen Winde, und eine dunkle Geſtalt trat aus dem Schatten hervor und näherte ſich dieſem Orte.

Das Geſicht war runzligt und alt und blickte drohend und böswillig umher. Den hagern, dürren Körper ſtützte ein Stab und die gebeugten Schultern deckte ein kurzer, grauer Mantel.

„Ihr Weſen des Mondſtrahles," ſprach die Geſtalt mit kreiſchender, geſpenſtiſcher Stimme; „was ſuchet Ihr hier? Und warum feyet Ihr dieſen Ort vor meiner und der meinigen Nähe?"

„Finſtere Hexe des Mehlthau's und Sturmes," erwiderte der Elfe; „Du, die das Kraut in ſeiner Jugend knickt und das Herz des ſchwachen Keimes aufzehrt, ſiehe, es iſt nur ein kleines Plätzchen, welches die Elfen von Deinem Erbgute anſprechen und auf welchem ſie

Froſt und Hitze das Gras grün und die Luft in ihren Seufzern mild erhalten wollen!“

„Und warum, o Bewohner der Erdklüfte, warum willſt Du dieſes Plätzchen vor dem Fluche der Jahreszeiten ſchützen?“

„Wir wiſſen durch unſern Inſtinkt,“ erwiderte der Elfe, „daß dieſer Ort das Grab einer Jungfrau werden wird, welche die Elfen lieben; hieher werden wir durch einen unbemerkten Einfluß die Schritte der noch Lebenden leiten, und wenn ſie auf dieſe Stelle blickt, ſo wird der Wunſch nach Ruhe und die Ergebung in den Tod über ihre Seele kommen. Siehe, auf der ganzen Welt iſt Alles im Kriege mit einander — der Löwe mit dem Lamme, die Schlange mit dem Vogel, ja, der zarteſte Vogel ſelbſt mit dem Inſekte der Luft oder dem Wurme der niederen Erde. Was kann es alſo für Menſchen und für Geiſter, die über den Menſchen ſtehen, Lieblicheres und Heiligeres geben als ein Weſen, das Niemanden kränkte? Was iſt ſo ſchön als Unſchuld? Was ſo traurig als ihr vorzeitiges Grab? Und ſollte nicht ein ſolches Grab geheiligt ſein, ſollte es nicht unter unſerem beſonderen Schutze ſtehen? Sollen wir nicht darüber trauern wie über das Verſchwinden eines ſchönen Wunders in der Natur — zu zart, um auszudauern, zu ſelten, um vergeſſen zu werden? Darum, o furchtbare Wächterin des Sturmes, wollen die Elfen dieſes Plätzchen weihen, darum wollen ſie von ſeinem ruhigen Raſen hinwegzaubern die wandernde Gule und die böſen Kinder der Nacht. Hieher ſoll weder die unheilverkündende Eule, noch die blinde Fledermaus, noch der unreine Wurm

kommen. Und Du ſollſt weder den Willen noch die Macht haben, die Blumen des Frühlings zu knicken oder die grünen Kräuter des Sommers zu ſengen. Iſt es nicht, finſtere Mutter der verderblichen Winde, iſt es nicht unſere unvordenkliche Pflicht, das Grab der Unſchuld zu bewachen und die Blumen am Ruheplatze jungfräulicher Liebe friſch zu erhalten?"

Da hüllte ſich die Hexe in ihren Mantel, murmelte Einiges, wandte ſich ohne weitere Antwort nach den Bäumen und verſchwand, während der Oſtwind, ihr Gefährte, das trauernde Laub auf ihren Pfad ſtreute!

Einunddreißigſtes Kapitel.

Gertrud und Trevylyan, als Erſtere das Herannahen des Todes fühlt.

Am nächſten Tage fuhren Gertrud und ihre Begleiter an den Ufern des lieblichen Neckars dahin. Sie hatte eine ſchlafloſe, ſchmerzliche Nacht gehabt und ihre ſchwindenden, kindlichen Lebensgeiſter waren zu einer gedankenvollen Melancholie verdüſtert. Sie lehnte in einem offenen Wagen neben Trevylyan, der nie von ihrer Seite wich, während Du—e und Vane langſam vorausritten. Trevylyan ſuchte ſie vergebens aufzuheitern; auch ſeine (ſonſt ſo bereitwillig aufgenommenen) Bemühungen, ihre düſteren Augenblicke durch Erzählungen oder Mährchen zu mildern, waren diesmal vergeblich. Sie ſchüttelte ſanft den Kopf, drückte ihm die

Hand und ſprach: „Nein, lieber Trevylyan, nein, wenn auch Deine Kunſt heute fehlſchlägt, ſo doch nicht Deine Freundlichkeit!“ Und ſie drückte ſeine Hand an ihre Lippen und brach in reichliche Thränen aus.

Erſchrocken und beſorgt ſchloß er ſie an ſeine Bruſt und ſuchte ihr auf ſeinen Ruheplatz herabgeſunkenes Antlitz aufzurichten und ihre Thränen hinwegzuküſſen.

„Oh!“ ſprach ſie endlich, „tadle mich nicht wegen meiner Schwäche; ich bin von meinen Gedanken überwältigt. Ich blicke auf die Welt und ſehe, daß ſie ſchön und gut iſt; ich blicke auf Dich und ſehe Alles, was ich verehren und anbeten kann. Das Leben ſcheint mir ſo ſüß und die Erde ſo lieblich; darfſt Du Dich alſo wundern, wenn ich vor dem Gedanken an den Tod erſchrecke? Nein, unterbrich mich nicht, theurer Albert; dieſer Gedanke will getragen und überwunden ſein. Ich habe ihn nicht gepflegt, ich habe ihm während meiner langen Krankheit keinen Raum gegeben; aber es gab Zeiten, wo er ſich ſelbſt mir aufdrängte — und jetzt gerade mehr als je. Halte mich nicht für ſchwach und kindiſch; ich fürchtete den Tod nie, bis ich Dich kennen lernte — aber Dich nicht mehr ſehen, nicht mehr dieſe theure Hand berühren, Dir nicht mehr für Deine Liebe danken, nicht mehr für Deine Sorgfalt erkenntlich ſein, da zu liegen und zu ſchlafen und *nimmer, nimmermehr von Dir zu träumen!* — ach, das iſt ein bitterer Gedanke! Aber ich will ihm Trotz bieten, ja, ich will ihm Trotz bieten als Eine, die Deiner Achtung würdig iſt.“

Trevylyan, von ſeinen Gefühlen niedergedrückt,

bedeckte ſein Geſicht mit den Händen, lehnte ſich in dem Wagen zurück und kämpfte vergebens mit ſeinen Seufzern.

„Vielleicht," ſprach ſie, ſich immer noch an die Hoffnung klammernd, die ihn völlig verlaſſen hatte, „vielleicht täuſche ich mich ſelbſt; vielleicht erhält meine Liebe zu Dir, mit welcher ich ſogar den Tod überwinden zu können glaube, mich aufrecht gegen dieſe grauſame Krankheit; — die Hoffnung, mit Dir zu leben, Dich zu pflegen, Deine ſchönen Träume zu theilen und ach, vor Allem, Dich in Kummer und Krankheit zu tröſten, wie Du mich tröſteteſt — kann eine ſolche Hoffnung nicht dieſem gebrechlichen Körper wieder Kraft verleihen? Und wer wird Dich lieben, wie ich Dich liebe? Wer Dich kennen, wie ich Dich kenne? Wer mit Thränen der Dankbarkeit für Dich beten, wie ich gebetet habe? O, Albert, ſo wenig bin ich eiferſüchtig auf Dich, ſo wenig denke ich bei einer Vergleichung an mich ſelbſt, daß ich meine Augen zufrieden ſchließen würde, wenn ich wüßte, daß eine Andere Dir ſein werde, was ich Dir ſein könnte!"

„Gertrud," ſprach Trevylyan, und ſchaute dabei, ſein bleiches Geſicht erhebend, mit ernſter, feierlicher Ruhe auf ſie: „Gertrud, laß uns jetzt noch unſern Bund ſchließen! Wenn das Schickſal uns trennt, ſo ſoll es auch das letzte Band zerſchneiden; wir wollen wenigſtens fühlen, daß wir auf Erden einander Alles in Allem waren; wir wollen dem Tode Trotz bieten, ſelbſt während er uns entgegengrinst. Sei morgen, ja heute noch die Meine; o Gott, ſei die Meine!"

Selbſt über das bleiche Geſicht, unter deſſen Far-

die Lampe des Lebens nur noch ſchwach flackerte, zog auf einen Augenblick eine tiefe, ſtrahlende Röthe, erleuchtete die ſchöne Ruine mit der Glut jungfräulicher Jugend und leidenſchaftlicher Hoffnung und ſchwand dann raſch wieder hinweg.

„Nein, Albert!“ ſprach ſie ſeufzend; „nein! Es darf nicht ſein; denn leichter wirſt Du den Schmerz ertragen, wenn wir noch nicht völlig vereint ſind, und was mich ſelbſt betrifft, ſo bin ich ſelbſtſüchtig und glaube, durch ein ſolches Scheiden eine zärtlichere Erinnerung in Deinem Herzen zurückzulaſſen — zärtlicher, aber nicht ſo traurig. Auch möchte ich nicht, daß Du bei meinem Andenken Dich verwittwet fühlteſt; ich möchte nicht, daß dieſe Erinnerung, gleich einem Mehlthau, auf Deinen ſchönen Ausſichten in die Zukunft läge. Erinnere Dich meiner eher als eines Traumes, als eines Etwas, das Du nie völlig gewannſt, und welches daher keine andere Treue, als freundliche, verzeihende Gedanken fordert. Gedenkſt Du noch an jenen Abend, als wir auf dem Rheine dahinſegelten? Ach es war eine glückliche, glückliche Stunde! — als wir vom Ufer Muſik herübertönen hörten, zwar keine ſo kunſtvolle, daß ſie an ſich ſelbſt hörenswerth geweſen wäre, aber ſo ganz zu der Stunde und dem Orte paſſend, daß wir ſchweigend anhielten, um ſie beſſer zu vernehmen, und als ſie unmerklich auf dem Waſſer erſtarb, da kam eine gewiſſe Schwermuth über uns; wir fühlten, daß etwas fehle, was die Landſchaft milderte, und unſere Unterhaltung war nimmer ſo heiter wie vorher. Gerade ſo, mein einzig Geliebter, mein einzig angebeteter Trevylyan, gerade ſo iſt

der Eindruck, den unſere kurze Liebe, das Daſein Deiner armen Gertrud in Deinem Gedächtniſſe hinterlaſſen ſollte. Ein Ton — ein Bild ſoll mich Dir eine Weile, aber nicht länger, vergegenwärtigen, bis Du wieder für den Glanz und den Ruhm empfänglich wirſt, der auf Deiner Laufbahn Dich erwartet!“

Als Gertrud dieſes geſprochen, wandte ſie ſich gegen Trevylyan, und da ſie ſein furchtbares Seelenleiden bemerkte, ſo konnte ſie ſich nicht länger zurückhalten; ſie fühlte, daß ſie durch weitere Troſtgründe ihn nur kränken würde; ſie warf ſich an ſeine Bruſt und ſie vermiſchten ihre Thränen miteinander.

Zweiunddreißigſtes Kapitel.

Eine Grabesſtätte.

Auf dem Heimwege nahm Du—e den dritten Sitz im Wagen ein und verſuchte mit ſeiner gewöhnlichen Lebhaftigkeit ſeine Gefährten aufzuheitern. So groß war die Elaſticität von Gertruds Natur, daß ſie bis auf einen gewiſſen Grad den freundlichen Aufmunterungen des Arztes Gehör ſchenkte. Leicht empfänglich für die Schönheiten einer Landſchaft, fand ſie allmählig an der reizenden Gegend, welche bei jeder Straßenbeugung ſich in immer herrlicherem Glanze erſchloß, ungemeines Wohlgefallen, und die ſilberne Glätte des Fluſſes, der Perle dieſer Landſchaft, das heitere Wetter und die Klarheit des Himmels trugen dazu bei, ein Gemüth

beruhigen, welches, der Sonnenblume gleich, ſo inſtinkt-artig ſich vom Schatten dem Lichte zuwandte.

Einmal hielt Du—e den Wagen auf einem zwiſchen Bäumen gebetteten Grasplätzchen an und ſagte zu Gertrud: „Wir ſind jetzt an einer der vielen Stellen längs des Neckar's, welche ihre Lieblingsſagen heiligen. Unter jenem Geſträuche wohnte in den früheren Zeiten des Chriſtenthums ein Einſiedler, der, obgleich jung an Jahren, doch durch die Heiligkeit ſeines Lebenswandels ſich auszeichnete. Niemand wußte, woher er kam, oder warum er ſein ganzes Daſein auf eine einſame Zelle beſchränkte. Er ſprach ſelten, außer wenn ſein geiſtlicher Rath oder ſeine frommen Gebete nachgeſucht wurden; er lebte von Kräutern und den wilden Früchten, welche die Landleute in ſeine Höhle brachten, und jeden Morgen und jeden Abend kam er an dieſe Stelle, um ſeinen Krug mit Waſſer aus dem Fluſſe zu füllen. Aber gewöhnlich ſah man ihn noch lange, nachdem er dies gethan, hier verweilen und nach den Mauern eines Kloſters blicken, welches ſich damals an dem entgegengeſetzten Ufer erhob und wovon jetzt ſogar die Ruinen verſchwunden ſind. Allmählig erlag ſeine Geſundheit unter den ſtrengen Bußübungen, und eines Abends ward er von einigen Fiſchern ohnmächtig auf dem Raſen gefunden. Sie trugen ihn nach dem Kloſter drüben, damit er dort ärztliche Hülfe erhalten möchte und eine von den Schweſtern, die Tochter eines Fürſten, erhielt den Auftrag, den Klausner zu pflegen. Aber als er ſeine Augen gegen ſie aufſchlug, da ſchien eine plötzliche Erinnerung Beide zu durchzucken. Er redete — aber Worte in einer

fremden Sprache, und die Schweſter warf ſich über das Lager des Sterbenden und rief einen Namen, den berühmteſten in dem ganzen umliegenden Lande — den Namen eines früher berühmten Minneſängers, der in jenen rohen Zeiten den Dichter mit dem räuberiſchen Ritter verband, und von dem man glaubte, er ſei vor vielen Jahren in einer jener, damals ſo gewöhnlichen, grauſamen Fehden zwiſchen Fürſten und geſetzloſen Vaſallen umgekommen, als er eben das Schloß habe ſtürmen wollen, in welchem die fromme Nonne jetzt lebte, damals eine vielgeprieſene Schönheit und Königin bei Ritterſpielen und Turnieren. In ihren Armen hauchte der Einſiedler ſeinen Geiſt aus; ſie aber überlebte ihn nur wenige Stunden, ohne eine Geſchichte aufzuklären, über die man nachher bloß Vermuthungen anſtellen konnte. Mancher Troubadour lieferte in ſpäteren Zeiten durch Dichtungen die näheren Umſtände, welche die Wahrheit zu ergänzen ſich weigerte, und die Stelle, von der aus der Einſiedler bei Sonnenaufgang und Untergang nach dem Kloſter blickte, wurde durch das Lied geheiligt."

Die Stelle, an welche ſich dieſe Sage knüpfte, bot einen ſeltſamen, melancholiſch-ruhigen Anblick. Wilde Blumen weilten noch auf dem Raſen, deſſen grünes Schilfgras ſanft in den Neckar hinunter hing, der mit klagenden Tönen daran vorbei murmelte. Kein Wind bewegte die Bäume; aber in geringer Entfernung von dieſer Stelle erhob ſich der Thurm einer Kirche aus dem Gebüſche, und während ſie ruhig umherſchauten, ertönte plötzlich von dem heiligen Gebäude die Glocke, welche zum Begräbniſſe eines Todten ruft.

In ſolchem Einklange mit dem Orte, mit der Stunde und der ſtillen Ruhe, drang dieſes Geläute in ihre Ohren, daß es das Herz eines Jeden mit unbeſchreibbarer Gewalt erſchütterte. Es glich der Stimme aus einer andern Welt, die mitten in der Stille der Natur den eingeſchlummerten Geiſt von den Sorgen dieſer Erde hinwegruft; die Glocke lud ein, jedoch nicht abſchreckend, und ihr Klang hatte mehr etwas Sanftes, als Furchtbares.

Mit Thränen in den Augen wandte ſich Gertrud um, legte ihre Hand in die Trevylyans und flüſterte: „An ſolch einem ruhigen, abgeſchiedenen Orte und dennoch in der Nähe des Gotteshauſes, wünſchte ich, daß dieſer zerfallene Körper eine Ruheſtätte finden möchte!“

Letztes Kapitel.

Schluß dieſer Erzählung.

Von dieſem Tage an erlangte Gertruds Gemüth wieder ſeine gewohnte Heiterkeit, und in der folgenden Woche kam ſie nicht mehr auf ihr herannahendes Schickſal zurück; noch einmal ſchien ſie über die Nähe deſſelben ſich zu täuſchen. Bis zum letzten Athemzuge für Trevylyan beſorgt, wollte ſie vielleicht keinen Schatten über ihre irdiſche Trennung werfen, oder vielleicht, als ſie ihrem unwiderruflichen Looſe feſt entgegenſchaute, verſchwanden für ſie die Schrecken deſſelben. Die Saiten des Gedankens, bei der geringſten Bewegung zitternd, können durch ein einziges Ereigniß und in einer einzigen Stunde umgeſtimmt werden: Ein Ton heiliger Muſik,

ein grüner, ruhiger Begräbnißplatz kann die Geſtalt des Todes in einen Engel verwandeln. Und deßhalb ſtreiften die Griechen, nach einer ſchönen, weiſen Lehre, die eingebildete Düſterkeit vom Grabe weg und verkörperten den großen Gedanken der Ruhe durch feierliche, liebliche Bilder, unbekannt mit dem nordiſchen Wahnſinn, der aus der Ruhe ein Geſpenſt macht!

Aber während Gertruds Gemüth ſich wieder wohler fühlte, nahm ihr Körper ſchnell ab, und wenige Tage richteten jetzt eine Verheerung an, wozu kurz vorher noch Monate nöthig geweſen.

Eines Abends traf Trevylyan, welcher allein ausgegangen war, um den Gedanken, die er in Gertruds Gegenwart niederkämpfte, freien Lauf zu laſſen, unter den öden Ruinen des Schloſſes plötzlich mit Vane zuſammen. Allein ſtand dieſer ruhige, faſt verhärtete Zögling der mühen- und leidensvollen Welt da und betrachtete die verwitterten Fenſteröffnungen und den geſpaltenen Thurm, durch welche die Sonne jetzt ihre ſchiefen, ſcheidenden Strahlen warf.

Trevylyan, der dieſen kalten, unempfindlichen Mann bisher nur um Gertruds willen geliebt hatte, fühlte jetzt beinahe einen Haß gegen ihn, als er ſah, daß Vane zu ſolcher Zeit, wo der Tod ſchon an der Schwelle des Zimmers ſeiner Tochter weilte, noch ruhig lächeln, Betrachtungen anſtellen, moraliſiren und ſeine gewöhnliche Weltrolle ſpielen konnte. Er ſchritt langſam auf ihn zu, und als er dicht vor ihm ſtand, ſprach er mit hohler Stimme und erzwungenem Lächeln: „Sie amüſiren ſich hier vortrefflich, mein Herr; dies iſt eine ſchöne Ge-

und über ſchon ſeit tauſend Jahren geſtillte Schmerzen Betrachtungen anſtellen, iſt leichter, als an dem Krankenbette eines Mädchens wachen und das Herz von Furcht verzehren laſſen!"

Vane blickte ihn ruhig, aber feſt an und gab keine Antwort.

„Vane!" fuhr Trevylyan mit derſelben durch übernatürliche Anſtrengung erzwungenen Ruhe fort; „Vane, in wenigen Tagen wird Alles vorüber ſein und Sie und ich, die Herzloſen, die Maſchinen, die falſchen Weltmenſchen werden verlaſſen werden — verlaſſen von dem einzigen Weſen, das unſer dumpfes Leben verſchönert und durch ſeine Liebe jeden von uns eines Gedankens werth macht!"

Vane fuhr zuſammen und wandte ſein Geſicht weg. „Sie ſind grauſam!" ſprach er mit bebender Stimme.

„Wie, Mann!" rief Trevylyan, ihn raſch beim Arme ergreifend; „können Sie auch fühlen? Wird Ihr kaltes Herz gerührt? Kommen Sie denn," fügte er mit wildem Lachen hinzu, „kommen Sie, wir wollen Freunde ſein."

Vane trat mit einer gewiſſen Würde, die ſelbſt in dieſer Stunde auf Trevylyan Eindruck machte, bei Seite. „Nach wenigen Jahren," ſagte er, „wird man Sie ſo gut kalt nennen als mich; Sorge wird Sie die Weisheit des Gleichmuths lehren — es iſt eine bittere Schule, Herr — eine bittere Schule! Aber glauben Sie, ich ſehe wirklich unbekümmert meine letzte Hoffnung ſchwinden, das letzte Band zerreißen, welches mich an mein [Ge]ſchlecht knüpft? Nein, nein! Ich fühle es, wie nur

ein Menſch es fühlen kann; aber ich verberge meine Empfindungen, wie es einem im Unglück grau Gewordenen geziemt. Mein Kind iſt mir mehr, als Ihnen Ihre Braut; denn Sie ſind jung und reich und das Leben lächelt vor Ihnen; aber ich — nichts weiter, mein Herr, nichts weiter."

„Vergeben Sie mir," ſagte Trevylyan demüthig; „ich habe Ihnen Unrecht gethan, aber Gertrud iſt eine Entſchuldigung für jedes Verbrechen der Liebe; und jetzt hören Sie meine letzte Bitte — geben Sie mir ſelbſt am Rande des Grabes Ihre Tochter. Der Tod kann ſie nicht in ſeine Arme ſchließen, wenn eine Liebe gleich der meinigen über ihr wacht."

Vane ſchauderte. „Das hieße eine Todte freien," ſprach er — „nein!"

Trevylyan kehrte ſich um und eilte, ohne ein Wort zu ſprechen, von dannen. Er kehrte in die Stadt zurück; er ſuchte mit angenommener Ruhe den Eigenthümer des Grundſtückes auf, wo Gertrud ſich ein Grab gewünſcht hatte; er kaufte es und noch in derſelben Nacht ging er zu dem Prieſter der benachbarten Kirche und erſuchte ihn, die gekaufte Begräbnißſtätte nach den gebräuchlichen Ceremonien zu weihen.

Der Prieſter, ein betagter, frommer Mann, erſtaunte über dieſes Geſuch, ſowie über das Ausſehen deſſen, der es vorbrachte.

„Muß es ſogleich geſchehen, mein Herr?" fragte er zögernd.

„Sogleich!" antwortete Trevylyan mit ruhigem

Lächeln, „Sie wiſſen wohl, ein Bräutigam iſt natür-
lich ungeduldig.“

Während der nächſten drei Tage war Gertrud ſo krank, daß ſie ihr Bett nicht verlaſſen konnte. In dieſer ganzen Zeit ſaß Trevylyan vor ihrer Thüre, ohne zu ſprechen, und kaum die Augen vom Boden erhebend. Die Diener gingen ab und zu — er bemerkte ſie nicht; vielleicht bedurfte er gerade jetzt, als ſelbſt die fremden Dienſtboten bei Seite blickten, ihre Augen wiſchten und Gott um Troſt für ihn baten, weniger des Mitleidens, als zu jeder andern Zeit. Es gibt eine Abſtumpfung im Leiden, und ohne Qual ſchläft das Herz, wenn der Kummer es erſchöpft hat. Am vierten Tage ſtand Gertrud auf und wurde (aber wie verändert und doch immer noch lieblich!) ins gemeinſchaftliche Zimmer hinuntergeführt. Während dieſer drei Tage hatte der Prieſter ſie öfters beſucht, und ihr von Kindheit an religiöſes Gemüth war durch ſeinen Zuſpruch unbeſchreiblich beſänftigt worden. Sie nahm Speiſe aus Trevylyans Hand; ſie lächelte ihm eben ſo freundlich zu wie früher. Sie ſprach mit ihm, obwohl ihre Stimme ſchwach war und häufig unterbrochen wurde. Aber ſie fühlte keinen Schmerz; ohne Qual und nur allmählig trat das Leben zurück. „Mein Vater,“ ſagte ſie zu Vane, deſſen Geſicht, es mochte in ſeinem Innern vorgehen was da wollte, immer die gleiche Ruhe behielt, „ich weiß, wenn ich dahingegangen bin, wirſt Du Dich weit mehr grämen, als die Welt glaubt; denn ich allein weiß, wie Du vor vielen Jahren wareſt, die Freunde Dich verließen, die Stürme des Schick-

ſals über Dich hereinbrachen und meine arme Mutter ſtarb. Aber glaube ja nicht, daß mit mir Hoffnung und Troſt Dich verlaſſen. So lange der Himmel noch über der Erde lächelt, wird es Hoffnung und Troſt für Alle geben."

Sie wohnten nicht in der Stadt, ſondern hatten in der Vorſtadt ein Haus bezogen, welches die Ausſicht auf den Neckar gewährte. Vom Fenſter aus ſahen ſie jetzt ein leichtes Segel munter dahingleiten, bis es verſchwand und wieder Einſamkeit über dem Waſſer lag.

„Das Segel verſchwindet vor unſeren Augen," bemerkte Gertrud, nach demſelben hindeutend; „aber noch gleitet es eben ſo munter, obwohl wir es nicht mehr ſehen; und ich fühle, ja ich fühle, mein Vater, daß es ſich auch mit uns ſo verhält. Wir gleiten hinab den Strom der Zeit, fort aus den Augen der Menſchen; aber wir hören deßhalb nicht auf zu ſein!"

Und jetzt, als die Dämmerung hernieder kam, drückte ſie den Wunſch aus, man möchte ihr, ehe ſie zur Ruhe ginge, geſtatten, noch ein Weilchen mit Trevylyan allein zu ſein. Er ſaß jetzt nicht mehr an ihrer Seite; denn er traute ſich nicht ſo viel Stärke zu, ſondern in einiger Entfernung mit abgewandtem Geſichte. Sie rief ihn bei Namen; aber er gab weder Antwort noch kehrte er ſich um. Trotz ihrer Schwäche ſtand ſie vom Sopha auf, ging langſam durch das Zimmer, bis ſie zu ihm kam und ſank in ſeine Arme.

„Ach, Du Unfreundlicher! Zum erſtenmal unfreundlich! Willſt Du Dich von mir wegwenden? Komm, wir wollen noch einmal auf den Fluß hinunterblicken

Sieh, die Nacht dunkelt über ihm. Unſere ſchöne Reiſe, das Bild unſerer Liebe iſt zu Ende; unſer Segel wird nicht mehr aufgerollt werden. Nie wieder kann Deine Stimme die Müdigkeit der Kranken durch Sagen und Geſänge verſcheuchen; die Bahn iſt vollendet, das Schiff iſt zerbrochen, die Nacht bedeckt ſeine Trümmer, aber jetzt in dieſer Stunde liebe mich, ſei wie immer freundlich gegen mich. Laß mich immer noch Deine einzige Gertrud ſein — laß mich auch dieſe Nacht die Augen, wie früher, mit dem ſüßen Bewußtſein ſchließen, daß ich geliebt werde."

„Geliebt! — O Gertrud! Sprich nicht alſo zu mir."

„Komm, das biſt Du ſelbſt wieder!" Und ſie ſchmiegte ſich mit ſchwachen Armen ſchmeichelnd an ſeine Bruſt. „Und jetzt," ſprach ſie in mehr feierlichem Tone, „laß uns vergeſſen, daß wir ſterblich ſind; laß uns bedenken, daß das Leben nur ein Theil, nicht das Ganze unſerer Laufbahn iſt; laß uns in dieſer milden Stunde und während wir noch ungetrennt ſind, die Gegenwart des Ewigen in uns fühlen, ſo daß wir die Trennung nicht als Tod, ſondern nur als eine kurze Abweſenheit betrachten; und wenn einmal die Qual des Scheidens vorüber iſt, ſo mußt Du denken, daß wir bald wieder zuſammen kommen werden. Wie! Du wendeſt Dich immer noch von mir? Siehe, ich weine und klage nicht, ich habe die Qual unſerer Trennung beſiegt; willſt Du Dich von mir übertreffen laſſen? Erinnerſt Du Dich, Albert, wie Du mir einſt erzählteſt, haben die weiſeſten Männer des Alterthums im

Kerker und vor dem Tode ihre Feinde durch Beweiſe für die Unſterblichkeit der Seele getröſtet? Iſt das kein Troſt? Reicht er nicht hin? Oder nimmſt Du ſolche Gründe aus dem Munde der Weiſen, aber nicht von den Lippen der Liebe an?“

„Still! Still!“ erwiderte Trevylyan, ganz beſtürzt, „oder ich muß glauben, Du ſeieſt bereits ein Engel.“

Aber laßt uns dieſe Unterredung ſchließen, ohne die letzten heiligen Worte zu offenbaren, welche die Liebenden noch auf Erden austauſchten.

Als Vane und der Arzt wieder leiſe in das Zimmer ſchlichen, winkte ihnen Trevylyan ruhig zu ſein. „Sie ſchläft,“ flüſterte er; „ſtille!“ Und wirklich war ſie ermüdet durch ihre eigene Aufregung, und getröſtet durch den Glauben, ſie habe Denjenigen, bei welchem ihr Herz, wie immer weilte, beruhigt, an ſeiner Bruſt, in Schlaf, oder vielleicht auch in Ohnmacht geſunken. Als ſie ſo ſchön, ſo ſchwach, ſo zart dalag, verwandelte ſich Dämmerung in Dunkelheit und der erſte Stern ging wie die Hoffnung der Zukunft über der finſteren Erde auf.

Nichts konnte der äußeren Stille gleichkommen, als die Stille, welche athemlos im Innern herrſchte. Denn nicht einer von der Gruppe regte ſich oder ſprach; und Trevylyan, ſich über Gertrud hinbeugend, wandte kein Auge von ihrem Geſichte, beobachtete die geöffneten Lippen und glaubte ihren Athem einzuziehen. Ach, der Athem war entflohen! Ohne einen Seufzer war ſie vom Schlafe zum Tode übergegangen! Glücklich, unendlich glücklich in dieſem Tode! — Sie lag ja in den Armen treuer Liebe, und ihr letzter Gedanke war durch

das Bewußtſein ihrer Unſchuld und die Gewißheit des Himmels erheitert worden!

— — — — — —

— — — — — —

— — — — — —

Nach langem Aufenthalte auf dem Feſtlande kehrte Trevylyan nach England zurück. Er ſtürzte ſich in das Geſchäftsleben und wurde, was man in dieſer Zeit kleiner Namen, einen berühmten, ausgezeichneten Mann nennt. Wodurch aber ſein ſpäteres Benehmen ſich hauptſächlich auszeichnete, war die ununterbrochene Raſtloſigkeit. Er nahm alle möglichen Geſchäfte vor. wenn ſie auch noch ſo verſchiedenartig waren — Ökonomie — Wiſſenſchaften — ehrgeizige Plane — Vergnügungen. Nie ließ er einen Ruhepunkt in ſeiner Laufbahn eintreten, und was für Andere die Sorge, das war für ihn die Ruhe. Er lebte in der Welt wie andere Menſchen — das heißt, er kam ſeinen Pflichten nach, befriedigte ſeine Neigungen und füllte immer ſeine Stelle aus. Aber es war eine tiefe, winterliche Veränderung mit ſeinem Innern vorgegangen — das Sonnenlicht ſeines Lebens war dahin, die Lieblichkeit der Romantik hatte für ihn die Erde verlaſſen. Der Stamm trotzte wie bisher dem Sturme, aber die grünen Blätter waren auf immer von ihm abgeſtreift und der Vogel hatte ſeine Zweige verlaſſen. Einmal hatte er die Schönheit, das Kind des Geſanges angebetet; die Herrlichkeit und Glut ſolcher Gedanken,

die unſerer gemeinen Erde nicht angehören; aber die Quelle der Begeiſterung war vertrocknet und die goldene Schale lag zerbrochen an derſelben. Mit Gertrud war die Poeſie des Lebens dahin. Wie ſie ſelbſt ihm ihren Verluſt geſchildert, ſo war eine Muſik über der Oberfläche der Dinge verklungen, und mochte auch die Barke noch ebenſo ſchnell ſegeln und die Wogen des Stromes mit gleichem Stolze rauſchen, etwas, das im Herzen einſt geklungen hatte, war ſtille und der Zauber der Reiſe gebrochen.

Und Gertrud ſchläft an dem Orte, wo ſie ihr letztes Lager zu erhalten wünſchte; und theurer, o viel theurer iſt dieſe kleine Stelle an den fernen Ufern des ſchönen Neckars dem Herzen Trevylyans, als all die großen Ländereien und fruchtbaren Gefilde ſeines Stammgutes. Noch bewahrt der Raſen ſein ſmaragdenes Grün und es ſcheint faſt, als blühen die Feldblumen an dem einfachen Grabe in reicherer Menge als früher. Eine Uferkrümmung bricht die Flut des Neckars, weßhalb ſeine Strömung hier ſtillhält, als wollte er zögernd an dieſem einſamen Grabe weilen und unter dem ſäuſelnden Schilfgraſe klagen, ehe er weiter fließt. Und als ich das letztemal dieſes ruhige Plätzchen betrachtete, als ich den friſchen Raſen und den Farbenglanz der Blumen erblickte, da kam es mir vor, es würde wirklich dieſer Ort von ätheriſchen Händen gepflegt, es ſei kein bloß eingebildeter Zauber, womit ich die Elfen in meiner Geſchichte einführte, ſondern ſie ſchützten in Wahrheit, als treue, wenn auch ungeſehene Wächter, vor jedem entheiligenden Fußtritte und dem rauhen Einfluſſe

Jahreszeiten das Grab derjenigen, die von ihrem Geſchlechte ſo geliebt wurde und bei ihrer zarten, fleckenloſen Tugend, ein Recht auf die Verwandtſchaft mit dem ſchönen Ideale der Welt hatte. Iſt einer unter uns, der nicht irgend ein Weſen gekannt hätte, dem gegenüber es als keine zu zügelloſe Phantaſie erſcheinen dürfte, ſolchen Träumen ſich hinzugeben?

Sämmtliche Buchhandlungen Deutſchlands ſind im Falle eine Anzahl Exemplare des berühmten Prachtwerks:

Tauſend und Eine Nacht.

Arabiſche Erzählungen; zum erſtenmale aus dem Urtext überſetzt von

Dr. G. Weil.

Große Pracht-Ausgabe mit 2000 herrlichen Bildern.

Vier Bände in Lexikonformat (32 fl. oder 20 Rthlr.)

um 12 fl. oder 7 Rthlr. 12 ggr. für unbeſtimmte Zeit

ablaſſen zu können. Eine Beſchleunigung der Aufträge wird am Platze ſein. Solche Liebhaber, welche dieſes Werk theilweiſe ſchon beſitzen, benachrichtigen wir davon, daß ſie das ihnen noch Fehlende à nur 2 kr. oder ½ ggr. pro Lieferung durch uns beziehen und ſomit unvollſtändige Exemplare billig complettiren können.

Das Prachtwerk:

Der ſinnreiche Junker Don Quixote.

Von

Miguel Cervantes de Saavedra.

Aus dem Spaniſchen.

Mit dem Leben des Cervantes und einer Einleitung von Heinrich Heine.

Große Prachtausgabe mit 800 ſchönen Holzſchnitten.

Zwei Bände in Lexikon-Octav (14 fl. oder 8 Rthlr. 12 ggr.)

können alle Buchhandlungen, ſoweit der Vorrath noch reicht,

für nur 6 fl. oder 3 Rthlr. 12 ggr.

liefern, und verbinden wir damit die Anzeige, daß ſolche Liebhaber, welche dieſes Werk theilweiſe ſchon beſitzen, das ihnen noch Mangelnde à nur 2 kr. oder ½ ggr. pro Lieferung durch uns beziehen, und ſomit ihre unvollſtändigen Exemplare billig [co]mplettiren können.

Scheible, Rieger & Sattler.

Lytton, Edward Bulwer Lytton,

E. L. Bulwer's sämmtiche Romane aus dem Englischen

Bd.: 20

Stuttgart 1845

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.angl.o.10(10#1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11714807-1